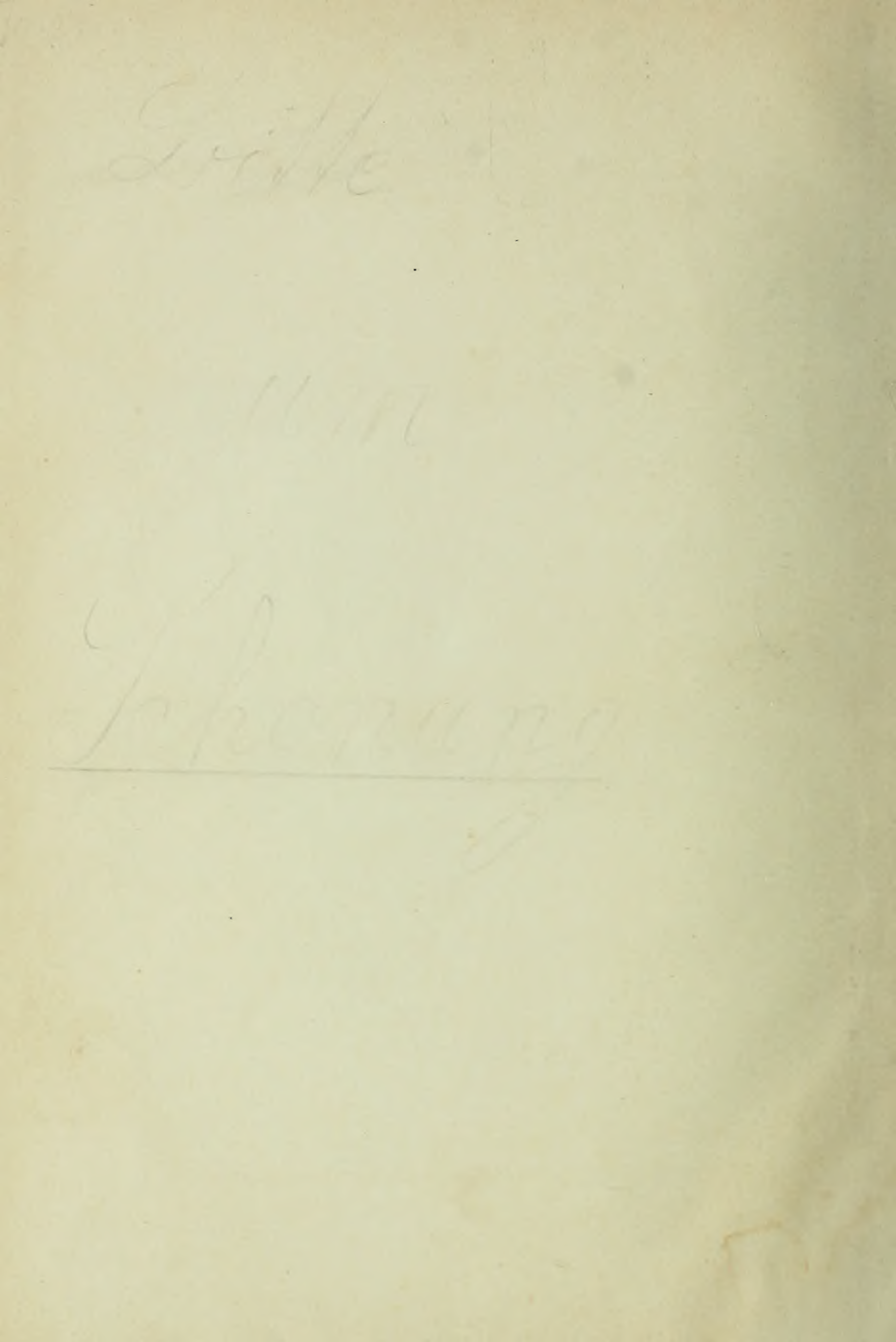
Bahnbrecher im Kameruner Urwalde



Zwei Erzählungen
von
C. FALKENHORST.







Mündung des Kamerunflusses. (S. 26.)

Bahnbrecher im Kameruner Urwalde.

Zwei Erzählungen für jung und alt.

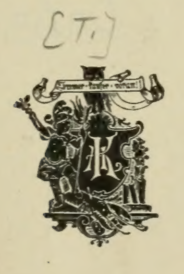
Von

C. Falkenhorst.

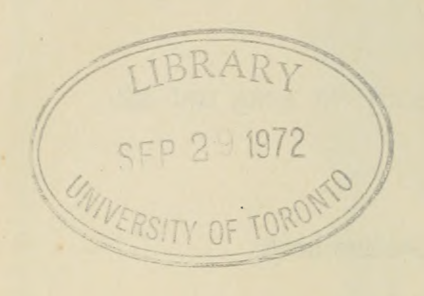
---

1. Der Baumtöter.
2. Der Sklave des Haussa.

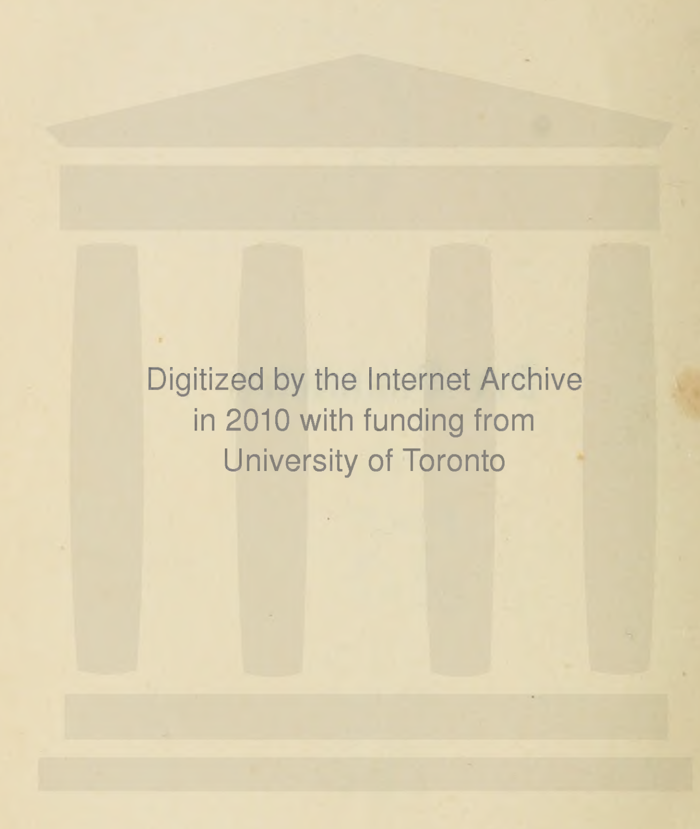
Illustriert von Rud. Hellgrewe.



Dresden und Leipzig.
Verlag von Alexander Köhler.


LIBRARY
SEP 29 1972
UNIVERSITY OF TORONTO

Der Baumtöter.



Inhalt.





I.

Das südliche Kreuz.

Es war im wundervollen Monat Mai des Jahres 1880. Durch einen der duftenden Haardtwälder Thüringens schritten zwei Männer auf dem steilen Bergpfade. Dem einen hatte der Schnee des Alters das Haupthaar gebleicht und die Zeit zahlreiche Silberfäden in den langen, dunklen Bart gewoben; der andere stand in der vollen Blüte der Jugend, war schlank gewachsen wie die Tannen der Berge, unter denen er groß geworden war; frisches Rot färbte seine Wangen, die blauen Augen schauten lebensfroh drein, und der stramme Schnurrbart verlieh dem Antlitze ein soldatisches Gepräge.

Im nahen Eichwalde begann der Kuckuck zu rufen. Der Alte blieb stehen.

„Er ruft für Sie, junger Freund!“ sprach er und lauschte und zählte.

„Er will nicht aufhören,“ fuhr er nach einer Weile fort. „Bis dreißig habe ich gezählt, und er ruft immer noch. Freilich, Sie tragen erst ein Vierteljahrhundert auf

dem Rücken, und da ist die Hoffnung auf ein langes, glückliches Leben noch selbstverständlich. Aber gelt, erfreulich ist das Zeichen, das uns heute der Waldprophet gibt. Sie reisen ja heute ab . . . nach dem gefährlichen Afrika. Nun, der Kuckuck hat gut prophezeit, er ruft ja noch immer! Sie werden dort in dem fernen Tropenlande, in den Fiebersümpfen nicht sterben und verderben, sondern heil zurückkehren!"

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht, Herr Professor," erwiderte der junge Mann. „Ich fürchte nicht die Gefahren der fernen, fremden Welt. Das Unbekannte lockt mich, aber offen gestanden, scheint mir das Ziel, das ich mir gesteckt habe, ein wenig niedrig zu sein. In einer Pflanzung in der Nähe der Küste zu bleiben, das ist eine bescheidene Tätigkeit. Wie glücklich waren die anderen, älteren, die in das Herz des dunklen Weltteiles vordringen durften! Wie ruhmgekrönt kehrten sie heim! Mich wird man vergebens in der Liste der verdienten Afrikaner aufsuchen wollen!"

Der alte Professor lächelte und sprach: „Die alte Geschichte! Dem fraglichen Ruhmesglanze entgegen flattert die Jugend wie die Motten dem Lichte! Kommt das reifere Alter, so urteilt man anders. Ruhm und Ehren der Welt sind Nebendinge, die von der Göttin des Glücks ausgeteilt werden, und die wir uns niemals als Ziel unseres Arbeitens und Ringens setzen dürfen. Behalten Sie nur eins fest im Auge: die heilige Pflicht! Erfüllen Sie diese nach bestem Wissen und Gewissen, mit aller Kraft, die Ihnen zur Verfügung steht, und Sie werden am Schlusse Ihrer Tätigkeit nach Ruhm und Auszeichnung nicht dürsten, und wenn Sie kommen sollten, um den Lebensabend zu

verschönern, so wird in Ihrem Herzen die Sonne des Bewußtseins, die übernommene Pflicht erfüllt, dem Vaterlande, der Menschheit genützt zu haben, alle jene glänzenden Sterne mit ihrem wärmenden Scheine überstrahlen."

Es schien, als ob diese Worte dem jungen Manne nicht zu sehr zu Herzen gingen; sie richteten ihn nicht auf; im Gegenteil, er senkte noch trauriger das Haupt.

Das entging dem alten Freunde nicht, und rasch fuhr er fort: „Die alte Geschichte, lieber Freund! Neidisch blickt die Jugend zu dem Ruhme der Väter hinauf, verzehrt sich in Sehnen, Gleiches zu erstreben, und wird mit Betrübnis gewahr, daß die Alten ihr so wenig zu tun übrig gelassen haben. Da steht das Reich, fest gefügt, gekittet mit Blut und Eisen; keine Kaiserkrone ist mehr auf den Schlachtfeldern zu erstreiten — errungen ist das heiße Sehnen — aber ach, wieviel bleibt noch zu tun, um den stolzen Bau zu vollenden, traulich und heimisch zu gestalten. Die Väter zogen auch hinaus in das dunkle Afrika, haben es so oft durchquert, haben in das Herz des wunderbaren Weltteils geschaut; jenseit der Wüste seltsame Reiche mit Millionen Menschen entdeckt; dem Laufe der großen, rauschenden Ströme sind sie gefolgt; über stolze Berge sind sie gezogen; zerrissen ist der Schleier, der einst geheimnisvoll den dunklen Weltteil verhüllte, ja, die Zeit ist vorüber, da man in fernen Weltteilen große Entdeckungen machen konnte. Diese ruhmgierigen Väter! Auch hier haben sie das Wichtigste getan! Und doch haben sie nur für ihre Nachkommen gewirkt, nur ein unermeßliches Feld für deren Tätigkeit erschlossen.

In dem geeinten Reiche erwacht immer mächtiger der Wunsch, deutsche Kolonien zu besitzen. Wir wissen ja,

welchen Nutzen andere Völker aus ihren überseeischen Besitzungen ziehen, während wir Kolonialwaren, die wir brauchen, ihnen für schweres Geld abkaufen müssen. Man sagt, daß die besten Teile der Erde bereits vergeben sind: das schöne Amerika, das reiche Indien. Trostloses Land sei nur noch herrenlos geblieben, die armselige Negerheimat in Afrika und die kleinen Inseln der Südsee. Ob es sich lohnt nach diesen Gebieten die Hand auszustrecken?

Die Entdecker haben uns gezeigt, daß Afrika eine Welt für sich darstellt, eine Welt mit Wüsten und Steppen, aber auch mit herrlichen Waldungen, fruchtbaren Auen und Tälern; ein fruchtbares Feld, das noch wüst und brach daliegt, weil es vernachlässigt wird, weil dort drüben noch Millionen Hände der Erziehung zur beglückenden Arbeit harren. Es gilt heute, Größeres zu vollbringen, als die Quellen von Riesenströmen, den Verlauf von Gebirgszügen zu entdecken; es gilt das lange, lange vernachlässigte Afrika als nützliches Glied an die Kulturwelt anzuschließen. Allerdings zweifeln gar viele, ob hier in Afrika der Tabak, dort die Baumwolle gedeihen, ob der Kakaobaum seine Früchte zu würziger Reife bringen werde. Aber Afrika ist groß, ist ein Weltteil für sich, und er harrt der Zauberer, der Helden der Arbeit, die aus ihm ein neues Indien machen würden!

Jung-Deutschland ist stolz auf seine Flotte, es fühlt, daß seine Schwingen zu weiten Flügen erstarkt sind. Afrika winkt ihm als ein weites Feld seiner fruchtbringenden Tätigkeit. Deutsche Händler und Pflanzer, die sich an den Küsten des schwarzen Weltteils niederlassen, sind die Pioniere der künftigen deutschen Kolonialmacht. Das ist kein niedrig stehendes Ziel. Gehen Sie hinaus und ar-

beiten Sie unverdrossen mit der festen Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Sie werden an Ihrem Wirken tausend Freuden finden. Ihr Werk wird allerdings einem jungen Bäumchen gleichen, das die kurzsichtige Menge gering achtet; Sie aber werden wissen, daß dieses Bäumchen einst erstarken, Schatten spenden und Früchte tragen wird. In diesem Bewußtsein werden Sie den Lohn Ihres Wirkens suchen müssen, und glauben Sie mir, er wird köstlich sein!

Eine andere Welt wird Sie umgeben. Mitten unter rohen oder verdorbenen Völkern werden Sie leben, aber der Himmel Afrikas wird auch für Sie Leitsterne haben, über Ihrem Haupte wird das Sternbild des südlichen Kreuzes strahlen. So oft Sie zu ihm aufblicken werden, denken Sie daran, was diese vier Sterne den alten Seefahrern bedeuteten. Mögen die Tugenden, als deren Sinnbild die Sterne einst galten, niemals in Ihrer Brust erlöschen, und Gott wird Ihrem Wirken den nötigen Segen verleihen!"

Der alte Mann reichte dem jungen Freunde die Hand. Ein inniger Druck belehrte ihn, daß er verstanden worden war.

Hand in Hand schritten beide durch den deutschen Wald

* * *

Wenige Tage nach dieser Unterredung im Thüringer Walde schiffte sich Hans Ruhl — so hieß der junge Mann — auf dem Hamburger Dampfer „Ariadne" nach Afrika ein.

Hans Ruhl war der Sohn eines angesehenen Kunstgärtners und hatte den Beruf des Vaters zu seinem eigenen gewählt. Er hatte zu diesem Zwecke eine ausgezeichnete

Vorbildung erhalten, die Realschule besucht, auf der Universität Pflanzenkunde studiert und dann in berühmten Gärten Deutschlands und des Auslandes gearbeitet. Im Verlaufe seiner Studien lernte er die besten Schilderungen der tropischen Natur kennen, wurde mit den Werken berühmter Entdeckungsreisender vertraut und von der Sehnsucht erfaßt, die fernen Länder, die soviele herrliche und eigenartige Pflanzen Europa geschenkt haben, mit eigenen Augen zu schauen.

Vater Ruhl hatte dagegen nichts einzuwenden. Sein Wunsch ging nur dahin, sein Sohn sollte drüben dem praktischen Gartenbaue sich widmen und auf diese Weise seine Kenntnisse bereichern; denn er meinte, Hans würde nach einigen Jahren doch zurückkehren und die väterliche Kunstgärtnerei übernehmen.

Damals schrieb man 1880. In keinem der Kolonialländer der Welt wehte die deutsche Flagge, aber der Gedanke, deutsche Kolonien zu gründen, war bereits erwacht, und deutsche Händler arbeiteten vorbereitend an den Küsten Afrikas und auf den fernen Inseln der Südsee. So hatten Hamburger Kaufleute an der Westküste Afrikas eine Reihe von Faktoreien errichtet, in welchen sie einen schwunghaften Handel mit den Eingeborenen trieben; von dorther erschienen alljährlich ihre Schiffe, reich beladen mit Palmöl, Palmkernen und Elfenbein. Die angesehensten dieser Handelshäuser stellten sich außerdem noch eine andere Aufgabe; sie wollten versuchen, ob man in Westafrika Plantagen gründen könnte, und ließen in eigenen Stationen Versuche im Anbaue von Kaffee, Kakao oder Tabak anstellen. Mit diesen Kaufleuten setzte sich Vater Ruhl in Verbindung und erwirkte für seinen Sohn Hans eine

passende Stellung in einer neugegründeten Kakaopflanzung in dem damals noch herrenlosen Lande Kamerun.

Es war Ende Mai, als die „Ariadne" die Anker lichtete und in die weiten Meere hinausdampfte, um den jungen Deutschen in das Land seiner Träume zu entführen. Deutschlands Küsten, Europas Gestade entschwanden nach und nach den Augen des Reisenden, sein Blick schaute zuletzt nur noch Wasser und Himmel, und seine Gedanken und Hoffnungen wandten sich ausschließlich dem fernen, unbekannten Ziele seiner Reise zu.

Allmählich näherte sich das Schiff den Inselgruppen, die einst als die äußersten Grenzen der Erde angesehen wurden, als die äußersten westlichen Marken des Festlandes, hinter denen sich nach der Anschauung des Mittelalters der gewaltige Ozean bis zu den Ostküsten Asiens erstrecken sollte, jene Inseln, auf welchen Martin Behaim und der kühne Kolumbus ihre Entdeckungspläne entwarfen.

Nach neuntägiger Fahrt tauchte das grüne, hochaufsteigende Eiland Madeira aus dem Meere empor; dreißig Stunden später lief das Schiff in den Hafen von Santa Cruz der Insel Teneriffa ein, wo der steile, mit zackigen, schroff zum Meere abstürzenden Felsenbildungen versehene Pik in erhabener Schönheit zum Himmel sich emportürmt.

Und weiter ging die Fahrt durch Gewässer, die einst als das „Meer der Finsternis" von den Seefahrern gefürchtet wurden, und in die sich erst im fünfzehnten Jahrhunderte portugiesische Seefahrer hineinwagten, um langsam, Schritt für Schritt, die Küste des westlichen Afrika zu entschleiern und schließlich nach jahrzehntelangem Müher

den Seeweg nach Indien zu entdecken. Wie rasch durchfurchte der Dampfer diese Wüsten des Meeres!

Schon am 12. Tage der Fahrt wurde der Wendekreis des Krebses passiert, und da es Juni war, so sah Hans Ruhl die Sonne am Mittag im Zenith gerade über seinem Haupte stehen, und in den nächsten Tagen schien sie ihm bereits nicht wie bei uns vom südlichen, sondern vom nördlichen Himmel. Die Tropen waren erreicht, und der Jahreszeit entsprechend, traten die Reisenden in die Zone der tropischen Regen ein. Heftige Gewitterregen stürzten auf das Meer hinab; plötzlich erhoben sich die Unwetter, tobten unter Sturm, Blitz, Donner und Regenguß, um schnell vorüberzubrausen. Dann sah man auf den beruhigten Meereswellen Doppelstrahlen wie niedrige Fontainen im Winde zerstieben: Wale umschwärmten das Schiff. Am Himmel in den Lüften ließen sich aber zahlreiche Sturmvögel und Möven sehen, die Nähe des Landes verratend. Sie lauerten auf Beute und stürzten tiefer, wenn ein Schwarm Flugfische aus den Wellen für kurze Augenblicke emporschnellte. Und durch den Wind aus der Ferne vertrieben, fiel ein matter Schmetterling auf Deck des Schiffes.

Wunderbar eigenartig waren auch die Nächte auf dem Atlantischen Ozean. Manchmal erglitzerte das Meer von ungezählten Mengen Funken; ungezählte Scharen winziger phosphoreszierender Tiere erzeugten das magische Schauspiel des Meeresleuchtens. Droben aber am dunklen Firmamente glänzten die ewigen Sterne. Ach, ein Blick zu dem Himmelsdome belehrte Hans Ruhl, wie fern er von der Heimat war; denn ein anderer Himmel wölbte sich über seinem Haupte, Sterne, die er noch niemals gesehen hatte, wiesen dem Schiffe den Weg.

Tiefer und tiefer sank der nördliche Polarstern, und Sterne, die in der Heimat hoch zu stehen pflegten, erschienen jetzt niedrig am Horizonte. Der „große Bär", der wohlbekannte „große Wagen", näherte sich den Fluten, ihm gegenüber leuchteten andere Sternbilder. Da stand der gewaltige Skorpion am Himmel, da strahlte der mächtige Zentaur, aber das Auge Hans Ruhls folgte der uralten Milchstraße, neben der in mildem Glanze die vier Sterne des südlichen Kreuzes schimmerten. Man sieht sie nicht in unserer nordischen Heimat, aber in alten Zeiten erzählte man sich von einem Kreuze, das am Himmel der den Völkern Europas noch unbekannt gebliebenen südlichen Halbkugel strahlen sollte.

Man lehrte im Mittelalter, daß das Paradies der ersten Menschen fern im Süden auf einer glücklichen Insel gelegen und daß über ihm als sinnige Verheißung das Sternbild des Kreuzes in den lauen Nächten geglänzt habe. Der italienische Dichter Dante, der Schöpfer der unsterblichen „Göttlichen Komödie", schilderte in dieser den Anblick des südlichen Himmels nach den sagenhaften Angaben, die in seinem Zeitalter erzählt wurden. Er gedachte auch des südlichen Kreuzes, indem er folgende Strophe dichtete:

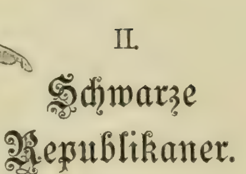
„Ich wandte mich zur rechten Hand und spähte
Zum andern Pol, und vier der Sterne sah ich,
Die niemand schaut', als nur die ersten Menschen.
Zu freu'n schien sich der Himmel ihrer Flämmchen;
O mitternächtige Lage, du verwaiste,
Da du beraubt bist, diese zu betrachten!"

Man schrieb diesen vier Sternen eine besondere Bedeutung zu. Hoch am Himmel sollten sie die Haupt-

tugenden versinnbildlichen, die gleich den Sternen ewig in der Brust aller Menschen strahlen sollten, und deren Erstrebung schon aufgeklärte Heiden gelehrt haben: die Haupttugenden der Weisheit oder Besonnenheit, der Tapferkeit oder Männlichkeit, der Mäßigkeit oder Selbstbeherrschung und der Gerechtigkeit oder Rechtschaffenheit. Die Gestalt des Kreuzes ermahnte aber an eine noch höhere Tugend, an die Nächstenliebe, an die Verbrüderung feindlich getrennter Menschen und Völker.

An diese alten Überlieferungen, die sich einst an das Sternbild des südlichen Kreuzes knüpften, dachte Hans Ruhl, da er in der weltverlorenen Einsamkeit des Ozeans zu dem gestirnten Himmel emporblickte. Eine weihevolle Stimmung erfüllte seine Brust, und unwillkürlich dachte er zurück an den Abschiedsgang durch den deutschen Tannenwald, und die letzte Mahnung des alten Freundes klang wieder in seinen Ohren. „Gottlob,“ flüsterte er, „ich weiß, was dieses milde Kreuz bedeutet! Ein heiliges Symbol soll es auch mir sein! Auf den verschlungenen Pfaden durch die Wildnisse einer unbekannten Welt soll es mir ein Leitstern sein!“





II.

Schwarze Republikaner.

„Morgen werden wir landen!“ sprach der Kapitän der „Ariadne“ und wies mit der Hand nach Norden hin. „Sehen Sie, Herr Ruhl, dort taucht Afrikas Küste aus den Fluten, und unsere Blaujacken begrüßen sie mit Freuden. Sie sind ja matt geworden von der schwülen Hitze des Südens, aber bald wird ihnen der schwerste Teil der Arbeit abgenommen werden; denn es ist Sitte, daß in dieser Gegend die europäischen Schiffe ihre Mannschaft durch schwarze Schiffsjungen, die an das heiße Klima gewöhnt sind, verstärken. Wir werden landen, um ein Dutzend der Krujungen zu mieten, und Sie werden dabei Gelegenheit finden, Monrovia, die Hauptstadt der Republik Liberia, kennen zu lernen!“

Hans Ruhl blickte nach Norden. Auf den zerrissenen

Wolken erlosch der letzte Schein der Abendsonne, und unter ihnen am Horizonte streckte sich ein langer, heller Streifen, die Küste des Festlandes. Das Auge vermochte jedoch keine Einzelheiten mehr zu erkennen; denn die Dämmerung brach ein, und bald folgte ihr die finstere, mondscheinlose Nacht.

Noch einige Stunden Fahrt, dann warf die „Ariadne" vor Monrovia Anker. Wie oft schaute Hans Ruhl zu dem flackernden Lichte des Leuchtturms hinüber! Der Schlaf floh ihn; er sollte ja zum ersten Male seinen Fuß auf Afrikas Boden setzen, und wie wichtig erschien ihm damals gerade dieses Land, das noch vom Dunkel der Nacht seinen Blicken entzogen wurde!

Liberia ist keine europäische Kolonie, sondern ein freier Negerstaat, den der vor Jahrzehnten erwachte Sinn für Menschlichkeit geschaffen hat.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts konnte noch niemand mit Bestimmtheit hoffen, daß die Sklaverei in den Südstaaten der nordamerikanischen Union in naher Zukunft abgeschafft werden würde. Aber in den nördlichen Staaten fanden die bedrückten Neger Beschützer und Gönner. Man faßte dort den Gedanken, Afrika durch freiwillige Einwanderung befreiter Neger zu kolonisieren und auf diese Weise im dunklen Weltteil Christentum und Zivilisation zu verbreiten; man hoffte, daß es gelingen werde, durch schwarze Kulturträger das Übel der Sklaverei an seiner Quelle zu bekämpfen. Zu diesem Zwecke bildete sich im Jahre 1816 die „American Colonisation Society", und im Jahre 1820 verließen die ersten schwarzen Kolonisten New-York. Man hatte ihnen die Gegend bei Kap Mesurado angewiesen, und am 25. April 1822 wehte zum ersten

Male die nordamerikanische Flagge über der Stätte, wo sich jetzt Monrovia erhebt, die ihren Namen zu Ehren des damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika erhielt. Fünfundzwanzig Jahre später wurde die Republik der Schwarzen unabhängig und von europäischen Staaten anerkannt.

Wie hatten nun die Neger die ihnen gebotene Hilfe benutzt, wie hatte sich ihr „Staat" entwickelt? Die Berichte, die in Europa verbreitet wurden, lauteten so verschieden. Nun sollte Ruhl sich durch eigenen Augenschein davon überzeugen.

Am 17. Juni ging die Sonne zwischen geballtem Gewölk auf, und ihre goldenen Strahlen fielen auf das nahe Land. Herrlich erschien Ruhl der Küstensaum, mit mächtigen Palmen, Wahrzeichen der Tropen, geschmückt. Und schön bot sich Monrovia den Blicken des Ankömmlings dar; hinter flachem, sandigem Strande zeigte sich eine Anzahl mit grünem Buschwerk bedeckter Hügel und auf einem ein allerliebstes Durcheinander von baumreichen Gärten und schmucken Landhäusern. So idyllisch hatte Ruhl die Stadt der Schwarzen sich nicht vorgestellt, und er brannte vor Ungeduld, sie betreten zu dürfen.

Aber der Meeresgott war ihm nicht hold. An der flachen Meeresküste Afrikas bildet er eine eigenartige Brandung, die von den Engländern „Surf", von den Portugiesen „Calema" genannt wird. Da kommt von den Höhen des Ozeans der langgestreckte Wellenzug und verwandelt sich, indem er die seichteren Stellen an der Küste erreicht, in einen vollständigen Roller, der sich im Heranstürmen immer steiler aufrichtet und, durch Reibung am Boden gehemmt, mit seinem vorauseilenden oberen Teile

nach vorn wölbt, um endlich nahe am Strande in schönem Bogen überzufallen. Während eines Augenblicks gleicht die Masse einem flüssigen, durchscheinenden Tunnel, im nächsten bricht sie in gewaltigem Sturze donnernd und prasselnd zusammen. Es hat einen eigenartigen Reiz, den heranstürmenden, mit sprühenden, flatternden Mähnen geschmückten Wogenwällen zuzuschauen und dem regelmäßigen Donner der zerstäubenden Wassermassen zu lauschen, wenn man müßig am festen Ufer steht; aber der Schiffer, der landen möchte, ist kein Freund dieser Brandung. Geht sie hoch, so verwehrt sie jedem Boote die Durchfahrt, und dann müssen Schiffe untätig warten, bis das Meer sich beruhigt hat.

So mußte auch diesmal Hans Ruhl auf die Verwirklichung seines Wunsches volle vierundzwanzig Stunden warten. „Wer Afrika besucht, muß sich mit Geduld wappnen," belehrte ihn der Kapitän. „Sie werden noch auf andere, viel schlimmere Geduldsproben gestellt werden."

Am nächsten Morgen kamen die Krujungen in ihren einfachen, langen Booten vom Lande herübergerudert, und unter ihrer Leitung wurde Hans Ruhl in Begleitung des Kapitäns sicher über die ruhiger gewordene Brecherzone gebracht.

„Willkommen!" tönte es den beiden in den süßen Lauten der Muttersprache entgegen; denn ein Agent des Hamburger Geschäftshauses, das auch in Monrovia eine Faktorei besaß, erwartete den Landsmann am Strande. Nun schritten sie hügelan zu der afrikanischen Stadt; aber Hans Ruhl war nicht wenig enttäuscht. Aus der Ferne hatte Monrovia einen so anziehenden Anblick geboten, nun zeigten sich die Mängel dieser Hauptstadt. Sie hatte

damals etwa 3000 Einwohner, aber sie war doch keine Stadt in unserem Sinne des Wortes. Nirgendwo schlossen sich zwei oder drei Gebäude dicht aneinander, die Häuser waren vielmehr durch weite Zwischenräume voneinander getrennt. Die sogenannten Straßen, deren Fluchtlinien durch die Einzäunungen der Gärten erkenntlich waren, streckten sich lang dahin, und viele von ihnen waren breiter als „die Linden" in Berlin; aber niemand schien sich um ihre Pflege zu kümmern. Gras und Rohr wuchsen überall üppig, und so wurden die Straßen als bequem gelegene Weideplätze von den klein gewachsenen Rindern, den Ziegen und Schweinen Monrovias benutzt, während die Menschen in der Gras- und Rohrwildnis für sich schmale Fußpfade getreten hatten — das waren afrikanische Bürgersteige!

Sehr eigenartig berührten in dieser Umgebung die in europäischem Stil gebauten Häuser den Fremdling. Wildnis und Gesittung reichten sich auf diesem Stück Erde die Hände. Und die Bürger Monrovias! Die vornehmen schwarzen Herren trugen schwarze Röcke, weiße Westen und breite Hosen, just wie es in den Südstaaten Amerikas Mode war; auch ihre Frauen trugen Kleider nach dem Modeblatt, aber die Dienerschaft und das gemeine Volk Monrovias trieb sich noch halb nackt herum, lediglich mit einem Lendenschurz bekleidet.

Das sachverständige Auge Ruhls prüfte die Gärten Monrovias, aber die waren verwahrlost; traurig war es um die Gemüsebeete und die Pflanzungen bestellt. Viehzucht und Ackerbau standen hier auf einer sehr, sehr niedrigen Stufe. Die freien, gebildeten Neger beschäftigten sich hauptsächlich nur mit dem Handel, und in den Faktoreien

sah man wie vor Jahrzehnten in den Küstenstädten dieser Gegend vor allen Dingen nur Palmöl und Palmkerne, die Geschenke, welche die nützliche Ölpalme seit Jahrhunderten dem Negervolke spendet. Und doch bot das Land soviel andere nützliche Erzeugnisse. Hier gedieh der liberianische Kaffeebaum, der viel höher und auf den ersten Blick roher als der arabische erscheint, dessen Bohnen aber fast ebensogut wie die des edelsten Mokka sind. Die Europäer würden ihn sehr gern gekauft haben, aber viel von diesen Waren kam nicht auf den Markt; denn die schwarzen Bürger Monrovias schwärmten durchaus nicht für Plantagen und hatten außerdem, um ihre „Freiheit" bewahren zu können, den Weißen verboten, Land zu erwerben.

Die Abneigung des Negers gegen einen regelrechten Ackerbau, der mehr einbringen würde, als der Mensch gerade braucht, um nicht Hungers zu sterben, fiel hier Hans Ruhl auf Schritt und Tritt auf, und doch ist der Ackerbau die Grundlage aller Kultur, das feste Bollwerk aller Bildung; erst auf ihm vermag sich die Industrie zu entwickeln und der Handel seine schönen Blüten zu entfalten.

„Ach, der Neger ist überhaupt faul," belehrte ihn sein Begleiter, der erfahrene Agent der Faktorei, „und an der weiten, weiten Küste Westafrikas gibt es bis heute nur einen einzigen, einige Tausende Seelen zählenden Volksstamm, der geneigt ist, sich als Arbeiter zu vermieten. Das ist der Stamm der Krus. Sie haben die braunen, muskulös gebauten Krumänner bereits kennen gelernt, da Sie auf dem Boote die Barre Monrovias passiert haben. Die Leute sind eigentlich am Kap Palmas zu Hause, aber

man sieht sie sonst überall an der Westküste; denn sie vermieten sich gegen entsprechenden Lohn als Arbeiter auf ein oder zwei Jahre unter der Bedingung, daß sie nach Ablauf ihrer Vertragszeit in ihre Heimat zurückgebracht werden. Auf europäischen Schiffen besorgen sie die schweren Lösch- und Ladearbeiten, die der Weiße in dem Tropenklima nicht verrichten könnte; in den meisten Faktoreien sind sie als Diener und Träger beschäftigt; ohne diese Krujungen, wie sie genannt werden, könnten die Europäer in Afrika keinen Handel treiben; aber selbst diese einzigen Fleißigen Westafrikas weigern sich ausdrücklich als ländliche Arbeiter zu dienen! Sollte es einmal gelingen, in dieser Hinsicht Wandel zu schaffen, den Neger zu einer regelrechten Bearbeitung der Scholle zu erziehen, dann wird für Westafrika ein neues, glänzendes Zeitalter beginnen. Sie werden es bald in Kamerun erfahren; das größte Mißgeschick, mit dem Sie als Pflanzer werden kämpfen müssen, wird der ewige Mangel an Arbeitskräften sein."

Die beiden Deutschen hatten auf ihrem Wege das Städtchen verlassen und schritten jetzt durch ein wildes Buschwerk. Aus dem Gewirre der Pflanzen erhoben sich zahlreiche Kaffeebäume, viele dicht besät mit den herrlichen, roten Beeren. Einige nackte Jungen trieben sich in dem Buschwerke herum und pflückten diese Früchte.

„Da schauen Sie!" fuhr der Begleiter Ruhls fort, „das ist eine verwilderte, heute herrenlose Kaffeeplantage. Sehen Sie, wie die Bäume selbst ohne jedwede Pflege hier reiche Früchte ansetzen. Wer in Monrovia kein Geld hat, Kaffee zu kaufen, der kommt hierher und pflückt ihn. Das ist für die Rasse charakteristisch; sie nimmt das, was

die Natur ihr bietet. Die Ölpalme ist der Segen des Landes, weil sie sich selbst anpflanzt, ohne menschliches Hinzutun Früchte trägt und der Neger eigentlich nur zu ernten braucht. Es ist noch viel, wenn er den Stamm rein und säuberlich erhält."

Hans Ruhl schaute von der Anhöhe, die er erstiegen hatte, zurück auf das idyllische Monrovia. Fürwahr, im Laufe der Jahrzehnte hatten diese freien Neger wenig geleistet, obwohl sie gesittet waren; denn sie gingen als Christen in die Kirche, konnten zumeist lesen und schreiben, machten Reisen nach Amerika und Europa und lebten äußerlich wie Europäer, aber im Grunde genommen taten sie weiter nichts, als das zu erwerben, was ihre auf der ursprünglichen afrikanischen Kulturstufe zurückgebliebenen Brüder vom Boden Afrikas ernteten, um es weiter zu verkaufen.

Die freie Negerrepublik Liberia war für Hans Ruhl nunmehr ein wichtiger Beweis für die Wahrheit der Ansicht, daß es nicht genüge, den Neger zum Christentume zu bekehren, ihn in Schulen notdürftig auszubilden, ihn mit Kleidern zu versehen und an europäische Lebensart zu gewöhnen. Sollte der schwarze Mensch ein wirklich nützliches Mitglied der gebildeten Menschheit werden, so mußte ihm vor allem eins zu teil werden: die Erziehung zur Arbeit. Schon der eine Tag, den er in Monrovia zugebracht hatte, zeigte ihm, daß er nicht nur um das Großziehen der Kakaobäumchen sich würde bekümmern müssen; fast wichtiger erschien ihm jetzt die Aufgabe, in den handelnden und feilschenden schwarzen Menschen Lust zu der harten, aber so beglückenden Arbeit in Feld und Garten zu wecken.

Die „Ariadne" legte im Laufe der nächsten Tage noch an einigen anderen afrikanischen Küstenstädten an, aber überall empfing Hans Ruhl dieselben Eindrücke wie in Monrovia, und so näherte er sich mit festen Entschlüssen dem Ziele seiner Reise, der Mündung des Kamerunflusses.



III.

In Kamerun.

Zauberhaft schön ist die Einfahrt in die Mündung des Kamerunflusses, wenn ihr der Dampfer vom Westen her sich nähert. Da erhebt sich zur Rechten des Reisenden, der schlank geformte an 2400 m hohe Pik der Insel Fernando Po, zur Linken aber türmt sich das Kamerungebirge auf, bestanden mit grünen Urwäldern, aus denen die nackte, gewaltige Masse des bis 4000 m hohen „Götterberges" zum Himmel emporragt. Feurige Gewalten des Erdinnern türmten vor ungezählten Jahrtausenden unter gewaltigen Lavaausbrüchen und heftigen Erdbeben diese Gebirge auf, und die weithin in die Lande hinausschauenden Spitzen sind erloschene Vulkane.

Großartig ist auch die Mündung des Kamerunflusses, die einem Meeresarme gleicht. Es ist die vereinigte Mündung einer ganzen Anzahl großer und kleiner Ströme, die, vom Innern Afrikas kommend, in dem tiefsten Einschnitte der Biafrabucht sich in den Atlantischen Ozean ergießen. Die unangenehme Brandung, die sonst den Zutritt zu der westafrikanischen Küste erschwert, kommt in diesem geschützten Winkel der Bucht nicht vor, und so können selbst die größten Schiffe bequem weit flußaufwärts fahren. —

Eine weihevolle Stille lag über den Gewässern, als Hans Ruhl auf der „Ariadne“ durch das natürliche Tor von Kamerun einfuhr. Nur hier und dort sah man auf den Fluten ein einsames Kanu der Eingeborenen, die dem Fischfange oblagen. Eigentliches Land war aber vorerst nicht zu sehen; denn hier an der Strommündung hatte sich eine eigenartige Landschaft gebildet, die weder Wasser, noch Land, sondern ein Übergang zwischen beiden ist.

Auf den Schlamm- und Sandbänken der seichteren Ufer wuchsen Mangroven; aus der Ferne erschienen sie unsren Weiden nicht unähnlich, obwohl sie höher emporstrebten. Näherte man sich jedoch diesen Wäldern im Wasser, so bemerkte man ein undurchdringliches Dickicht, da von den Ästen zahllose Luftwurzeln den nassen Grund zu erreichen suchten und mit den bereits emporgewachsenen Stämmen ein Gewirr von Zweigen bildeten, in dem nur Vögel und Affen hausen konnten. Durch diese düsteren Mangrovenwälder zogen sich in geschlängeltem Laufe zahllose Kanäle oder „Creeks“ hin, die einen schmal, daß sie kaum einem Kanu die Durchfahrt gestatteten, die anderen breit und tief, daß sie selbst für Kriegsschiffe fahrbar waren.

Je mehr jedoch der Dampfer flußaufwärts vorrückte, desto mehr gewann der feste Boden Oberhand, und endlich schmückten bewaldete Hügel die Ufer, stattliche Palmen erhoben sich über das niedrigere Gebüsch und streckten ihre mächtigen, meterlangen Wedel zum Himmelszelte empor. Lebendiger wurde es auf dem Strome selbst; immer häufiger ließen sich lange Kanus blicken, und endlich sah man unterhalb eines auf Anhöhen gelegenen großen Negerdorfes große Handelsschiffe; man hatte das eigentliche Kamerun erreicht.

Die „Ariadne" wurde schon lange erwartet, und kaum hatte sie Anker geworfen, näherte sich ihr schon ein Boot. Der Vorsteher der Faktorei des Hamburger Hauses kam an Bord, um den ihm bereits angemeldeten Hans Ruhl zu begrüßen und die ersehnte Post aus der Heimat in Empfang zu nehmen.

Mit aufrichtigen Dankesworten nahm der Reisende Abschied von dem Kapitän und der Mannschaft der „Ariadne" und ruderte bald seiner neuen Heimat zu.

Aber heute sollte er das Land noch nicht betreten. Das Boot hielt vor einem alten, abgetakelten Schiffe, das in der Nähe des Ufers verankert war.

„Das ist unsre Hulk!" meinte Herr Wagner, der Vorsteher der Faktorei, „unser Haus und Laden. Auf dem alten Schiffsrumpfe wohnen wir und wickeln die Geschäfte ab. Eine solche schwimmende Lebensweise hat ihre Vorzüge; erstens ist der Aufenthalt auf der Hulk gesünder als auf dem sumpfigen Lande, und dann sind wir abgesondert, werden durch Neugierige weniger belästigt, sind auch nicht so sehr den ungebetenen Besuchen von Leuten ausgesetzt, die zwischen Mein und Dein keinen Unterschied zu machen belieben."

Mit neugierigen Blicken musterte Ruhl das Heim der deutschen Kaufleute in diesem fernen Lande. Das Deck des abgetakelten Schiffes war mit einem Zinkdache versehen, das die Glut der Sonnenstrahlen abhalten sollte. Ein Dach aus Palmblättern wäre wohl kühler gewesen, aber das Metall war feuersicherer. An einem Ende des Decks waren Wohnungen für den Vorsteher der Faktorei und seine weißen Gehilfen eingerichtet, sonst glich das Schiff einem Laden und großen Warenmagazin.

Was für Geschäfte Herr Wagner hier tagaus, tagein machte, konnte Ruhl schon am ersten Tage erfahren. Da kamen die eingeborenen Händler, Duallaneger, mit ihren Kanus an die Hulk und brachten Palmöl und Palmkerne. Das waren die Hauptartikel, die mit allerlei europäischen Waren, Tüchern, Werkzeugen, Perlen, Pulver und alten Gewehren, leider auch Schnapsflaschen, bezahlt wurden. Selten wurde auch Elfenbein gebracht und noch seltener verschiedene Tierfelle; andere Erzeugnisse waren damals in Kamerun so gut wie unbekannt.

Von der Hulk aus besuchte Hans Ruhl die Kamerunstädte; denn auf dem verhältnismäßig kleinen Raume hatten sich hier am linken Ufer des Flusses nicht weniger als vier Könige niedergelassen: König Bell, König Aqua, König Dido und König Joß! Diese Machthaber waren eigentlich Dorfschulzen und verdankten den Königstitel der Zuvorkommenheit der Engländer, die jeden Negerhäuptling „King" nennen und jedem kleinen Dorfe die Bezeichnung town, Stadt, beilegen. Ohne Einfluß auf den Charakter der Neger war diese unpassende Behandlung nicht geblieben; die kleinen Leute waren von ihrer Selbstherrlichkeit gar zu sehr überzeugt und begegneten damals dem Europäer mit einem unglaublichen Dünkel. In Wirklichkeit waren aber diese schwarzen Könige noch schlimmere Zerrbilder der Gesittung als die dunklen Republikaner von Liberia.

Die Duallaneger von Kamerun hatten schon seit hundert Jahren mit Europäern Handelsgeschäfte getrieben; seit Jahrzehnten befanden sich an der Flußmündung feste Handelsstationen, auch Missionare wirkten unter den Schwarzen, aber der allergrößte Teil der Bevölkerung stak

noch in der alten Barbarei, und die Vornehmen, die an der Spitze standen, unterschieden sich von der dunklen Menge lediglich durch ihre moderne Kleidung, in der sie, wie z. B. König Aqua in Frack und Zylinder mit einem Messingschilde, auf dem sein Namenszug eingraviert war, einen komischen Eindruck machten. Tiefer war die bessere Gesittung in ihre Natur noch nicht gedrungen.

Was den Ackerbau anbelangte, so fand Ruhl hier annähernd dieselben Zustände wie in Monrovia. Die Leute bauten Bananen und Kolokasien, die dort unsre Kartoffel ersetzen, aber nur insoweit dies zur Sättigung des Hungers unbedingt nötig war; sonst trieben sie noch etwas Fischfang, vor allem aber widmeten sie sich dem Handel. Zumeist kauften sie Palmöl und Elfenbein von den tiefer landeinwärts wohnenden Stämmen und verkauften die Waren mit großem Gewinne an die europäischen Faktoreien; sie waren also Zwischenhändler und bildeten einen Ring, der alles daransetzte, daß die Europäer über die Kamerunstädte nicht hinauskamen. Und in der Tat gelang es diesen Dorfschulzen, die Flußmündung derart zu sperren, daß noch im Jahre 1880 nur ein wenige Meilen breiter Landstrich der Küste den Europäern näher bekannt war.

Es graute Hans Ruhl bei dem Gedanken, mit diesen Leuten auf dem Gebiete der gewinnsüchtigen und scheinbar allmächtigen Negerkönige Pflanzungen zu gründen, die erst nach Jahren die ersten Ernten tragen konnten. Aber glücklicherweise war im Machtbezirke dieser Dorfschulzen kein Grund und Boden für Plantagen vorhanden. Gegenüber der steilen Anhöhe, worauf die Kamerunstädte lagen, erstreckten sich die totenstillen Mangrovesümpfe. Diese Städte waren von Natur aus auf den Handel angewiesen,

hier blieben die Handelsagenten der Faktoreien; die Pflanzer mußten anderswo ihre Hütten bauen; mit Freuden vernahm Ruhl, daß ihn eine Jolle demnächst nach einem stilleren Orte bringen würde, zurück nach den lachenden Gestaden vor der Mündung des Stromes, wo er bereits eine der schönsten Landschaften der Welt zwischen dem Pik von Fernando Po und dem Götterberge von Kamerun erblickt hatte.

Dort sollte er einen anderen Negerstamm kennen lernen, der ärmer als die Dualla, aber noch leichter zu erziehen war; abgeschieden von dem regen Handelsverkehre, in idyllischer Stille zwischen Bergen und Wäldern verborgen, lag dort in der Nähe der Missionsstation Viktoria die Kakaopflanzung, worin der deutsche Kunstgärtner wirken sollte.





IV.

Des Baumtöters Waldburg.

Wie das regnete in den Julitagen rings um den Kamerunberg! Bei uns in der Heimat würde der Landwirt an einem derartigen Sommermonate verzweifeln, aber die Kameruner fanden die gewaltigen Regengüsse ganz natürlich, bilden doch dort der Juni, Juli und August die eigentliche Regenzeit.

Ende des Monats aber hatte der Himmel ein Einsehen und ließ hier und dort ein Stückchen seines blauen Zeltes blicken. Das tat Hans Ruhl recht wohl; denn an jenem verhältnismäßig heiteren Tage marschierte er mit einer Trägerkarawane von etwa fünfzig Krujungen das Kamerungebirge hinauf, um die einen kleinen Tagemarsch von der Küste Viktorias entfernte Kakaopflanzung zu erreichen, die ihr Gründer die „Waldburg“ getauft hatte.

So schritt er denn auf einem schmalen Pfade, der

gerade für einen Menschen Raum zum Durchgehen bot, durch einen echten tropischen Urwald. Wie unermeßlich war hier die Fülle des Pflanzenlebens und wie unerschöpflich die Kraft, womit tausend Arten auf einem Fleckchen Erde sich zu behaupten wußten, die einen gewaltig emporwachsend dem himmlischen Lichte entgegen, die anderen den Schatten aufsuchend! Der Urwald bot keine fernen Ausblicke; zur Rechten und zur Linken des Wanderers starrte eine undurchdringliche Mauer von Zweigen und grünen Blättern, und aus ihr schossen turmhoch die Baumriesen empor, oben ihre mächtigen Kronen zu einem grünen Gewölbe vereinigend; und so dicht war dieses Blätterdach, daß selten durch eine Lücke der goldene Sonnenschein in die Tiefen des Urwaldes zu dringen vermochte.

Tausend neue Eindrücke bestürmten den Neuling auf Afrikas Boden. Da fesselte eine Liane seine Aufmerksamkeit, dort fiel ihm ein Farnkraut auf, von dort wieder strömte ihm der herrliche Duft einer Orchidee entgegen. Die seltenen, teuren Pflanzen, die köstlichen Blumen, die er daheim in Warmhäusern mit Mühe und Not groß gezogen hatte, sie waren hier gemeine, einfache Waldblumen. Freilich einem Warmhause glich der Urwald; er war mit feuchten Dünsten erfüllt; die Temperatur betrug 30° C.; kein Wunder, daß der Sohn des Nordens in Schweiß gebadet war und hinter den Trägern zurückblieb.

Die Krujungen waren das Klima gewöhnt. Mit leichten Schritten stiegen sie bergan und trugen dabei ihre bis 35 Pfund schweren Ballen auf dem Kopfe. In wohlvernähten Säcken trugen sie nicht nur die Ausrüstung Ruhls, sondern auch einige Vorräte für den Einsiedler auf der Waldburg. Der Führer der Kolonne oder der

Hauptmann, auch ein Krumann, schritt ohne Gepäck an der Spitze; er schwang ein scharfes Axtmesser und hieb mit ihm nach rechts und links, um den Trägern mit ihren Ballen freie Bahn zu schaffen; denn zahlreiche Äste und Zweige hatten sich seit der Zeit, da die letzte Karawane diesen Pfad begangen hatte, aus der grünen Mauer bis in die Mitte des Weges vorgewagt. Zwei schwarze, gleichfalls mit Axtmessern ausgerüstete Gehilfen folgten ihm auf dem Fuße. Das war der Vortrab der Karawane.

„Napoleon“ hieß der Hauptmann; denn die Krujungen pflegen für ihre Dienstzeit europäische Namen anzunehmen. So führte auch der letzte der Träger, ein besonders breitschultriger Mann, der mit einer ungewöhnlich schweren Last beladen war, den eigenartigen Namen „Du-Ochs“, der auf germanischen Ursprung hindeutete, während der leichtfüßige Bursche, der hinter Hans Ruhl schritt, dessen Flinte und Patronentasche trug, von seinen Genossen „Schmetterling“ angeredet wurde. Hans Ruhl konnte bereits mit den Krujungen sich verständigen; denn im Verkehre mit den Weißen bedienen sich diese einer eigenartigen Sprachweise, die aus vielen englischen, plattdeutschen und portugiesischen und nur einigen afrikanischen Worten zusammengesetzt ist.

Napoleon, Du-Ochs und Schmetterling waren auf der Waldburg angestellt und waren eigens nach Viktoria gesandt worden, um die Karawane in Empfang zu nehmen und sicher nach der Farm zu geleiten.

Es war schon spät am Nachmittage, als die Kolonne den Kamm eines Höhenzuges erklomm.

„Wir sind nahe am Ziele, Herr!“ tröstete Schmetter-

ling seinen Begleiter, der sich den Schweiß von der Stirne wischte und tief Atem schöpfte.

In diesem Augenblicke vernahm man aus der Ferne einen dumpfen Knall, dem ein Getöse, gleich dem Knacken vieler Schüsse folgte.

„Hörst du es, Herr!“ rief Schmetterling. „Der Baumtöter arbeitet.“

„Der Baumtöter?“ fragte Ruhl, der den Neger nicht verstand.

„Wer ist das?“

„Er selbst ist es, der Weiße, dein Freund,“ erwiderte der Bursche.

„Er hat wieder einen Baum gestürzt, einen gewaltigen Baum; er tut es rasch im Augenblicke und ohne Axt und Säge mit seinem Zauber. Aber das mußt du auch können!“ fügte Schmetterling hinzu und blickte Ruhl verwundert an.

„Ja, das kann ich wohl!“ entgegnete dieser; „nur wußte ich nicht, daß ihr meinen Freund Baumtöter nennt!“

Ruhl hatte ja in Kamerun erfahren, daß Dr. Graubart, der Begründer der Kakaofarm, um rascher den Wald zu lichten, die stärksten Bäume mit Schießbaumwolle sprengte. Da wurde ein Loch in den Stamm nahe der Erde gebohrt, dort die Patrone gelegt und dann entzündet, in einem Augenblicke wankte der stärkste Waldriese und stürzte krachend zusammen.

Das war also gleichsam der Freudenschuß, womit die Waldburg den neuen Ansiedler begrüßte. Napoleon und seine Trägerschar hatten das dumpfe Getöse gleichfalls in diesem Sinne gedeutet; denn sie beantworteten es mit lauten Freuderufen, die weithin durch den Wald schallten. Ruhl

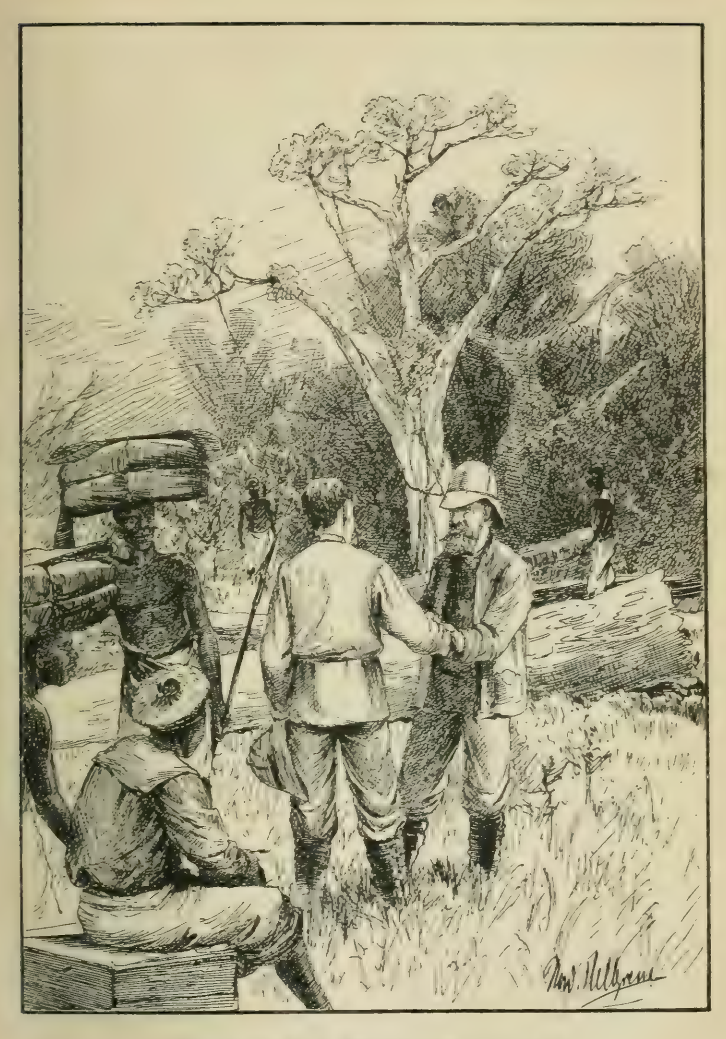
aber riß Schmetterling das Gewehr von der Schulter und feuerte es in die Kronen der Bäume ab. Er erwiderte den Gruß und meldete seine Ankunft.

Es ging nun bergab in ein tiefes, weites Tal, das sich zwischen den Bergen erstreckte, und bald stand Ruhl am Rande einer weiten Lichtung, die einen eigenartigen Anblick bot. Da lagen zu Hunderten übereinander gestürzt die mächtigsten Waldriesen, Wollbäume und Palmen, die in ihrem Falle kleinere Bäume zerknickt und das Buschwerk niedergedrückt hatten, und aus diesem Gewirr von Zweigen und Blättern tauchten einige Menschengestalten hervor, dunkle Burschen mit Äxten in der Hand. Hinter ihnen schritt ein Weißer in heller Jacke mit einem Tropenhelme auf dem Kopfe. Ruhl eilte ihm entgegen und schaute in ein gebräuntes, von dunklem Barte umrahmtes Antlitz. Er fühlte, wie die dunklen Augen prüfend auf ihm ruhten, als ob sie im Augenblicke der ersten Begegnung auf dem Grunde seiner Seele lesen wollten.

Da lüftete Ruhl seinen Hut; denn er besann sich, daß dieser Herr sein Vorgesetzter war, und fragte ehrerbietig:

„Mein Name ist Hans Ruhl. Habe ich die Ehre, Herrn Dr. Graubart zu sprechen?“

Ein Lächeln flog über das gebräunte Antlitz des Herrn der Waldburg; er reichte Ruhl die Hand, und indem er sie kräftig drückte, sprach er: „Willkommen in Waldburg, Herr Kollege! Die Neugierde hat Sie hierher geführt; hoffentlich wird Ihnen die Einsamkeit des Urwaldes nicht langweilig erscheinen! Es gibt hier viel zu tun, und bringen Sie Liebe zu den Bäumchen, die wir pflegen und hegen, mit, so werden wir sicher gute Kameraden bleiben!“



„Willkommen in Waldburg!“ (S. 36.)



„Mit Gottes Hilfe wird es mir voraussichtlich gelingen, Ihre Zufriedenheit zu erwerben, Herr Doktor!“ entgegnete Ruhl, den Händedruck erwidernd.

„Das freut mich, daß Sie Gottvertrauen mitbringen,“ sprach Dr. Graubart in wärmerem Tone. „Im Kampfe mit der erdrückenden Macht des Urwaldes spüren wir unsre eigene Ohnmacht, und da kann uns nichts aufrichten, als das Vertrauen, daß der Himmel mit der Zeit uns den Segen verleihen wird. Willkommen also in unsrer Pflanzung! Sie sind ein geborener Gärtner, Herr Ruhl, und so hoffe ich bestimmt, daß sie Ihnen gefallen wird. Doch Sie sind gewiß müde von dem ersten Gebirgsmarsche in den Tropen. Suchen wir also unsre Burg auf. Dort ist für Sie und Ihre Leute ein Mahl bereitet!“

Hauptmann Napoleon führte bereits die Trägerschar auf dem Pfade zwischen den gestürzten Baumriesen der Waldburg zu. Die Arbeiter der Pflanzung begleiteten die Angekommenen, und Dr. Graubart und Ruhl folgten den Leuten. Das hohe Gestrüpp hörte nach einigen Schritten auf, und Ruhl betrat ein völlig ausgerodetes Feld. Er blieb unwillkürlich stehen; denn die Waldburg lag vor ihm und erschien im Glanze der Abendsonne so friedlich und schön, daß er seine Augen an dem Anblicke kaum zu sättigen vermochte.

Etwa fünfzig Schritte vor ihm polterte und rauschte ein Waldbach in einem tiefen und breiten Bette. Eine zierliche Holzbrücke war in schlankem Bogen über ihn geschlagen. Jenseit des Baches erhob sich ein kleiner Hügel; rechts von dessen Fuße lag ein gut bestelltes Tabaksfeld, links befand sich eine Einzäunung, hinter der einige Stück

Vieh weideten. Zwischen dieser Weide und dem Tabaks-garten führte ein breiter Weg zu der Spitze des Hügels hinauf, dieser war von einem eigenartigen Palisadenzaune gekrönt; einem dichten lebenden Zaune; denn die Pfähle hatten Wurzeln geschlagen und Zweige mit frischem Grün getrieben. Über den Zaun ragten aber Dächer vieler Hütten, die aus Palmblättern gefertigt waren, hervor, und von dem höchsten wehte die schwarz-weiß-rote Flagge.

Dieser Hügel verdeckte den weiteren Ausblick in das Tal. Nur nach rechts hin, wo der Bach eine sanfte Biegung machte, konnte Ruhl ein größeres Stück Land überblicken. Hinter dem Tabaksfelde erblickte er wieder eine Brücke; nördlich von dieser wohlgeordnete Baumreihen, bis in der Entfernung von etwa einem halben Kilometer eine steil aufsteigende, mit dichtem Urwalde bestandene Gebirgswand die Aussicht malerisch abschloß. In der Mitte aber war sie von einer tiefen Schlucht zerrissen, in der ein polternder Wasserfall wie ein silbernes Band in mehreren Absätzen in das Tal hinabstürzte.

„Dieses Gebirgswasser,“ belehrte Dr. Graubart Hans Ruhl, auf den Bach deutend, „wird von den Eingeborenen „Salamanderbach“ genannt, und der schöne Wasserfall führt den Namen „Gemsensprung“; an seinem Fuße liegen die Kakaopflanzungen, und nach der besten Sorte, die dort blüht und Früchte zu reifen beginnt, habe ich das Gelände um den Bach „Criollotal“ genannt.“

Die beiden Deutschen schritten über die Brücke und kamen an das Tabaksfeld.

„Diese Beete,“ fuhr Dr. Graubart fort, „bergen das Geheimnis meiner Erfolge. Ohne dieses Kraut, Nicotiana tabacum, wäre das Criollotal gewiß eine Wildnis ge-

blieben. Die duftenden Tabaksblätter waren aber das einzige Mittel, das die Eingeborenen zu gewissermaßen regelmäßigen Dienstleistungen bewegen konnte. Die Söhne der Berge dort oben schätzten Tücher und Perlen gering, aber dem Weltbeherrscher Tabak können auch sie nicht widerstehen!"

Er wollte weiter sprechen und erläutern, als hinter ihm im nahen Urwalde dicht hintereinander zwei Schüsse krachten.

Dr. Graubart blieb betroffen stehen und schaute zurück.

„Es ist doch kein Nachtrab von Ihren Leuten im Walde zurückgeblieben?" fragte er Hans Ruhl. „Was geht denn da vor?"

Sein Antlitz verdüsterte sich, und auf seiner hohen Stirn traten tiefe Falten hervor, als ob eine unangenehme Ahnung in seinem Herzen auftauchte. Aber in demselben Augenblicke knackten Zweige im Walde am gegenüberliegenden Ufer des Baches, und aus dem Dickicht brachen zwei dunkle Menschengestalten hervor. In vollstem Laufe, soweit der unebene Boden es gestattete, eilten sie der Brücke zu, die sie im Fluge übersetzten. Ehe die überraschten Deutschen sich sammeln konnten, waren die Fremden schon dicht bei ihnen. Die eine Gestalt, ein junges Negermädchen, sank vor Dr. Graubart auf die Knie und streckte zu ihm die Arme flehend aus; ihr Atem keuchte, daß sie kein Wort hervorbringen konnte, aber ihre angsterfüllten Augen sprachen so deutlich, während ihr Begleiter, ein junger, schlank und stark gebauter Neger, neben ihr stehen blieb und mit schußbereiter Büchse nach dem Walde, aus dem er gekommen, hinüberschaute.

Wer waren diese Fremden? Wer verfolgte sie in

der Nähe der Waldburg? Ruhl schaute zu der knienden Negerin nieder, und zu seinem Schrecken sah er, wie von der Seite ein schmaler Blutstrom aus ihrem Körper herabrieselte und das weiße Hüfttuch rot färbte.

Auch Dr. Graubart hatte es bemerkt; denn er beugte sich zu der Knienden, um die Wunde zu untersuchen, aber in diesem Augenblicke verließen das Mädchen die Sinne, und bewußtlos glitt ihr Leib zu den Füßen Ruhls.

Nun knieten beide neben der Bewußtlosen und untersuchten die Wunde, während der junge Neger einen gellenden Schrei ausstieß, in dem Schmerz und Wut zugleich zum Ausdrucke kamen.

„Es ist nur ein Streifschuß," meinte Dr. Graubart. „Wir wollen sie in die Pflanzung tragen lassen und einen Verband anlegen."

Aber Hans Ruhl hatte bereits vom Leibgurt ein Täschchen gelöst und legte kunstgerecht den Notverband an.

Mit wohlgefälligem Lächeln schaute Dr. Graubart dem Samariterwerke zu.

„Siehe da!" sprach er. „Da kehrt ja ein weißer Medizinmann im Criollotale ein!"

Dann trat er an den jungen Neger heran, um ihn zu beruhigen und näher auszufragen. Ruhl verstand jedoch kein Wort der Unterredung, da sie in einer ihm völlig fremden Sprache geführt wurde.

Inzwischen waren Krujungen und Arbeiter aus der Pflanzung an die Unglücksstätte herbeigeeilt. In weitem Kreise umringten sie die Verwundete und Hans Ruhl, der, nachdem er mit dem Verbinden fertig geworden war, aus einem Fläschchen der Ohnmächtigen etwas Kognak in den Mund träufelte.

Sie schlug ihre Augen auf und schaute verwundert zu dem fremden Manne empor; durch die Schar der Neger ging aber ein Flüstern. „Dieser Weiße ist ein Medizinmann, ein Medizinmann!“ raunten sie sich zu. — —

Eine Stunde darauf saß Hans Ruhl auf der Veranda des Pflanzerhauses neben seinem neuen Vorgesetzten. Die Sonne war gerade hinter der dunklen Waldlinie im Westen verschwunden, und die Dämmerung legte sich auf den geräumigen Hof der Pflanzung, auf dem unter schattenspendenden Bäumen Warenschuppen und Wohnhäuser der Arbeiter zerstreut lagen. Es waren dies insgesamt leichte, viereckige Bauten, deren Wände aus Stäben und Fasern der Bambus- oder Weinpalme geflochten waren, während breite Palmblätter die Dachbedeckung bildeten. Die Leute kochten ihr Abendessen, und Dr. Graubart konnte, da man zur Ruhe gekommen war, Ruhl die gewünschte Auskunft über die beiden Flüchtlinge geben, die zusammen mit ihm in die Waldburg eingezogen waren.

„Sie werden, lieber Herr Ruhl,“ begann Dr. Graubart, „schon auf den ersten Blick erkannt haben, daß die beiden jungen Leute, die sich unter unsern Schutz gestellt haben, einem anderen Volksstamme angehören als die Bewohner der Kamerunstädte. Es sind Bakwili, „die Tiroler der Kamerunberge,“ echte Gebirgler, die wenig Ackerbau, aber umsomehr Viehzucht und vor allem leidenschaftlich das Weidwerk betreiben. Für mich, der nach jahrelangem Aufenthalte unter den Negern an die Schönheit andere Ansprüche als die europäischen zu stellen gewohnt ist, sind sie ein schöner und auch ein kräftiger Menschenschlag. Die eigentliche Heimat der Bakwili liegt etwas höher im Gebirge, an der Grenze, wo der Urwald

aufhört und die Matten, die Viehweiden beginnen. Dort wehen frischere Lüfte, und die Leute sind abgehärtet. Aber sie haben ihre Fehler, sehr schwerwiegende Fehler. Sie sind abergläubisch im höchsten Grade, und der Hexenwahn steht bei ihnen in größter Blüte; im Laufe der Jahre habe ich hier die regelrechtesten Hexenprozesse erlebt. Nun, wir dürfen sie darum nicht verdammen. Wielange ist es denn her, daß vor den Toren Berlins zum letzten Male eine vermeintliche Hexe den lodernden Scheiterhaufen besteigen mußte? Doch kaum einhundert Jahre! Einen anderen Fehler haben diese Bakwili mit einigen europäischen Völkern gemein. Auf der Insel Korsika, unter den Montenegrinern, auf der Insel Kreta und anderswo besteht noch die Sitte der Blutrache; leider ist sie auch hierzulande Gesetz und fordert die schrecklichsten Opfer. Wird der Angehörige einer Familie getötet, so schwören deren Mitglieder dem Mörder Rache und ruhen nicht eher, bis sie den Täter gleichfalls getötet haben. Natürlich fordert dies die Blutrache der Verwandten heraus. Schließlich befehden sich ganze Stämme, ein Dorf bekämpft das andere; die Gegner lauern sich auf; die Gebirgspfade werden unsicher, selbst die Dörfer werden angegriffen, geplündert und verbrannt. So herrscht auf den Hängen des ‚Götterberges‘, wie die Kamerunspitze von den Eingeborenen genannt wird, ein ewiger Krieg.

Wenn Sie später durch den Urwald ziehen werden, um Studien zu machen, so werden Sie öfter auf weite Lichtungen stoßen, die frei von großen Bäumen vorerst mit Unkraut und niedrigem Gebüsche bestanden sind. Sie können hundert gegen eins wetten, daß auf jeder dieser Lichtungen sich einst ein schmuckes Bakwilidorf erhoben

hat, das von einem mächtigeren Gegner vor längerer oder kürzerer Zeit verwüstet wurde. Das ist traurig, obwohl ich von diesen Tatsachen Nutzen gezogen habe.

Als ich vor sechs Jahren durch diesen Urwald zog, suchte ich ein Tal, das vom Winde geschützt, mit tiefgründigem Boden gesegnet, einen günstigen Ort für meine Pflanzung abgeben würde. Da war das Suchen recht schwierig. Man hat ja in diesem Urwalde keine Fernsichten; es kostete Mühe, sich mit der Axt kreuz und quer die Bahn durch das Dickicht zu schlagen, um die Größe und Richtung der Täler zu erforschen. Ich verzweifelte schon an dem Gelingen meines Vorhabens, als mich der Zufall in dieses Tal führte. Auf dem Hügel hatte der Führer das Lager aufgeschlagen, und da ich von der Höhe ringsum mich schaute, da jauchzte mein Herz vor Freude auf. Auf diesem Hügel hatte einst auch ein Bakwilidorf gestanden, und nach Norden hin dehnte sich eine Lichtung aus, die ehemaligen Felder der ausgerotteten, früheren Bewohner. Das Tal erschien geräumig, geschützt durch bewaldete Höhen gegen Norden und Osten; hier konnten Stürme meine Bäumchen nicht schädigen; ich brauchte nur das niedrige Gestrüpp zu entfernen und gewann dann einige Acker trefflichsten Plantagebodens; denn im Laufe der Jahrhunderte hatten die Gebirgswasser viel Erde von den Höhen in das Tal geschwemmt und so eine tiefe Ackerkrume abgelagert; und zu meinen Füßen rauschte der klare Salamanderbach; er lieferte herrliches Wasser nicht nur für mich, sondern auch für die durstigen Kakaopflänzlinge während der trockenen, regenarmen Jahreszeit. Ich schwankte nicht lange; auf den Trümmern einer alten Negersiedelung, welche die mitleidige Natur mit ihrem grünen, blumen-

gestickten Teppich verhüllt hatte, pflanzte ich meine Flagge auf und legte den Grund zu der Pflanzung ‚Waldburg'. Sie werden sehen, was ich im Laufe der sechs Jahre habe schaffen können.

Später, als ich die Bakwilisprache erlernte, erfuhr ich, daß von den ursprünglichen Besitzern der Waldburg noch eine Familie am Leben war. Mann und Frau und zwei Kinder hausten in einer einsamen Hütte einige Stunden von hier, bergaufwärts. Die Leute des mächtigen Dorfes Buëa, die die Niederlassung zerstört hatten, schienen ihren Rachedurst gekühlt zu haben; die Familie lebte in ihrer Abgeschiedenheit unbehelligt, und der Mann ernährte sie, wenn auch notdürftig, so doch auskömmlich nach dem Begriffe der Bakwili. Die Frau starb, kurz nachdem ich mich niedergelassen hatte, aber die zehnjährige Tochter konnte schon in der einfachen Wirtschaft helfen. Heute ist sie fünfzehn Jahre alt, ein Fräulein nach Negerbegriffen, und leider berühmt wegen ihrer Schönheit und ihres schönen Gesanges, der ihr den Namen ‚Mundinde', d. h. Flöte, eintrug. Die hübsche Mundinde gefiel einigen reichen Leuten aus Buëa; sie kamen zu dem alten Vater und hielten um ihre Hand an. Die Frau wird hier von den Eltern gekauft, und so boten die Freier einen hohen Preis, Kühe, Ziegen, Schafe und Tabak, aber in dem Herzen des alten Mannes lebte noch der Groll gegen die Verwüster seines Heimatdorfes, und die Freier erhielten den Korb.

Da besann man sich in Buëa auf die alte Blutrache, und vor etwa sechs Wochen erschien einer der rauflustigsten Burschen Buëas, namens Leopard, vor der Hütte des alten Mannes und wusch sich die Hände in dem Bache,

der in der Nähe vorbeifloß. Das war die Kriegserklärung, und nun waren die armen drei Menschen sozusagen vogelfrei in den Wäldern Kameruns. Einige Tage darauf starb der Alte eines natürlichen Todes an einer Lungenentzündung, und Mundinde war nun auf den Schutz ihres zwanzigjährigen Bruders Ekoë angewiesen. Nun hatte nach Landessitte Ekoë über die Hand des Mädchens zu verfügen, und in der Tat sandte Leopard Boten mit einem Heiratsantrage zu ihm. Aber Ekoë haßte noch mehr die Leute von Buëa; denn er war fest überzeugt, daß sie seinen Vater behext hatten. Mit Entschiedenheit wies er den Antrag zurück.

Dadurch wurde die Lage der Geschwister geradezu verzweifelt; früher oder später mußten sie in die Hände der Buëaleute fallen. Ich gab ihnen darum den Rat, das Gebirge zu verlassen und in der Mission von Viktoria Schutz zu suchen; aber das geregelte Leben in der Mission kam diesen Waldkindern wie eine Sklaverei vor; sie blieben auf ihrem Horste in den Bergen, sorglos um die Zukunft, wie es eben nur diese Wilden sein können.

Sie können den Rest der Geschichte erraten! Heute kam Leopard mit einigen seiner Spießgesellen und lauerte den Geschwistern im Walde auf. Ekoë witterte den Feind und hielt es nun für geraten, mit seiner Schwester nach der Waldburg zu fliehen. Sie wurden verfolgt, und am Salamanderbache jagte ihnen der Feind zwei Kugeln nach, von denen eine Mundinde traf."

„So sind sie im alten Heim ihrer Väter und unter sicherem Schutze des Baumtöters," fügte Ruhl hinzu, der mit Spannung der Erzählung gelauscht hatte.

„Das ist noch eine Frage, die erst in der nächsten

Zeit entschieden werden kann," erwiderte Dr. Graubart. „Ich weiß nicht, wie sich der Rat der Ältesten und der Häuptling von Buëa zu dieser Angelegenheit stellen werden. Wenn sie im Namen des ganzen Stammes an den Geschwistern Blutrache fordern sollten, dann bin ich zu schwach, die beiden Verfemten zu beschützen. Sie müssen nicht glauben, daß der Weiße in diesen Bergen als Gebieter auftreten kann. Über Kamerun weht keine europäische Flagge, und Händler und Pflanzer werden hier eigentlich von den schwarzen Herren nur geduldet. Durch Waffengewalt könnte ich hier gar nichts ausrichten. Bedenken Sie, daß Buëa allein über 400 mit Flinten bewaffnete Männer verfügt, die durchaus nicht feig sind. Und wenn meine Leute auch mit besseren Gewehren bewaffnet sind, so sind sie keine Soldaten; alle diese Krujungen und Arbeiter von der Viktoriaküste sind in meine Dienste getreten unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ich sie zu keinen kriegerischen Unternehmungen verwenden werde. Sollte es zu einer solchen Verwickelung, zum Kampfe kommen, so wären wir verloren, und Sie würden staunen, mit welcher Behendigkeit mein Hauptmann Napoleon seine schwarze Mannschaft zurückziehen würde! Afrika ist anders beschaffen als Amerika. Dort in Nordamerika konnte der Europäer sich niederlassen und als Ackerbauer ohne die ‚Rothaut' auskommen. In Afrika können wir aber im Schweiße unseres Angesichts nicht arbeiten, nicht pflügen und graben, das würden wir in diesem Klima nicht vertragen; wir brauchen die Neger und müssen mit ihnen auszukommen suchen. Vielleicht wird uns einmal das Vaterland unterstützen und hierher Kriegsschiffe und Truppen senden, um den übermütigen Negerkönigen Respekt

einzujagen. Vorläufig aber müssen wir den Tatsachen Rechnung tragen und uns klug zu behaupten suchen. Sie werden aber bald erfahren, daß der Neger gleichfalls äußerst schlau zu Werke geht, und darum weiß ich nicht, ob ich die letzten der ehemaligen Herren der Waldburg werde beschützen können."

Hans Ruhl schaute in Gedanken vor sich hin. Die schlanke Mundinde, die wie ein gehetztes Reh vor ihm zusammengebrochen war, tat ihm von Herzen leid. Die schuldlos Verfolgte sollte keinen Schutz und kein Recht finden können! War das möglich? Der Neuling auf Afrikas Boden konnte sich in diesen barbarischen Zuständen nicht zurechtfinden.

Dr. Graubart erriet dieses Sinnen.

„Grübeln Sie nicht darüber, Kamerad!" sprach er. „Lassen Sie den Baumtöter um die Zukunft der beiden Waldvögel sorgen. Vorderhand benutzen Sie die Gelegenheit, die sich Ihnen bietet, lernen Sie im Verkehre mit Mundinde, die ja Ihre Patientin ist, die Bakwilisprache, die Sie hier auf Schritt und Tritt brauchen werden. Und nun schweigen wir von der düsteren Blutrache. Prosit, Kamerad! Schmeckt Ihnen der Palmwein nicht? Ich dächte, er mundete ebensogut wie das Lichtenhainer Bier, das Jenenser Studenten so gerne trinken. Er ist aber leichter; Sie brauchen den Rausch und Katzenjammer nicht zu fürchten. Ich habe genug geplaudert; nun ist die Reihe an Ihnen. Sie kommen aus der Heimat; erzählen Sie also dem Landsmanne Neues aus Deutschland, von Kaiser und Reich!"

V.

Das Blutrache-Palaver.

In den ersten Tagen hatte Hans Ruhl auf der Waldburg keine anderen Pflichten zu erfüllen, als zu sehen und zu hören. Er sollte sich erst eingewöhnen in der für ihn ganz neuen Welt, meinte Dr. Graubart.

Mundinde, seine Patientin, bereitete ihm keine Besorgnis; die Wunde heilte außerordentlich rasch und glatt.

„Kein Wundfieber, keine Eiterung," sprach der weiße Medizinmann recht erfreut zu Dr. Graubart. „Da hat das Verbandzeug aus dem Samariterkasten geholfen!"

Der Baumtöter lächelte und erwiderte: „Die Natur hat es getan, Kamerad, Sie werden ihre Wunder noch öfter anstaunen. Es ist kaum zu begreifen, wie leicht die Wunden bei den schwarzen Menschen heilen. Ich habe darum keinen Augenblick an dem Aufkommen Mundindes gezweifelt. Übrigens wollte ich Ihnen noch sagen, daß ihr Bruder Ekoë heute morgen sich bereit erklärt hat, in meine Dienste zu treten. Natürlich ist dadurch auch Mundinde verpflichtet, und ich möchte die beiden Ihnen als Diener überweisen; denn Sie wollen ja im Urwalde studieren; da werden Sie Gehilfen und Gehilfinnen zum Ordnen der Sammlungen brauchen."

Die Augen Ruhls leuchteten auf.

„Gottlob!“ rief er, „so stehen die Verfolgten doch unter Ihrem Schutze, Herr Doktor! Haben Sie Nachrichten aus Buëa erhalten?“

„Nein,“ erwiderte Dr. Graubart, „aber ich fasse das Fehlen aller Nachrichten als ein gutes Zeichen auf. Der Raufbold Leopard hat allem Anscheine nach die Verfolgung auf eigene Faust unternommen, und wir werden in diesen Tagen einen Ausflug nach Buëa machen und dort beim Häuptling gegen ihn und seine Genossen Beschwerde wegen unbefugten Schießens auf unseren Besitzungen erheben. Wer zuerst anklagt, ist im Vorteil; wir werden dann sehen, was sich erreichen läßt.“

Das waren frohe Nachrichten und dazu ein heiterer Tag in der Regenzeit. Hans Ruhl eilte vor das Tor der Waldburg, um einen Gang durch die Kakaopflanzung zu machen, die sich nordwärts von dem Hügel bis zum Gemsenfalle erstreckte. Er schritt am rechten Ufer des sprudelnden Salamanderbaches und betrat zuerst den ältesten, fünf Jahre alten Baumschlag.

Was da zuerst ins Auge fiel, das waren die „Mütter der Kakaobäume“. Der Kakaobaum gehört nämlich zu denjenigen Pflanzen, die in Feuchtigkeit und Schatten gedeihen, darum müssen in den Plantagen Bäume gepflanzt werden, die höher als die Kakaobäume wachsen und diese beschatten können. Diese Schattenspender nennen die Pflanzer „Mütter der Kakaobäume“. An dieser Stelle hatte der Baumtöter vor sechs Jahren in gewissen Abständen bereits vorhandene jüngere Bäume geschont, nun waren sie erstarkt und hielten in genügender Weise von ihren Schützlingen den Sonnenbrand ab. Zumeist waren es Wollbäume und die nützlichen Ölpalmen, die Dr. Graubart geschont hatte.

Unter ihnen in Abständen von je fünf Metern wuchsen die wohlgepflegten Kakaobäume. Man sah ihnen die Pflege an; denn in einer Höhe von drei bis vier Fuß über dem Erdboden teilten sich die Stämme in je drei Äste, die, nach oben sich verzweigend, eine Krone bildeten. Alles prangte hier im üppigsten Grün; der Kakaobaum wirft seine



Kakao-Pflanze. a. Zweig mit Blüten und Früchten. — b. Blüte. — c. Geöffnete Schote. — d. Bohne.

Blätter nicht ab, er kennt keine Ruhezeit, arbeitet unablässig im tropischen Sommer und Winter und gedeiht darum nur in Gegenden, wo auch in der trockenen Jahreszeit die Erde durch Regenschauer erquickt wird. Auch steht er das ganze Jahr hindurch in Blüte und reift fortwährend seine Früchte. Aber die Blüten des Kakao würde man vergebens im grünen Laube der Zweige suchen; die blaßroten Tinten, die an den Zweigspitzen schimmern, sind

junge Blätter, die erst später die dunkelgrüne Färbung annehmen. Die Kakaoblüten brechen büschelweise aus der Rinde des Stammes und der stärkeren Äste hervor. Kleine Blumen sind es, die aus fünf roten Blumenblättern bestehen und in einem rosenroten Kelche stecken.

Manche Stämme der Pflanzung im Criollotale waren mit diesen Blüten dicht besät; was für eine Ernte würde es wohl geben, wenn alle diese Blüten sich in Früchte verwandeln könnten! Aber die Natur hat der Fruchtbarkeit des Baumes eine Grenze gezogen; aus 3000 dieser Blümlein wird nur einer beschieden, zur Frucht auszureifen. Da freute sich der Gärtner Ruhl, als er über einem dieser zierlichen Blütenbüschel eine wilde Biene summen sah, die, Honig sammelnd, den Blütenstaub auf die Narbe des Griffels übertrug. In diesem Urwalde fanden Bienen und Insekten eine reichhaltige Tafel; darum mußten die Pflanzen so zahlreiche, leuchtende und wohlriechende Blüten entfalten, in der Anlockung der Vermittler der Befruchtung miteinander wetteifern. —

Hier und dort hingen an Stamm und Ast die Erstlingsfrüchte der Bäumchen, kleine grüne Schötchen, Pfeffergurken ähnlich, aber deutlich fünfkantig; an einigen Stellen waren sie schon fingerlang und mit Höckern besetzt. Sie brauchten noch eine geraume Zeit zum Wachsen und völligen Ausreifen; erst im November gedachte der Baumtöter die erste Ernte von den Bäumen, die er groß gezogen hatte, zu lesen.

Inzwischen wurde hier eine andere Lese gehalten: die Kameruner Weinlese könnte man sie nennen. Von den Ölpalmen, die hier als Mütter der Kakaobäume standen, holten einige Arbeiter den Stoff zu dem erfrischenden

Palmwein, mit dem Ruhl bei seiner Ankunft auf der Waldburg bewirtet wurde.

Einer der schwarzen Burschen kletterte gerade in die Krone der Ölpalme hinauf. Das war keine leichte Arbeit; denn der Stamm der Bäume erreicht eine Höhe von 6—10 m, worauf er sich in eine Krone der mächtigen, fiederförmigen Blattwedel zerteilt, die 2—3 m lang sind. Der Stamm ist zwar nicht ganz glatt, sondern mit Stümpfen abgestorbener Blätter bedeckt, die jedoch den Füßen des Kletterers keinen genügend festen Halt bieten. Der schwarze Bursche hatte aber ein Gerät, das ihm half hinaufzukommen. Er nahm einen starken, aus Palmblattstielen geflochtenen Rahmen, den er um den Stamm des Baumes legte und fest verknotete. Dann lehnte er sich, das Gesicht dem Stamme zugewendet, mit dem Rücken gegen den Reifen, stützte sich mit den Füßen gegen den Stamm und stieg daran empor. Langsam, ruckweise ging es vorwärts; denn von Zeit zu Zeit mußte der Reifen emporgeschoben und an den höher liegenden Narben des Stammes befestigt werden. Endlich war die Krone doch erreicht und der Leser am Ziele; denn dort befanden sich die rispenartigen Blütenstände, und zwar männliche und weibliche Blüten gesondert. Der schwarze Winzer schnitt die männliche Blüte ab, und sofort begann aus der Wunde reichlich Saft zu quellen, aber unter den „blutenden" Stengel band der Mann sogleich ein Gefäß, in welches der Saft hinabtropfte, und stieg vom Baume herunter.

Von einer anderen Ölpalme brachte ein anderer Neger soeben eine wohlgefüllte Flasche mit Most herab. Hans Ruhl besah sich dieses Erzeugnis näher; es sah wie Molken oder stark mit Wasser verdünnte Milch aus; Ruhl kostete

und fand, daß es süßlich schmeckte. Man kann schon diesen federweißen Saft trinken; in der Regel aber wartet man ab, bis sich die Gärung, die bald in ihm eintritt, beruhigt — man hat dann den regelrechten Palmwein, der wie eine Art Bier schmeckt und ein wenig berauschendes, billiges und angenehmes Getränk Westafrikas darstellt.

Der Palmwein, den Hans Ruhl trank, war ein guter; denn die Kamerunberge genießen in dieser Hinsicht den Ruf ausgezeichneter „Weinberge". Schade nur, daß der Palmwein keinen Transport verträgt und allzubald verdirbt. Darum können auch die Bakwili ihren Wein nicht weiter fortschaffen als nur bis in die Kamerunstädte. Aber in den Weinländern selbst kann man sich an diesem Blute der Palme stets erlaben; denn die Ölpalme blüht vernünftigerweise vier bis fünf mal im Jahre, so daß an diesem oder jenem Baume stets Blüten da sind, die man anzapfen kann.

Aber der Palmwein ist der geringere Segen, den die Ölpalme dem Neger dieser Landstriche bringt; sie gibt ihm noch Öl, und davon hat sie ihren Namen. An diesem Tage konnte Ruhl sich auch in die Geheimnisse der Palmölgewinnung einweihen lassen. Da trug ein Mann eine der Früchte, eine riesige 60 bis 70 Pfund schwere Erdbeere, die aus zahllosen, dunkelvioletten, pflaumengroßen Einzelfrüchten bestand. Er brachte sie an einen Ort nahe dem Hofe, wo sie in feuchter Erde vergraben wurde, um hier 14 bis 28 Tage lang einen Gärungsprozeß durchzumachen. Nachher sollte sie wieder ausgegraben werden, und durch Stampfen würde man das mürbe gewordene Fleisch von den Kernen befreien. Aus dem Fleische sollte endlich durch das Schmelzen über Feuer eine trüb orangegelbe Fettmasse, das berühmte Palmöl, gewonnen werden.

In der Waldburg wurde das Palmöl nicht für den Handel, sondern nur für eigenen Gebrauch bereitet; denn dem Neger ersetzt es Butter, Schmalz und Brennöl. Dr. Graubart huldigte dem Grundsatze, daß seine Pflanzung sich selbst ernähren müsse, darum ließ er nicht nur die Ölpalmen abernten, sondern hatte auch im Osten von der Burg ein Stück Land urbar machen lassen, wo Bananen und Koka, die Kartoffeln Westafrikas, sowie Erdnüsse, Bohnen, die ihre Früchte unter der Erde reifen, angebaut wurden.

Hans Ruhl befand sich hier mit einem Schlage inmitten einer tropischen Landwirtschaft, und er konnte viel lernen; denn sein Herr, Dr. Graubart, der nahe an fünfzig Jahre alt war, hatte jahrelang in Venezuela als Pflanzer gewirkt und richtete in der Waldburg eine Musterwirtschaft ein, die langsam, aber stetig emporblühte. — —

Am 7. August ordnete Hauptmann Napoleon die Schar seiner Krujungen; er wählte zwölf der schmucksten Krujungen aus; denn am nächsten Tage sollte mit Tagesanbruch der Marsch nach Buëa angetreten werden.

Man konnte Buëa von Waldburg aus auf zwei Wegen erreichen, der eine führte durch eine Reihe kleinerer Bakwilidörfer und war eine vielbegangene Straße, der andere war ein Jägerpfad, der sich durch das Gebirge nahe an der Grenze des Urwaldes und des Graswuchses hinzog. Er wurde von den Buëaleuten auf ihren häufigen Jagdzügen benutzt, und durch ihn geriet die Pflanzung in nähere Beziehungen zu der wilden und kriegerischen Bevölkerung Buëas.

„Wir wählen den längeren und beschwerlicheren Weg,“ meinte Dr. Graubart, „denn auf ihm reist man billiger.

Auf dem eigentlichen Karawanenpfade würden wir durch eine Reihe von Dörfern kommen und jedem der elenden Häuptlinge für den Durchzug ein Geschenk geben müssen: auf dem Gebirgspfade der Jäger werden wir eine Nacht unter freiem Himmel bleiben müssen, aber Mutter Grün wird uns keine Tücher und keinen Tabak abverlangen."

Kurz nach drei Uhr nachmittags, den 9. August, standen die beiden Pflanzer samt ihrer Trägerkolonne vor den Toren Buëas. Über Berg und Tal dehnte sich dieses Dorf aus und bedeckte mit seinen Häusern und Gärten einen Flächenraum, der dem Areal einer deutschen Großstadt, wie z. B. Köln am Rhein, gleichkam, obwohl die Einwohnerschaft Buëas nur gegen 2000 Seelen zählen mochte.

Dr. Graubart hatte seinen Besuch angemeldet, und so strömte ein Haufen Volks herbei, um die Gäste zu begrüßen. Mit Neugierde betrachtete Ruhl diese eigenartige Menschenrasse. Die Männer waren recht kräftige Gestalten und zeichneten sich durch starke Schultern und eine breite Brust aus. Wohlbeleibte Figuren ließen sich hier nicht blicken; an diesen Leuten war alles sehnig und muskulös. Auch die Frauen waren meist kräftig und gut gebaut. Man befand sich in Buëa bereits 950 m über dem Meeresspiegel, und die Luft war frisch, ja rauh; trotzdem gingen Männer wie Frauen nur mit einem Hüfttuche bekleidet. Und doch besaßen sie einen Sinn für das Schmücken ihres Körpers.

Dazu mußte in erster Linie das Haar dienen, und Ruhl konnte eine unerschöpfliche Fülle sonderbarster Frisuren sehen. Die einen trugen das Haar in eine Menge Zöpfchen geflochten, andere schnitten einzelne Teile kurz und flochten

die übrigen in Zöpfe, die wild nach allen Seiten emporstanden. Einige Frauen hatten das Haar durch viele Scheitel geteilt, die vom Wirbel aus nach allen Seiten hingingen; jeder Teil war dann noch in Zöpfchenreihen aufgebunden. Einige wieder hatten den Kopf ganz glatt rasiert, wobei, wie Ruhl erfuhr, Glasscherben ihnen das Rasiermesser ersetzten.

Der Bartwuchs der Männer war nicht besonders stark; wer sich aber eines längeren Bartes erfreute, versäumte nicht, ihn gleichfalls in Zöpfchen zu flechten.

Einen weiteren Bestandteil des Schmuckes dieser Naturmenschen bildete die Tätowierung, die im Gesichte und am Körper in mannigfaltigster Weise angebracht war. Auffallend waren die Ohrringe; diese bestanden bald aus daumendicken Röhren von Grasstengeln, worin schwarze Zeichnungen eingebrannt waren, bald aus hohlen Knochen oder Patronenhülsen. Wozu dieser Schmuck diente, erfuhr Ruhl alsbald; denn eine der am Wege stehenden Frauen zog die Hülse aus dem Ohre, entnahm ihr eine Prise und schnupfte. Die Ohrringe waren also Tabaksdosen.

In die freudigen Begrüßungsrufe der Menschen mischte sich lautes Hundegebell; denn die Bakwilijäger halten viele und starke Hunde, die sie mit eigenartigen Abzeichen versehen. Es sind dies an Halsbändern befestigte Klappern, ausgehöhlte, faustgroße Holzstücke etwa von Linsenform, die unten eine Öffnung haben. In dieser Öffnung hängt ein Klöppel aus Holz oder Knochen, der bei jeder Bewegung des Hundes anschlägt und ein lautes Geräusch erzeugt. Jeder Mann erkennt seinen Hund an dem Tone der Klapper.

In dieser Begleitung rückte die Kolonne des Baum-

töters bis vor die grüne Mauer Buëas; denn auch dieses Dorf war wie alle Bakwilidörfer trotz seines weiten Umfangs mit einem lebenden Zaune umgeben, der wohl erst in zweiter Linie als Verteidigungsmittel gegen feindliche Angriffe dienen sollte, in erster aber darum errichtet war, um dem zahlreichen Vieh der Bakwili, das sich mitten im Dorfe umhertreibt, ein Ausschwärmen auf die Fruchtfelder, die vor den Dörfern liegen, zu verwehren.

Die Waldburg war ja auch mit derartigen grünen Schutzzäunen verwahrt, aber die Waldburg hatte Tore, durch die man bequem aus und ein gehen konnte. Das war in Buëa nicht der Fall.

Es hätte wohl wenig Mühe gekostet, ein Tor herzustellen, aber dann mußten auch Torhüter angestellt werden, um nur Menschen aus- und einzulassen, dem lieben Vieh aber den Durchgang zu versperren. Zu einem solchen Amte würde sich aber ein Bakwilimann schwerlich hergeben, und so verzichtete man auf Tore und legte an einigen Stellen Treppen an, die aus einem oder zwei Baumstämmen bestanden, in welche Stufen eingehauen waren.

Über dieses Turngerät kletterte die Kolonne des Baumtöters und befand sich nun inmitten des Dorfes. Die Hütten lagen weilerartig zerstreut in einem etwa vier Kilometer weiten Bogen am Rande einer ziemlich stark ansteigenden Bergkette. Die viereckigen Häuser waren überaus leicht gebaut; denn ihre Wände waren in Wirklichkeit „spanische Wände,“ bestanden aus Matten, welche die geschickten Hände der Bakwilifrauen aus Fasern der Bambupalme geflochten hatten. Auf den freien Plätzen zwischen den fensterlosen Hütten trieb sich das Vieh frei

herum. Da sah Ruhl prachtvolle Schafe, Ziegen und fette Schweine; er hörte das Krähen der Hähne und das Gackern der Hennen; vor allem aber war er erstaunt über das schöne Rindvieh, das auf den guten Weiden ausgezeichnet gedieh und zweifellos an das Schweizer Vieh erinnerte.

Ein Gewirr von Pfaden, die man im Grase getreten hatte, bildete die Straßen Buëas, und durch dieses Labyrinth geleitete ein ortskundiger Führer die Kolonne auf einen weiten Platz, auf dem im Schatten einiger Ölpalmen der „König“ von Buëa, namens Letongo, die Gäste erwartete. Ein Despot war dieser König nicht; denn Buëa zerfiel in drei Königreiche, Ober-, Mittel- und Unter-Buëa, von denen jedes seinen Häuptling hatte. Jedem dieser stand auch ein Rat der Ältesten zur Seite, mit dem der König bei wichtigeren Entschlüssen sich ins Einvernehmen setzen mußte. Außerdem hatten die Königreiche noch ihre eigenen Priester oder Medizinmänner, die gar oft in die Politik eingriffen. So war das Regierungswesen des Dorfes ein äußerst zusammengesetztes, aber Letongo galt damals, als Ruhl Buëa besuchte, als der vornehmste Mann, und darum wandten sich die Fremden an ihn.

König Letongo erwartete die Gäste in voller Gala, von den angesehensten Kriegern umgeben. Am Hofe dieses Großkönigs herrschte noch eine spartanische Einfachheit; denn der Herrscher und seine Garde waren nur mit den üblichen Hüfttüchern bekleidet. Der einzige Schmuck, den sie zur Feier des Tages anlegen konnten, bestand aus Helmen, die aus Flechtwerk hergestellt und mit langhaarigen oder auch glatten Fellen verschiedener Art überzogen waren. Diese Helme erinnerten in der Form und durch die nach

der Mitte, nach oben und nach vorn gestrichenen Haare an die bayerischen Raupenhelme. Sie kleideten die muskulösen Krieger ausgezeichnet und paßten zu den langen Kavalleriesäbeln, welche die Mannschaft umgeschnallt hatte. Natürlich trug die Garde auch ihre Schießgewehre.

Der Baumtöter und der Großkönig Letongo waren seit Jahren gute Freunde, und so begrüßten sie sich herzlich, nicht durch Händedruck oder durch Umarmung, wie es europäische Fürsten vor ihrer Hofgesellschaft zu tun pflegen, sondern nach Bakwiliart, indem sie mit ihrer rechten Brust und Schulter einander stießen. Auch der Freund des Baumtöters, der weiße Medizinmann, wurde von Letongo in freundschaftlichster Weise angerempelt. Auf dem großen, für öffentliche Angelegenheiten bestimmten Marktplatze wurden vorerst nur Höflichkeitsbezeigungen gewechselt, und dann ließ der Großkönig die Fremden in die ihnen zugewiesenen Quartiere geleiten. Dort standen einige leere Hütten der Bakwili; alle fensterlos und statt der Türen mit niedrigen Löchern versehen, durch die man in das Innere kriechen mußte. Drinnen befand sich aber gar nichts, was zur Bequemlichkeit beitragen könnte. Die blanke Erde bildete den Fußboden. Ein Holzblock zum Sitzen stellte das Möbel dar; durch diese dürftigste Ausstattung zeichnen sich auch die Häuser der reichsten Bakwili recht unvorteilhaft vor allen anderen afrikanischen Wohnungen aus. Der Reichtum besteht hier allein in Vieh und Jagdbeute.

Der Baumtöter und der weiße Medizinmann verzichteten auf das Nachtlager in diesen niemals gereinigten „Hundehütten“ und ließen ihr Zelt aufschlagen, das von einer Schar neugieriger Gaffer umringt wurde. Die Warenballen wurden von den Trägern in einer der Hütten

niedergelegt, und Napoleon stellte davor Wachen auf. Das war unbedingt notwendig; denn die Söhne des Naturvolkes haben ein gar weites Gewissen und suchen zu stehlen, wo sie nur können.

Großkönig Letongo sandte durch seine Diener Geschenke für Baumtöter. Sie brachten, was das Land erzeugte, ein fettes Schaf, Milch und Honig. Der Weiße erwiderte die königliche Aufmerksamkeit und sandte seinerseits ein Hüfttuch und einige Prisen Schnupftabak. Das Schaf mußte bald ans Messer glauben und wanderte in die Töpfe der Kruneger, die ein Feuer angezündet hatten. Ein fetter Bissen wurde von Schmetterling auch für seine weißen Herren zubereitet; das Abendmahl wurde eingenommen, und die vom langen Gebirgsmarsche Ermüdeten sehnten sich nach Ruhe.

Die Sonne war längst untergegangen, die Luft war frisch; denn das Thermometer zeigte nur 14° C. Hans Ruhl wickelte sich in seine Wolldecken ein und gedachte einen süßen Schlaf zu tun Aber ländliche Stille herrschte nicht in diesem Dorfe. Aus dem nächsten Gehöfte drangen ohrenzerreißende Töne durch die Nacht, ein Geheul, wie es nur durch eine Negerkehle erzeugt werden kann. Was war das?

„Das sind Totenklagen der Bakwili,“ belehrte ihn der Baumtöter. „Vor einiger Zeit ist wohl jemand in dem Nachbargehöfte gestorben. Sein Dahinscheiden wird in den Nächten durch diesen Gesang betrauert. Diese Totenklage werden wir alle Nächte hören müssen; denn es gehört zum guten Tone, möglichst lange in dieser Art zu trauern.“

„Also doch eine Gefühlsseite im Leben dieser Wilden,“

rief Hans Ruhl. „Vielleicht war der Tote ein Vornehmer," erwiderte der Baumtöter. „Dann war sein Begräbnis ein recht feierliches. Einer der wenigen Sklaven, die in dem armen Buëa gehalten werden, mußte ihm ins Grab folgen. Aber nur die Seele wanderte der des Herrn in das Reich der Schatten nach. Den Leib hatten die Bakwili zur Ehre des Toten verspeist. Gute Nacht, Kamerad!"

Dr. Graubart schlief ruhig ein, während die neue Enthüllung Hans Ruhl mit Entsetzen erfüllte, und mehr noch als die Totenklage die Bilder, die seine Phantasie vor seinen Augen entrollte, ihm den Schlaf raubten.

Er trat vor das Zelt. Dunkle Nacht lag über Buëa.

„Hier!" tönte es ihm aus unmittelbarer Nähe entgegen; der Krujunge, der in der Nacht die Wache hielt, meldete, daß er nicht schlafe.

Hans Ruhl blickte aber nach der Richtung hin, von woher die Totenklage kam; durch die Spalten der losen Wand einer der Hütten im Nachbargehöfte schimmerte ein Feuerschein. Dort war der Tote begraben, und über der Gruft unterhielten die Hinterlassenen wochenlang Tag und Nacht ein Feuer. Ein dunkler Glaube an die Unsterblichkeit der Seele lebte in den Herzen dieser Wilden. War das nicht ein Grund, auf dem man weiter bauen konnte?

Hans Ruhl erhob seinen Blick zum Himmel, hoch über den dunklen Bergen leuchtete das südliche Kreuz, und eine frohe Hoffnung beschlich sein Herz. Ach, es mußte einmal die Zeit kommen, wo die Missionare auch hierher ihren Weg finden würden, um in diesem herrlichen Gebirgslande das Zeichen des Kreuzes aufzupflanzen. — —

Am nächsten Morgen beehrte Großkönig Letongo seine

Gäste in ihrem Quartier mit seinem Besuche. Nun rückte der Baumtöter mit seinem Anliegen hervor.

Letongo machte ein ernstes Gesicht. Die Blutrache sollte beigelegt, der Blutbann von Ekoë und Mundinde genommen werden — das war keine einfache Geschichte. Darüber konnte er, Großkönig Letongo, allein nicht entscheiden. Da mußte ein „Palaver“ abgehalten werden, eine Ratsversammlung, in welcher man beide Parteien anhören konnte. Nun aber waren einige hervorragende Räte gerade vom Dorfe abwesend, auf der Jagd in der Grasregion des Gebirges; er wollte sie sogleich zusammenrufen lassen; bis aber alle zur Stelle sein würden, dürften einige Tage verstreichen. Aber was schadete das? Letongo sähe seinen Freund, den Baumtöter, herzlich gern in Buëa.

Das glaubte der Baumtöter dem Großkönig; denn Letongo war in Wirklichkeit ein Gastwirt, der sich in der schönen Form von Geschenken für die den Fremden gebotene Verpflegung bezahlen ließ. Je länger sie also bei ihm weilten, desto bessere Geschäfte machte der Großkönig. Das wußte der Baumtöter auch, und ohne Besinnen erwiderte er: „Es tut mir leid, Letongo. Ich kann hier solange nicht bleiben. Meine Bäume warten unten im Tale auf mich. Was machen die Diener, wenn der Herr nicht da ist? Ich lasse meine Kruleute die Lasten aufnehmen und gehe heim. Wohl hätte ich Ekoë und Mundinde als meine Diener behalten, aber ich kann mir andere Arbeiter aus Viktoria kommen lassen, und da Ekoë und Mundinde unter dem Blutbann stehen, so werde ich ihnen die Waldburg verbieten, sie wieder in den Wald hinausjagen, aus dem sie gekommen sind; denn wegen dieser

Leute will ich mich mit Buëa nicht veruneinigen. Du sollst mein Freund bleiben, Letongo. Lebe wohl!"

Er sprach's und erteilte seinen Krujungen Befehle zum Aufbruche. Das wirkte; Letongo wurde nachgiebiger, und man einigte sich, daß das Palaver am nächsten Tage stattfinden sollte. Den bereits angegangenen Tag beschloß man aber mit Parra-Parra auszufüllen.

Parra-Parra! Diese Laute wirken wie ein Zauber auf die Bakwili; denn Parra-Parra werden Ringspiele genannt, denen dieses Volk von Hirten und Jägern leidenschaftlich obliegt.

Am Nachmittage waren Ober-, Mittel- und Unter-Buëa auf dem Festplatze bei Letongo versammelt, und die Zahl der Bewerber war groß, da der Baumtöter anstandshalber Preise aussetzen mußte. Da winkten den Siegern Tücher, Messer und die so sehr begehrten Tabaksblätter. Es wurde nach allen Regeln der Kunst gerungen, und die Bakwili forderten die Krujungen zum Wettkampfe heraus.

Hauptmann Napoleon hielt es beim Anblicke der muskulösen Gestalten unter seiner Würde, mit dem gemeinen Volke zu ringen. Schmetterling versuchte das Glück und küßte bald den Erdboden. Nicht besser erging es einigen anderen Krujungen, nur der breitschultrige Du-Ochs hielt stand, er vermochte zwar nicht seinen gewandten Gegner unterzukriegen, aber er ließ sich gleichfalls nicht werfen. So sollte der Preis unter die beiden geteilt werden, als unter großem Beifallsjubel des Volkes der Baumtöter das mit Soldatenfiguren bunt bemusterte Taschentuch nicht zerschneiden, sondern ein ähnliches herbeiholen ließ und das eine dem unbezwungenen Bakwili, das andere dem standhaften Du-Ochs gab.

Am Schlusse des Festes, als die Gemüter in vollster Freude erregt waren, hielt der Baumtöter eine überraschende Rede.

Er erzählte seinen Freunden aus Buëa, daß er ein Stück Urwald ausroden müsse, um seine Lieblingsbäume zu pflanzen. Ob sie denn nicht so freundlich sein wollten, auf einige Tage zu ihm herüberzukommen, um ihm bei der kleinen Arbeit zu helfen. Große Bäume brauchten sie nicht zu fällen; das habe er, der Baumtöter, schon selber besorgt, sie sollten nur das kleine Gestrüpp und Holz fortschaffen. Umsonst sollten sie nicht arbeiten; sie kannten ihn ja. Er habe noch genug Tabaksblätter, um sich seinen Freunden erkenntlich zu erweisen. Und wenn die Arbeit vollbracht sein würde, schloß er seine Rede, dann sollten auch die Häuptlinge von Buëa an den Salamanderbach kommen, und auf der neuen Rodung sollte ein Parra-Parra stattfinden, und er würde die Preise aussetzen!

Die Bakwili waren in rechter Stimmung; sie versprachen ihrem Freunde die gewünschte Hilfe, und der Baumtöter kehrte zufrieden in sein Quartier zurück.

„Sehen Sie, Herr Doktor," sprach Hans Ruhl, „die Neger arbeiten doch, nur muß man die richtige Form finden, um sie zur Arbeit zu bewegen, und das verstehen Sie ausgezeichnet!"

„Schade nur," erwiderte Dr. Graubart, „daß ein solches Mittel nur einmal in Jahren gebraucht werden kann und nur zu bestimmten Zwecken, wie z. B. die Waldrodung. Wollte man es öfter verwenden, so würde man seine Rechnung nicht finden, und die Freunde würden unverschämt werden!"

Am anderen Morgen traten die Ältesten der drei

Buëas vor dem Hause Letongos zusammen, um das Palaver abzuhalten. Das Wort kommt vom portugiesischen palabre, d. h. reden, und bedeutet Verhandlung. Die Palaver sind an der ganzen Küste von Guinea gebräuchlich, und bei der Geschwätzigkeit der Neger, bei ihrem völligen Mangel in der Wertschätzung der kostbaren Zeit sind sie dem Europäer ein Greuel. Streitigkeiten, Verträge verschiedenster Art werden in Palavern geschlichtet und geschlossen. Und je nach den Gegenständen, um die es sich handelt, unterscheidet man zwischen Hühner-, Ziegen-, Ochsen- und Frauenpalavern. Es gibt auch Friedens- und Kriegspalaver, ja auch Palaver, die die Hexerei betreffen, und die wir getrost Hexenprozesse nennen können. Das Palaver, das am 11. August in Buëa abgehalten wurde, war ein großes und bedeutendes; denn es handelte sich um Beilegung einer Blutrache. Allerdings war die Untat, wegen der vor langen Jahren die Fehde entbrannte, längst vergessen; die Buëaleute hatten das Dorf ihrer Gegner vernichtet; Ekoë und Mundinde waren den allermeisten gleichgültig; nur Baumtöter war ihr Freund. Sie zeigten sich darum von vornherein nicht abgeneigt, dem Baumtöter zu Gefallen die Geschwister in Frieden leben zu lassen und den Blutbann von ihnen zu nehmen, vorausgesetzt, daß er für seine Diener an Buëa eine entsprechende Buße zahlen würde. Ob Ekoë und Mundinde lebten oder tot waren, war den Ältesten von Buëa höchst gleichgültig, dagegen glaubten sie, daß man sich die Gelegenheit, einige Tabaksblätter zu erhalten, nicht entgehen lassen sollte.

Der grimme Leopard, ein wilder Geselle, trat wohl als Ankläger auf, aber vergebens hielt er lange Reden; er konnte die Leidenschaften seiner Brüder nicht ent-

flammen. Gegen Mittag wurde bereits nur um die Höhe der Buße verhandelt.

„Gib einen Zentner Tabak jedem der drei Buëaer!" schlug Großkönig Letongo vor.

„Du weißt, Letongo, daß die beiden Leute nicht einen Schuß Pulver und nicht eine Prise Tabak wert sind," lautete die Antwort Baumtöters. „Ein Pfund wäre genug, denke ich!"

Das waren die äußersten Angebote, welche die Parteien sich machten, und die Sonne stand schon tief am Himmel, als Friede geschlossen wurde. Gegen Entrichtung von zwanzig Pfund Tabak und gegen das Geschenk je eines Tuches zu 1 Dtzd. Taschentüchern an die drei Könige von Buëa wurde von Ekoë und Mundinde der schwere Blutbann feierlichst genommen — aus Liebe und Freundschaft zu dem guten Nachbar Baumtöter!

So wurde alles aufs beste geordnet, und am anderen Morgen begleiteten die guten Bakwili den abziehenden Baumtöter noch ein Stück Weges und riefen ihm beim Abschiede nach: „Auf Wiedersehen!"

Auf der Waldburg war alles in Ordnung, als Dr. Graubart seine Pflanzung wieder betrat. Er ließ Ekoë rufen und teilte ihm sein Abkommen mit den Leuten von Buëa mit. Der Bursche schien die Worte nicht zu verstehen, und als ihm Dr. Graubart noch einmal das Ergebnis seiner Verhandlung wiederholte, da flog ein böses Lachen über das dunkle Antlitz, und er erwiderte trocken: „Herr, das ist ganz gut! Da kann ich ja mit Mundinde wieder in den Wald ziehen!"

„Tut, was ihr wollt," entgegnete Dr. Graubart und entließ den Bakwiliburschen.

„Man muß auf keinen Dank rechnen,“ sprach er zu Hans Ruhl, als sie allein waren, „obwohl mich die kaltblütige Selbstsucht dieses Naturmenschen unangenehm berührt, war ich doch auf etwas Ähnliches gefaßt. Ich wäre ja sowieso einmal nach Buëa hinaufgeklettert, um mir Gehilfen zur Ausrodung der neuen Plantage zu verschaffen; wenn ich aber wegen der schlanken, süß flötenden Mundinde und des groben Ekoë einen Tag mit Negern verschwatzt und ihnen einen Haufen Tabak geschenkt habe, so geschah dies nur um des Guten an sich willen. Ich wollte nur mein Gewissen beruhigen. Ich hätte ja doch das schöne Geschwisterpaar, nachdem Mundinde sich erholt hatte, an die Luft setzen können. Mochten Bruder und Schwester wandern, wohin sie wollten. Es war aber eine eigenartige Fügung des Schicksals, daß die Kinder der ehemaligen Herren der Waldburg in dieser wie ein gehetztes Wild Schutz suchten. Wenn ich sie verstoßen hätte, dann wäre ich niemals ruhig geworden; wäre einem von ihnen ein Leid geschehen, so würde mir mein Gewissen vorgeworfen haben: Du bist daran schuld; du hättest dazwischen treten können, und der Mord wäre nicht geschehen. Diese Feinfühligkeit war, wie Sie sehen, der Welt gegenüber ganz unnötig; der Bursche weiß mir keinen Dank und rennt ins Verderben; denn er muß sich doch sagen, daß über kurz oder lang sein Verhältnis zu den Buëaleuten wieder auf den alten Fleck gelangt.“

„Der Bursche ist wild und roh, Herr Doktor,“ erwiderte Hans Ruhl, „aber Mundinde ist anders geartet. Lassen Sie das Mädchen rufen und sprechen Sie mit ihm. Es wird Ihnen Dank wissen und auch ihren Bruder umstimmen!“

„Glauben Sie?“ fragte Dr. Graubart spöttisch. „Nun, Ihnen zu Gefallen will ich es tun!“ und er ließ Mundinde rufen.

Aber sie kam nicht. Sie war nicht zu finden. Ein Arbeiter sagte, er habe sie mit Ekoë in den Wald laufen sehen. Und die Waldvögel kamen nicht wieder, nicht am Abende und nicht, als der Tag graute.

„Sie sind davongeflogen!“ meinte Dr. Graubart. „Wir haben unsere Pflicht erfüllt — und reden wir nicht weiter von ihnen!“





VI.

Waldvögel.

Die Bakwili hatten Wort gehalten. Sie waren in das Criollotal gekommen, hatten den Wald ausroden helfen, hatten Parra-Parra veranstaltet und waren wieder nach Buëa abgezogen. Von ihnen hatte Hans Ruhl erfahren, daß Ekoë und die schöne Mundinde in ihrer alten Jägerhütte wenige Stunden bergaufwärts von der Waldburg hausten. Aber die Zeit verwischte den ersten, vorteilhaften Eindruck, den Ruhl von dem Mädchen empfangen hatte; ihn beschäftigten jetzt neue Aufgaben; das frisch ausgerodete Waldstück am Südufer des Baches hatte von Dr. Graubart den Thüringer Namen „die Ruhl“ erhalten; sie sollte mit der besten Criollosorte bepflanzt werden, und Ruhl ging mit größter Sorgfalt daran, den Boden richtig vorzubereiten, und steckte Criollobohnen, um Pflänzlinge heranzuziehen.

Blumentöpfe fehlten hier, aber Dr. Graubart wußte stets Rat zu schaffen. Als die Bakwilifrauen von Buëa kamen, um ihre Herren Gemahle zu besuchen, litt er nicht, daß die Damen sich müßig in der Pflanzung umhertrieben und seine Krujungen von der Arbeit abhielten. Er veranlaßte, daß sie mit ihren geschickten Fingern aus dünnen Zweigen und Bastfasern, die das ausgerodete Waldmaterial in Hülle und Fülle lieferte, kleine weitmaschige Körbchen flochten. In kurzer Zeit waren diese kleinen Dinger zu Hunderten angehäuft, und nun lieferten sie den herrlichsten Ersatz für Blumentöpfe. Sie wurden mit Moos und Blättern ausgefüttert und mit Erde gefüllt. In diese Körbchen konnte Ruhl die keimfähigen Kakaobohnen stecken und an Stellen, die vor dem Ungeziefer geschützt waren, das Keimen abwarten und die erste Entwickelung der empfindlichen Pflänzlinge besser als im freien Lande überwachen. „Den Hauptvorteil dieser Körbchenkultur," belehrte ihn Dr. Graubart, „werden Sie erst später kennen lernen. Wenn man die Pflänzlinge aus den Zuchtbeeten ausgräbt, um sie der Pflanzung einzuverleiben, so geht ein großer Teil ein, da sie gegen die geringste Verletzung der Wurzeln äußerst empfindlich sind. Mit ähnlichen Übelständen hat man zu kämpfen, wenn man die Pflänzlinge in irdenen Töpfen anzieht; denn auch beim Austopfen werden oft die zarten Wurzeln beschädigt. Bei der Körbchenkultur können wir aber das Pflänzchen völlig in Ruhe lassen. Wir werden die Pflanze mit dem Körbchen einsetzen, und durch die Maschen des Geflechtes werden die Wurzeln von selbst den Weg in das Erdreich finden!"

Diese und ähnliche Pflanzerarbeiten nahmen Hans Ruhl völlig in Anspruch, so vergingen die Monate August

und September, und er hatte Ekoë und Mundinde völlig vergessen. Mitte Oktober war es; die Jahreszeit wurde schöner, der Regen wurde seltener, und man traf in der Waldburg Vorbereitungen zu der ersten Kakaoernte.

Um diese Zeit kam ein Bote aus den Kamerunstädten und brachte Briefe aus der Heimat. Da waren darunter auch Briefe von Naturforschern, Vorstehern königlicher Museen, die Erinnerungen, leise Mahnungen an den jungen Pflanzer enthielten, er möge bei seiner gärtnerischen Beschäftigung der Pflichten nicht vergessen, die er der Wissenschaft gegenüber zu erfüllen habe. Wie sei er zu beneiden, in einem Urwaldidyll leben zu dürfen! Dort könne er ja soviel beobachten und sammeln. Und die Herren Doktoren und Professoren hatten besondere Wunschzettel. Namentlich der Forscher auf dem Gebiete der Vogelkunde führte eine genaue Liste der Kameruner Vögel auf, deren Bälge, Eier und Nester in seinem Museum fehlten. Er bat dringend um deren Beschaffung.

„Wie soll ich Zeit finden, alle diese heißen Wünsche zu befriedigen!“ sprach Ruhl lächelnd, indem er Dr. Graubart die Briefe überreichte.

Die Bitten der Gelehrten in der Heimat rührten das Herz des Baumtöters; und wie immer, so fand er auch jetzt Rat und Hilfe.

„Was denken die Herren da oben im Norden!“ rief er. „Sie meinen, der Pflanzer rauche nur seine Zigarre und sehe müßig zu, wie die Neger arbeiten. Wir haben wahrlich keine Zeit, Bälge zu präparieren, Nester auszunehmen und alte Astlöcher herauszusägen. Aber geholfen kann den hungrigen Seelen doch werden. Leben wir denn nicht inmitten eines Jägervolkes? Die Herren

von den Museen sind ja geneigt, die Auslagen zu bezahlen. Wohl könnten wir ihnen mit Hilfe der Batwili ein ganzes zoologisches Museum zusammenbringen. Was meinen Sie, Kamerad? Wollen wir nicht den Taugenichts Ekoë als Sammler anstellen? Er kennt den Wald und wird uns alles ausfindig machen. Sie haben ja die Sprache der Batwili erlernt. Steigen Sie einmal hinauf zu der Einsiedlerhütte des schwarzen Geschwisterpaares und reden Sie ein vernünftiges Wort mit dem Burschen und der Ausreißerin Mundinde!"

Das ließ sich Hans Ruhl nicht zweimal sagen. Schon am nächsten Morgen schritt er auf steilen Bergpfaden nach der Richtung hin, wo man die Jägerhütte Ekoës vermutete. Ob er sie finden würde? Er hoffte es; um aber den Rückweg nicht zu verfehlen, schwang er ein Axtmesser in der Rechten und schlug mit ihm derbe Zeichen in die Rinde der Bäume am Pfade ein. —

Stundenlang waren sie schon bergauf und bergab gewandert, und diesmal ertrug der Krujunge weniger leicht die Anstrengung als sein Herr. Freilich, Ruhl hatte ein erstrebenswertes Ziel im Auge; er war gespannt, wie Mundinde und Ekoë in der einsamen Jägerhütte sich eingerichtet hatten, er hoffte, daß er ein reizendes Waldplätzchen mit Naturkindern entdecken werde. Das richtete ihn auf. Schmetterling war es dagegen höchst gleichgültig, daß er Mundinde und Ekoë wiedersehen sollte, er sagte sich, daß die Verpflegung in der Jägerhütte sehr einfach sein werde, und so war es ihm, als ob Blei an seinen Sohlen hinge. Er folgte lässig seinem Herrn, und wenn dieser in der undurchdringlichen Waldwildnis sich zurechtzufinden versuchte oder einmal an einer Teilung des fast gänzlich ver-

wachsenen Pfades unschlüssig stehen blieb, krächzte er wie ein Rabe: „Herr, wir werden sie nicht finden!“

Sie rasteten im Walde und schlugen gegen Mittag eine andere Richtung ein. Schmetterling seufzte und warnte: „Herr, wir werden uns verirren!“ Aber Hans Ruhl hörte nicht auf ihn, er schritt vorwärts und vorwärts und stieß endlich auf einen Bach. In dieser Gegend sind die Wasserläufe im Gebirge äußerst selten, und da die Hütte der Geschwister an einem Bache lag, so glaubte er sich nahe am Ziele. Er beschloß dem Laufe des Baches zu folgen, stieg höher und höher und wurde endlich fröhlich überrascht.

Aus dem grünen Dickicht des Waldes, aus nächster Nähe drang eine melodische menschliche Stimme an sein Ohr. Wer sang da in hellem Sopran! Hans Ruhl blieb stehen und lauschte. Eine Pause folgte, dann hub der Gesang von neuem an, und Ruhl konnte das Liedchen, das in der Bakwilisprache gesungen wurde, verstehen:

„O blaue Blumen in Waldes Grün,
Seh ich euch, muß ich denken an ihn!
O blaue Blumen, ihr locket die Bienen,
Tränkt sie mit würzigem, süßestem Honig.
O blaue Augen, ihr locket Mundinde —
Doch warum glänzt ihr wie Sterne am Himmel,
Kalt, unerreichbar dem schwarzen Kinde.“

War es Mundinde, die das sang, in der Waldeseinsamkeit ihr eigenes Herzeleid klagte? Wer sollte es sonst sein? War sie nicht berühmt durch ihren schönen Gesang?

Hans Ruhl blieb wieder stehen und lauschte; er wartete auf die Fortsetzung des Liedes, er hoffte etwas mehr von den

blauen Augen zu hören, aber Stille herrschte im Walde, nur in der Ferne schmetterte ein Waldvogel sein heiteres Lied, und hinter Ruhl sprach Schmetterling:

„Herr, das ist Mundindes Stimme; ich habe sie erkannt. Wir sind am Ziele!"

Da brach sich Ruhl durch die Zweige Bahn, und bald stand er am Rande einer Lichtung. Es war ein Vorsprung am Fuße einer hoch emporsteigenden Bergwand, woran eine Bakwilihütte lehnte, und vor ihr saß Mundinde, mit dem Flechten eines Korbes beschäftigt.

Sie hatte ihre Augen erhoben und auf das Gebüsch gerichtet, in welchem unter den Tritten Ruhls und Schmetterlings die Zweige geknackt hatten. Als sie den Weißen erblickte, sprang sie auf und rief erstaunt:

„Blauauge!" Dann war es, als ob sie von Angst erfaßt würde und fliehen wollte, aber Hans Ruhl stand schon neben ihr, erfaßte ihre Hand und fragte:

„Fürchtest du dich, Mundinde?"

Da schaute sie ihm treuherzig in die blauen Augen und sprach lachend:

„Nein, die blauen Augen sind gut. Das weiß ich. Sie haben mich zum Leben wiedererweckt, als der wilde Leopard mich zu Tode gehetzt hat."

„Wo ist dein Bruder, Mundinde?" fragte Ruhl.

„Auf der Jagd, höher in den Bergen!" lautete die Antwort.

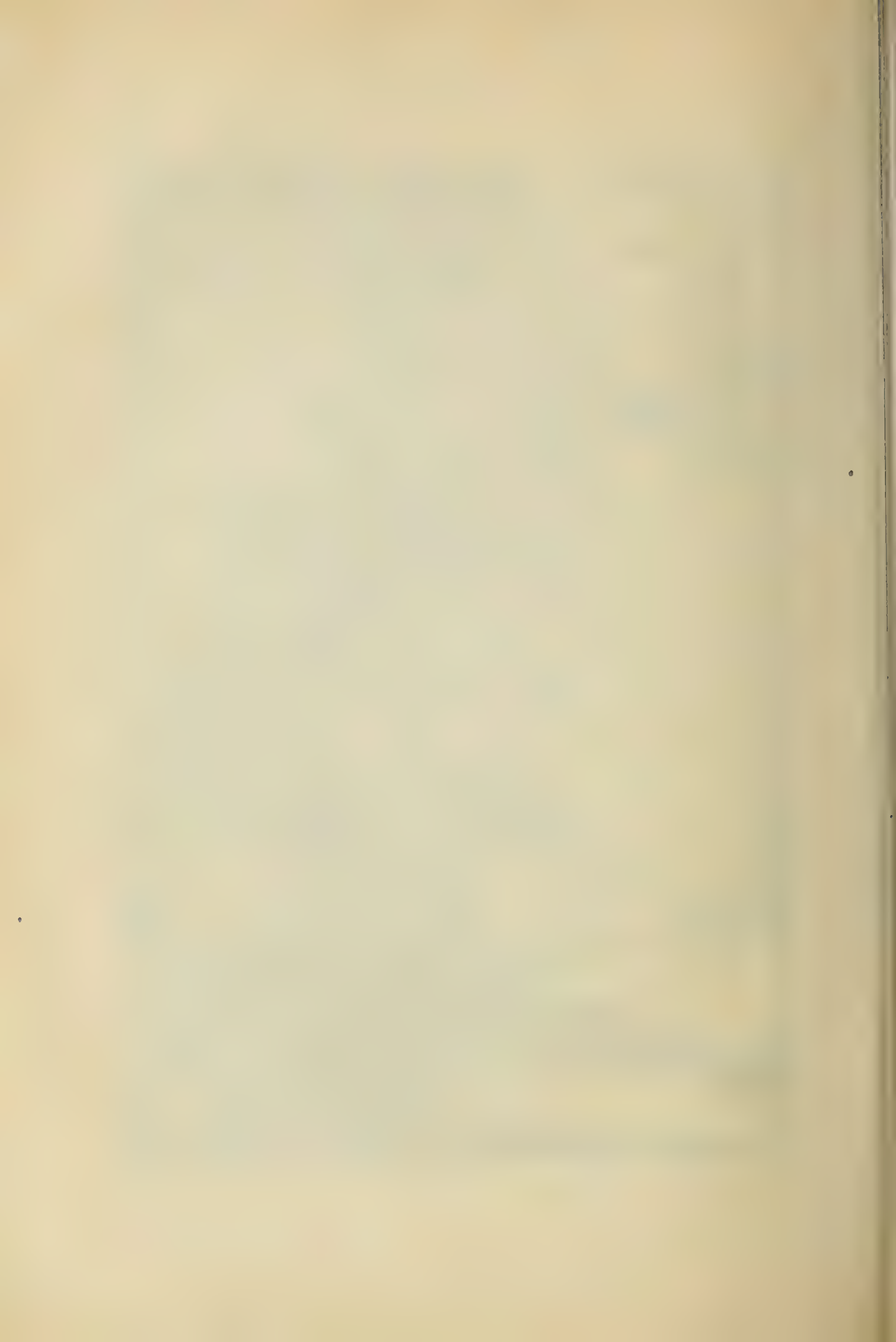
„Und wird er bald zurückkehren?"

Mundinde zuckte die Achsel.

„Was weiß ich!" erwiderte sie. „Er ist einem Raubtiere auf der Spur und hat die beiden Hunde mitgenommen. Er kann heute, morgen oder übermorgen wiederkommen!"



Hans Ruhl trifft Mundinde (S. 74).



Nun, Ruhl vermißte nicht den Jäger Ekoë. Er konnte ja seinen Auftrag auch an Mundinde ausrichten, und er ließ sich im Schatten der Bergwand auf einen rohen Holzklotz nieder; denn er war müde von dem anstrengenden Marsche. Unwillkürlich ließ er seine Blicke über die nächste Umgebung streifen, und ein Ausruf des Staunens entfuhr seinen Lippen. Er schaute da in eine Landschaft, die großartig und bezaubernd schön war, genoß die herrlichste der Fernsichten auf Erden. Er saß auf einer großen, vorspringenden, mit einigem Baumwuchse bestandenen Felsplatte, die wenige Schritte von ihm jäh in die Tiefe abfiel. Unter ihm lagen die Vorgebirge von Kamerun, alle mit dem dichtesten Urwalde bestanden. Die Kronen der Bäume schlossen sich, von der Höhe betrachtet, zu einem dichten, grünen Teppiche, der, gleichsam auf riesigen Stufen eines Götterpalastes ausgebreitet, in geschwungenen Linien und malerischen Falten hinabfiel, bis er das weiße Gestade und den glitzernden Saum des unendlichen und in der Ferne verschwimmenden Meeres erreichte. Solche Ausblicke sind selten in Kamerun, da sonst Nebel und Wolken über diesen Höhen brauen. An diesem Nachmittage war die Luft klar und durchsichtig im höchsten Maße; ja sie schien eine annähernde, vergrößernde Kraft zu besitzen; denn dort unten sah Ruhl die Mündung des Kamerunflusses mit ihren zahllosen Wasseradern so deutlich vor sich ausgebreitet, daß er nach ihr mit den Händen hätte greifen mögen. Er sah die sandige Halbinsel am Kap Suellaba, auf ihr winzige Häuschen und auf dem Meere die Schiffe, die dort ankerten; er konnte sie zählen und beinahe mit bloßem Auge die Dampfer von den Seglern unterscheiden.

Weiter in die Runde ließ er seine Blicke schweifen und den aufsteigenden Bergkuppen folgend, flog sein Blick höher und höher, bis er die grünen Matten des Gebirges traf, aus denen die kahle Felsmasse der höchsten Spitze, das zerklüftete Antlitz des Mongo-ma-loba, des Götterberges, hervorragte. Und diese Überraschung! Unter den Tropen, nahe dem Äquator, erblickte er Schnee auf den höchsten Zinnen; der alte Berg trug den weißen Schmuck des Greisenalters. Aber seine Stirn schien sich bereits zu verfinstern. Leichte Wölkchen begannen sie zu verhüllen, um bald wieder in den Sonnenstrahlen zu verschwinden; aber neue tauchten augenblicklich auf. Ruhl konnte das Auge von diesem Wolkenspiele nicht abwenden, bis der Nebelschleier sich verdichtete, die Bergspitze verschwand und über dem kahlen Felsen eine graue Wolkenschicht hing.

Jetzt begriff er, warum die Geschwister sich so sehr nach dem Horste, in dem sie groß geworden waren, zurückgesehnt hatten. Wer würde eine solche Heimat nicht lieb haben? Mußten diesen jungen, freien, an die weiteste Fernsicht gewöhnten Vögeln die Pflanzung und die Mission nicht wie ein enges Gefängnis erscheinen? Jetzt wußte Ruhl, was Mundinde in diese menschenleere und doch so erhabene Natur zurücktrieb. Das Heimweh war es!

Während aber Ruhl im Anblicke der Wunder der Schöpfung schwelgte, trachtete Schmetterling, der keinen Sinn für schöne Landschaften hatte, nach etwas anderem. Der leichtfertige Bursche hatte sich nicht die Mühe gegeben, das Bakwili zu erlernen; er war ja kein Hauptmann und brauchte mit den Leuten nicht zu verhandeln. Soweit es nötig war, konnte er sich mit ihnen auch mit

Hilfe der Gebärdensprache verständigen, und auch jetzt griff er zu diesem Auskunftsmittel. Er stellte sich vor Mundinde, legte den Finger an den Mund und machte Kaubewegungen. Das Mädchen verstand ihn.

„Ach, ihr seid hungrig," sagte sie. „Wartet nur einen Augenblick!"

Sie verschwand in der Hütte und kroch bald wieder hervor mit einem Körbchen voll Waldfrüchte, die sie für ihren Bruder gepflückt hatte. Sie setzte die Erfrischung vor Ruhl auf den Boden und sprach:

„Koste davon, Blauauge, die Früchte werden dich erfrischen!"

Ruhl ließ sich nicht nötigen und bedeutete auch Schmetterling, daß er zugreifen solle. Es waren verschiedene Früchte in dem zierlich geflochtenen Körbchen vereint: Nüsse, Orangen und wilde Brombeeren.

Während Ruhl noch schwankte, welche der Früchte er zuerst versuchen sollte, ergriff Mundinde eine prächtige, unseren Orangen an Größe und Farbe sehr ähnliche Frucht und sprach: „Wenn du den Durst löschen und dich erfrischen willst, Blauauge, so sauge den Saft dieses Apfels!" Sie zerschnitt die Frucht und reichte die eine Hälfte Ruhl, während sie aus der anderen die fleischige, säuerlich schmeckende Masse, die um steinige Kerne lag, herausschlürfte. Ruhl folgte ihrem Beispiele, aber während er sich an der durststillenden Wirkung des Saftes ergötzte, musterte sein Auge die etwa 1 cm dicke Schale, aus der ein weißlicher Saft hervorquoll. Er untersuchte die klebrige Masse zwischen den Fingern und leckte zuletzt daran.

Mundinde lachte, als sie das sah: „Nein, das mußt

du nicht essen!“ rief sie. Aber in Ruhls Augen malten sich Neugierde und Spannung, und mit sichtlich erregter Stimme fragte er:

„Sind diese Orangen häufig in dem Walde?“

„Ja und nein!“ erwiderte die Negerin. „In manchen Tälern findet man sie gar nicht, in anderen sind sie sehr häufig.“

„Und wie sieht der Baum aus, auf dem sie reifen?“ forschte Ruhl weiter.

„Wenn du einige Schritte ins Tal hinabgehen willst, so kannst du die Bäume sehen. Etwas anders als die übrigen Bäume sehen sie schon aus; denn sie klettern an den anderen empor!“

„Führe mich hin!“ befahl Ruhl und sprang auf.

Mundinde schritt voran, und durch das Dickicht, in dem kein Pfad getreten war, zwängten sich beide durch Zweige und Äste, bis Mundinde stehen blieb und auf einen Baum zeigte. „Da hast du ihn!“ rief sie und begann von den niedriger hängenden Zweigen die Früchte zu pflücken.

Ruhl schaute hin; es war eine kräftige, armstarke Liane, die an 30 m hoch an einem Felsabhange zwischen Bäumen emporkletterte. „Kein Zweifel,“ sagte er für sich und schnitt mit dem Taschenmesser, das er hervorgeholt hatte, in die Rinde des Baumes ein.

Da quoll aus der Wunde ein weißer, milchiger Saft hervor, und Ruhl rief erfreut:

„Landolphia floriada, also auch Kamerun hat die Kautschukliane!“

„Brauchst du den Saft, Blauauge?“ fragte Mundinde.

„O ja! Viel, recht viel könnte ich davon brauchen

und meinen weißen Brüdern in der Heimat senden!" erwiderte Ruhl nachdenklich.

Auch Mundinde wurde ernst.

„Ich weiß es," sprach sie nach einer Weile. „Aus diesem Safte braust du eine weiße Medizin."

Ruhl lächelte und schaute zu dem unbefangenen Naturmädchen auf.

„Wie du raten kannst, Mundinde! Ja, die Medizinmänner der Weißen bereiten aus diesem Safte manche nützlichen Dinge. Aber sage mir, wachsen viele dieser Bäume hier?"

„Die ich gesehen habe, könntest du nicht zusammenzählen!" erwiderte sie.

„Du mußt mich an die Orte führen, wo du sie gesehen hast, Mundinde," fuhr Ruhl fort. „Aber heute nicht, heute bin ich müde und möchte ausruhen!"

Ja, der blonde, blauäugige Mann war so müde, daß er für die Nacht die Gastfreundschaft der Negerin in Anspruch nehmen mußte.

Er schlief den Schlaf des Gerechten und hörte nicht, wie Schmetterling neben ihm schnarchte, und ahnte nicht, daß die Sonne schon wieder am Himmel stand. Und einer ihrer goldenen Strahlen drang durch eine Spalte der Mattenwand in das armselige Bakwiligemach und fiel auf das Antlitz des Schläfers. Da wurde aus dem tiefen Schlafe ein Halbschlummer; Blauauge schwebte zwischen Wachen und Schlafen.

War das nicht ein lauter, fröhlicher Juchzer, der, aus einiger Entfernung kommend, an sein Ohr drang.

„Ekoë!" hörte er jetzt eine andere, wohllautende Kehle rufen. Ja, das war Mundindens Stimme.

Ruhl sprang auf; er wollte hinaus aus der Dämmerung der Hütte treten, aber er tappte vergebens nach der Tür. Er besann sich aber; er lächelte für sich und sprach: „Auf die Viere!“ Und auf den Vieren kroch er zu dem niedrigen Spalte in der Hüttenwand, durch den das Tageslicht hereinflutete. Er schob die leichte Matte weg, womit Mundinde von außen her die Tür für die Nacht verstellt hatte. Er streckte den Kopf hervor und kam sich wie ein Hund vor, der aus dem Loche seiner Hütte am frühen Morgen den Hof mustert. Da sah er, wie ein schlank gewachsener Bursche, die Flinte über der Schulter, das Pulverhorn an dem roten Hüfttuche, in der Linken eine mächtige, eiserne Lanze, die ihm zugleich als Alpenstock diente, vor Mundinde trat.

Es war Ekoë, und er warf ein schönes Leopardenfell vor ihre Füße hin. „Da hast du ihn, Mundinde!“ rief er, das Mädchen umarmend, „aber der richtige ist es nicht!“

„Ekoë, du blutest!“ rief das Mädchen.

„Verstellt hat sich der Kater,“ erwiderte der Bursche. „Ich hielt ihn für tot, und da krallte er mich ein wenig, als ich ihn packen wollte!“

Aber weiter konnte Ruhl der Unterredung der Geschwister nicht lauschen; denn er sah sich urplötzlich in ein gar ernstes Hundegefecht verwickelt.

Um den Felsvorsprung kamen zwei mächtige Rüden mit ihren Klappern hervorgesprungen, und kaum hatten sie ihre Pfoten auf den Hof der Jägerhütte gesetzt, so witterten sie schon die Fremden, erblickten das weiße, von blondem Barte umrahmte Antlitz in dem niedrigen, schmalen Hütteneingange und blieben knurrend, zähnefletschend vor

der Tür stehen. Überrascht durch diesen unverhofften Überfall, blieb Ruhl wie gelähmt auf seinen Vieren und starrte seine Feinde an, und das war sein Glück; denn die Köter faßten dieses Verhalten als ein Zeichen des Selbstbewußtseins und hohen Mutes auf und wagten nicht, zum Angriffe überzugehen, und so duckten sie sich und knurrten wütend, bis sie sich plötzlich von Mundinde an den Halsbändern gepackt sahen. Aber erst auf strengen Befehl ihres Herrn Ekoë und nach einigen Püffen mit dem Alpenstocke bequemten sie sich zur Ruhe und betrachteten mit mißtrauischen Blicken den Fremden, der aus der Hütte ihrer Herrschaft nunmehr ganz hervorkroch, und knurrten noch einmal unwillig auf, als nach dem Weißen auch der schwarze Schmetterling nach Hundeart das Schlafgemach verließ.

Nun konnte Ruhl mit dem Jäger Rücksprache nehmen, inwieweit dieser geneigt sein würde, die Wünsche der Doktoren und Professoren im fernen Europa zu befriedigen. Die Unterredung gestaltete sich jedoch zu einem förmlichen Palaver. Ekoë brachte den Vorschlägen Ruhls nicht das geringste Verständnis entgegen, und als es diesem nach einem stundenlangen Vortrage endlich gelungen war, dem Jägerburschen sich verständlich zu machen, als dieser erfuhr, daß es sich um Ausnehmen von Vogelnestern und Jagd auf kleine Vögel handelte, da schaute der Bakwiliburſche mitleidig auf den Weißen herab.

Schmetterling hatte eine leichte Vogelflinte und Schrotpatronen mitgebracht; diese Waffe und die Ladung wollte Ruhl Ekoë überlassen; denn mit seinem groben Gewehre hätte der Bursche die kleinen Vögel völlig zertrümmert und für Sammlungszwecke unbrauchbar gemacht.

Ekoë besah sich die Waffe.

„Ich habe das Zeug dort unten bei euch am Salamanderbache gesehen," erwiderte der Bezwinger des Leoparden. „Das ist gut zum Spielen für kleine Kinder. Geh hin nach Buëa! Dort gibt es Knaben genug. Sie werden dir gern den Gefallen tun. Mich aber laß damit in Ruhe! Was würden die Jäger am Mongo-ma-loba sagen, wenn sie erführen, daß Ekoë nach Spatzen schießt!"

Alle Überredungskunst fruchtete nichts. Ekoë blieb hart.

„Warte nur!" tröstete er Ruhl. „Ich werde dir bald Besseres in die Waldburg bringen!"

Dieser Starrsinn des Bakwiliburschen hätte Ruhl sicher in die größte Verzweiflung versetzt, wenn die Ornithologie, die Vogelkunde, sein Steckenpferd gewesen wäre, aber Ruhl war Botaniker und ließ die Vogeljagd fallen; er wandte sich mit um so größerem Nachdrucke dem weiteren Ausbaue seiner Entdeckung zu und bat Mundinde, ihm die Standorte der Gummiliane zu zeigen.

„Die kannst du in Hülle und Fülle auf dem Heimwege sehen!" mischte sich Ekoë ein, als er merkte, worum es sich handelte. Und als Ruhl widersprach und von seinem langen Marsche nach der Jägerhütte berichtete, da lachten Ekoë und Mundinde laut auf.

„Aber wo habt ihr euch denn umhergetrieben!" rief das Mädchen. „Der Weg nach Waldburg ist ja so schnurgerade!"

So geleiteten Ekoë und Mundinde ihre Gäste auf dem schnurgeraden Wege heimwärts. Allerdings führten sie die beiden durch Dick und Dünn; man mußte in dem Urwalde geboren und groß geworden sein, um auf solchen

Wegen, die flüchtigen Fährten einer Antilope glichen, wandern zu können. Und Ekoë hatte recht. Ruhl sah unterwegs eine ganze Menge von Gummibäumen, und je mehr er schaute, desto fester wurde in ihm die Überzeugung, daß das Kautschuksammeln dereinst zum Segen der wilden Bakwili werden könnte.

Kaum drei Stunden waren vergangen, als Schmetterling einen Freudenruf ausstieß; sie hatten einen wohlbekannten Pfad betreten, auf dem in einem Viertelstündchen die Pflanzung erreicht werden konnte.

„Ihr seid zu Hause!“ sprach Ekoë und gab Mundinde ein Zeichen, umzukehren.

Vergebens lud ihn Ruhl ein, die Pflanzung zu besuchen.

„Warte nur,“ erwiderte der Bursche, „ich werde schon einmal kommen, aber nicht mit leeren Händen! Warte nur!“

„Leb wohl, Blauauge!“ sagte Mundinde. „Du kennst jetzt den nahen Weg zu unsrer Hütte!“

„Ja, ich werde bald wiederkommen, Mundinde,“ erwiderte er, „du weißt es, wegen der weißen Medizin!“

Er wollte ihr die Hand reichen, ihr für die Gastfreundschaft danken, aber die Naturkinder hatten ihm den Rücken gekehrt; die dichten Zweige schlossen sich hinter ihnen; sie waren flugs verschwunden, diese merkwürdigen Waldvögel. Ruhl blieb aber stehen und lauschte; denn vom Bergabhange über ihm tönte die glockenreine Stimme Mundindens; er ging erst weiter der Waldburg zu, als der Gesang in der Ferne erstarb.

VII.

Kakao oder Kautschuk?

Mit leuchtenden Blicken berichtete Ruhl Dr. Graubart von seiner Entdeckung, von dem massenhaften Vorkommen der Kautschukliane in Kamerun.

Aber in den Zügen des Pflanzers konnte er keinen Ausdruck der Freude oder Überraschung entdecken.

„Ich habe die Lianen längst gesehen,“ erklärte er seinem Kameraden. „Sie geben zwar keinen so ausgezeichneten Kautschuk wie die südamerikanischen Siphoniabäume, aber immerhin ist der aus ihnen gewonnene Gummi zu verschiedenen Zwecken brauchbar und wird gern in Europa gekauft; er wird schon seit Jahren in verschiedenen anderen Gebieten Westafrikas gewonnen. Aber ich verspreche mir keine besonderen Vorteile von der Einführung des Kautschuksammelns in diesen Wäldern. Die Liane wächst wild, und so wird auch ein Raubbau getrieben werden. In zehn, zwanzig Jahren wird der Reichtum der Wälder erschöpft sein, und dann wird der Krach kommen. Der Neger wird dabei Geld verdienen; das ist wahr, aber in welcher Art? Wird er an eine regelrechte Arbeit gewöhnt? Durchaus nicht! Er wird ein Bummelleben im Walde fortführen und das verdiente Geld verprassen; er wird neue Bedürfnisse kennen lernen und noch anspruchsvoller

werden, mit noch größerem Dünkel auf den Arbeiter herabschauen, der im Schweiße seines Angesichts den Boden bestellt!"

Ruhl konnte diesen Ausführungen nicht beistimmen. Im Gegenteile, er führte aus, daß das Sammeln des Kautschuks die Stämme, die jetzt in wilder Abgeschlossenheit leben, mit den gebildeten Händlern in Berührung bringen werde. „Möchten nur diese Wilden neue Bedürfnisse kennen lernen!" rief er, „möchte bei ihnen ein regeres Verlangen nach Gütern der Europäer erwachen! Sie werden dann, wenn die ersten reichlich fließenden Quellen des Kautschuks versiegt sind, sich leichter bequemen, als Pflanzer zu wirken. Dieser Handel muß zum Segen für dieses Gebirgsland werden, er wird eine Übergangsstufe von der Barbarei zu gesitteteren Verhältnissen bilden. Händler werden sich in den Bakwilidörfern niederlassen und den europäischen Kaufleuten wird, wie immer, der Missionar folgen; ein neues Leben wird hier erblühen, und der Verkehr wird auf die Unternehmungen der Pflanzer nur günstig zurückwirken. Hunderttausende Kilo Kautschuk kann man jährlich in diesen Wäldern gewinnen. Geschieht dies, machen wir den Anfang, dann wird das Land den Neugierigen in Europa wertvoller erscheinen, und dann werden sie sich eher entschließen, hierher Kriegsschiffe und Soldaten zu senden, und vielleicht — ich hoffe es — wenn man in Deutschland erfährt, daß auch der Kautschukhandel in Kamerun sich in deutschen Händen befindet, wird sich das Vaterland entschließen, an diesem gewaltigen Strome, auf diesen herrlichen Bergen die deutsche Flagge zu hissen!"

Dr. Graubart lächelte wehmütig.

„Ich habe einen Kameraden verloren,“ sprach er. „Sie fügten sich so ausgezeichnet in das Leben eines Pflanzers ein! Nun ist die Versuchung an Sie herangetreten. Eva-Mundinde reichte Ihnen den verführerischen



Kakao-Ernte.

goldenen Kautschukapfel, und Sie bissen hinein. Nun werden Sie sich nicht abhalten lassen. Das sehe ich wohl ein. Ihre Anschauungsweise hat ja auch eine gewisse Berechtigung. Ich will Ihnen nicht im Wege stehen. Sie

sind ja hier nur vorübergehend angestellt, und das Hamburger Haus wird Ihnen nicht zürnen, wenn Sie ihm neue Waren zuführen, einen neuen Handelszweig eröffnen, der rascher Gewinn abwirft als die Pflanzertätigkeit. Darum soll unsre Freundschaft keinen Schiffbruch leiden. Ich werde jetzt meinen Kakao ernten; kochen Sie Ihren Kautschuk!" —

Die Kakaoernte begann. Ruhl blieb auf seinem Posten bei dem Baumtöter; er wollte den Pflanzer nicht kränken; aber oft, gar oft flogen seine Gedanken hinüber zu der Jägerhütte mit der herrlichen Aussicht und zu den Tälern, wo die Kautschukliane turmhoch emporrankte.

Was mochten wohl jetzt Mundinde und Ekoë machen? Der Bursche ließ sich nicht blicken. War ihnen etwa ein Unfall zugestoßen? Ruhl fürchtete um das Los der kindlichen Mundinde, des schmucken Waldvögleins. Der Blutbann war von ihnen genommen worden, aber eine Ahnung sagte Ruhl, daß Ekoë selbst dem Verderben zutrieb. Der Bursche war ein echter Bakwili; hochmütig, wild und unversöhnlich; er ließ seinen Leidenschaften freien Lauf. Wie unheimlich er damals gelacht hatte, als er die frohe Kunde vernommen hatte, daß die Buëaleute den Blutbann von den Geschwistern genommen. Nun verstand Ruhl jenes Lachen. Ekoë hatte den Buëaleuten nicht verziehen; er, der Letzte seines Stammes, hatte den Feinden ewige Rache geschworen, ihn verpflichtete, da er zum Manne geworden war, die heilige Sitte der Blutrache, und sein Haß betraf in erster Linie den, der das Blut seiner Schwester vergossen hatte. Ruhl hatte es ja aus seinem eigenen Munde gehört. Er sah im Geiste den schlanken Jäger, wie er das Leopardenfell Mundinde vor die Füße warf und im

bittern Grolle des nicht gefühlten Rachdurstes rief: „Aber der Richtige ist es nicht!“

Ruhl zog Dr. Graubart ins Vertrauen, und der Baumtöter teilte seine Besorgnisse.

„So ist es,“ sagte er. „Es ist ihnen nicht zu helfen. Das Morden ist ihnen zu einer zweiten Natur geworden, und so rennt auch Ekoë ins Verderben. Lassen Sie ihm seinen Willen!“

Ja, Ekoë ging Hans Ruhl wenig an; er war ein Mann und schmiedete sich selber sein Schicksal. Aber Mundinde, das Waldvöglein mit der helltönenden Kehle! Sie war noch so kindlich und gut. Sie verdiente eine bessere Zukunft — und wohl auch den Schutz des Blauauges. So dachte Ruhl, aber das sagte er nicht seinem Freunde, dem Baumtöter.

In der Pflanzung hatte man jetzt auch vollauf zu tun. Das Ernten des Kakao war den Arbeitern neu, und die Leute mußten erst eingeschult werden. Da waren die Weißen von früh bis spät auf ihrem Posten in der Pflanzung.

Der Kakaobaum blüht während des ganzen Jahres, und so reifen auch seine Früchte zu jeder Zeit. Sobald die Pflanzung ertragsfähig geworden ist, nimmt die Ernte kein Ende, sie dauert fortwährend. Je nachdem die Witterung die Reife begünstigt hat, wird alle 14 Tage oder alle vier Wochen die Plantage nach reifen Früchten durchforscht. Die Reife wird an der Färbung der 12 bis 20 cm langen Schoten erkannt, die bei den einen Arten gelblich, bei anderen rötlich erscheint. Die Früchte müssen durch einen klaren Schnitt mit einem scharfen Messer vom Baume entfernt werden; zerrt der Arbeiter

an dem Fruchtstempel, beschädigt er die Baumrinde, so zerstört er dadurch den Ansatz für neue Blüten, die in der Regel an derselben Stelle hervorbrechen, und beeinträchtigt die nächsten Ernten.

Aus allen diesen Gründen wählte Dr. Graubart für diese Tätigkeit die zuverlässigsten unter seinen Arbeitern aus, die auf Bockleitern zu den höher gelegenen, reifen Früchten zu gelangen suchten.

Nachdem in einigen Schuppen neben der Pflanzung ein Haufen Schoten gesammelt war, schritt man zum Öffnen derselben. Der Arbeiter führte mit einem schweren Prügel einen heftigen Schlag gegen die Frucht. Die gequetschte Schote wurde alsdann mit den Fingern auseinandergenommen. Da lagen in fünf Reihen geordnet die Samen oder Kakaobohnen. Sie waren verschieden je nach der Art des Baumes, der sie erzeugte.

Die beste Sorte, der Criollobaum, lieferte kleine, dicke, fast runde Bohnen, die von einer glänzenden, weißen Hülse umgeben waren, im Innern aber karmesinrot gefärbt erschienen. Der Forastero brachte etwas größere, mandelartige, ebenso wie beim Criollo gefärbte Bohnen hervor. Die geringsten Sorten lieferten kleine, schon im frischen Zustande dunkel gefärbte Bohnen, die sich unvorteilhaft durch einen sehr bitteren Geschmack kennzeichneten.

Auf der Pflanzung des Baumtöters wurden die Hülsen und das Mark der Schoten fortgeworfen. In Ländern, die bessere Handelsverbindungen besitzen und über die nötigen Arbeitskräfte verfügen, kann man auch diese Abfälle der Kakaofrucht vorteilhaft zur Herstellung von Gelees und Likören verwerten. In Westafrika mußte man sich mit der Ausnützung der Bohnen begnügen.

„Sehen wir uns diese Bohnen genauer an!“ belehrte Dr. Graubart seinen Kameraden. „Da sehen wir zuerst die glänzende Hülse, an welcher noch Reste des rosaroten, süßsäuerlichen Markes hängen. Im Innern haben wir, wie bei den gewöhnlichen Bohnen, den Keim und die beiden Samenlappen oder Nibs, wie man in der Handelssprache sich ausdrückt. Wir könnten die Bohnen gleich, wie sie sind, trocknen. Sie würden alsdann braun werden, sich schwer von der Schale und voneinander trennen und einen entschieden bitteren Geschmack aufweisen. Für diese Ware würden wir wohl Käufer finden. Aber Schokolade könnte aus ihnen nicht bereitet werden. Derartig zubereitete Bohnen müssen von ihrem Öl, der Kakaobutter, befreit werden, und man bietet den Rest alsdann dem Käufer als entölten Kakao an.

Wir können aber den Wert dieser Bohnen um ein Drittel des Preises steigern, wenn wir nicht in so rascher Weise mit ihnen verfahren, sondern sie sofort eine Gärung durchmachen lassen. Sie werden sehen, daß die Bohnen sich dadurch wesentlich verändern werden. Durch die Gärung wird zunächst das Mark, das den Schalen anhaftet und ihnen eine trübe Färbung gibt, entfernt. Der Geschmack wird angenehmer, milder, das scharfe Bittere geht verloren. Die Schalen lösen sich von den Nibs und können nach richtig durchgeführter Gärung durch einen leichten Druck zwischen den Fingern abgelöst werden; die Farbe der Schalen geht in ein feines Rotbraun über. In dieser Beschaffenheit wird der Kakao von den europäischen Schokoladenfabrikanten gesucht und am besten bezahlt. Diesen Vorteil wollen wir uns nicht entgehen lassen und unsre Bohnen zur Gärung zwingen!“

In dem Magazin neben der Pflanzung waren lange Tische aufgestellt. Diese ließ nun der Baumtöter mit Bananenblättern belegen, darauf kam eine vier Zoll hohe Schicht der Kakaobohnen, die wieder mit Bananenblättern bedeckt wurde; auf das Ganze legte man schließlich ein schweres Brett.

Wie das auf unseren Wiesen gemähte Gras in Haufen zu schwitzen pflegt und so durch Gärung in duftendes Heu sich verwandelt, so begannen auch die aufgeschichteten Kakaohaufen zu schwitzen und sich zu erwärmen, und am sechsten Tage war die Gärung beendet.

Nun mußte aber sofort zum Trocknen der Bohnen geschritten werden, da sie sonst leicht in feuchter Luft verschimmeln. Das war nun keine leichte Aufgabe; denn die Luft des Kameruner Urwaldes ist feucht, und selbst in den trockenen Monaten des Winters regnet es hier oft. Darum hatte Dr. Graubart Schutzdächer errichten lassen, unter welche die Bohnen gebracht werden konnten, wenn der Regen drohte.

Nun schauten die Pflanzer gar oft auf den Wolkenzug am Himmel und auf das Barometer, aber der Himmel war ihnen im großen und ganzen hold. Sie konnten viele Stunden lang im Laufe der nächsten Tage die auf Segeltüchern ausgebreiteten Bohnen in der Sonne liegen lassen, und Dr. Graubart rief: „Viktoria!" und ließ die ersten fünf Säcke mit Kakao füllen und nach den Kamerunstädten schaffen, wo sie nach Hamburg verschifft werden sollten.

Hauptmann Napoleon hatte sich in die Kakaoarbeiten glücklich eingefunden; er gab einen tüchtigen Aufseher ab, und eine frohe Stimmung herrschte unter den Negern; denn

außer den Kakaobäumen gedieh noch eine andere Baumschule, die der Baumtöter eigens für die schwarzen Menschen angepflanzt hatte. Aus dem dunklen Laube hoher Bäume leuchteten den Krujungen die erfrischenden und stärkenden Kolanüsse entgegen, die gleichfalls die erste Ernte geben sollten.

„Sehen Sie die Freude der Leute?" sprach Dr. Graubart zu seinem Kameraden. „Der Neger Westafrikas schätzt die Kolanuß über alles. Drüben in Amerika habe ich auch Leute kennen gelernt, die in ihren Pflanzungen Sklaven beschäftigt haben. Sie erzählten mir, daß unter diesen wiederholt Selbstmorde vorkamen; da wollten kluge Pflanzer die Leute erfreuen und pflanzten Kolabäume, und siehe da, die Freude unter den armen Negersklaven war groß, und die Selbstmorde hörten auf! Es geht auch nichts über eine frische Kolanuß! Sie werden bald selbst die Erfahrung machen, wie sehr sie den Menschen auf Märschen und bei schwerer Arbeit stärkt. Man sagt nicht mit Unrecht, daß sie die Tugenden des Kaffees und der Schokolade in sich vereinigt!"

Da aber in der Kakaopflanzung alles aufs trefflichste gedieh, Gottes Segen sichtlich über dem rechtschaffenen Tun des Baumtöters waltete, so glaubte Hans Ruhl nunmehr auch der Ausführung seiner eigenen Pläne näher treten zu dürfen und begegnete keinem Widerspruche bei dem Herrn der Plantage.

So gedachte er die Jägerhütte im Gebirge aufzusuchen, nicht auf dem schnurgeraden Wege Mundindens, den er ohne seine Bakwiliführer nicht wieder gefunden hätte, sondern auf dem längeren Gebirgspfade.

Aber der Zufall war ihm hold; eines Tages wurde

ihm gemeldet, daß Ekoë und Mundinde ihn zu sprechen wünschten.

Er trat ihnen entgegen. Ja, der Jäger Ekoë kam nicht mit leeren Händen, da lagen auf der Erde vor den Geschwistern zwei ganz prächtige Elefantenzähne.

„Da hast du etwas Besseres als Vogelfedern und Vogeleier," sprach der Bursche. „Nimm sie und gib mir dafür eine neue, gute Flinte, Pulver und Blei!" —

Hans Ruhl zögerte. Ekoë war bis jetzt nur im Besitze eines alten Steinschloßgewehres; mit einer neueren Büchse ausgerüstet, mußte er dort oben in den Jagdgründen der Bakwili ein weit gefährlicherer Gegner der Leoparden werden. Ruhl wandte sich darum an Dr. Graubart.

„Soll ich ihm willfahren?" fragte er.

„Versuchen Sie, ihn mit Tüchern und Tabak abzufinden!" erwiderte der Herr der Waldburg. „Wenn er aber auf seinem Kopfe besteht und Anstalten macht, in die Kamerunstädte zu gehen und dort die Zähne zu verkaufen, so geben Sie nach; denn dort unten sind die Agenten nicht so bedenklich und werden ihm für die beiden Zähne anstandslos die gewünschte Büchse ausliefern!"

Hans Ruhl kehrte zu dem Burschen zurück; aber Ekoë wies Tabak und Tücher mit Geringschätzung zurück.

„Komm, Mundinde," rief er, „laden wir die Zähne auf; die Weißen dort unten am großen Wasser sind beßre Freunde der Bakwili!"

Da wurde Hans Ruhl schwach und lieferte dem Burschen ein gutes Gewehr, Pulver und Blei aus. Er durfte es mit Ekoë nicht verderben, sagte er sich; denn er brauchte seine Freundschaft, um den Wald nach Kautschuklianen zu

durchforschen und einen neuen Erwerbszweig in diesen Bergen ins Leben zu rufen!

Als der Handel abgeschlossen worden war, schien es Ruhl, als ob Dr. Graubart ihn mit schmerzlichem Blicke betrachtete.

Er errötete und fragte zögernd: „Habe ich unrecht gehandelt?"

„Von Ihrem Standpunkte aus ganz richtig," erwiderte der Baumtöter.

„Als Kautschuksammler müssen Sie sich dort oben im Walde Freunde zu machen suchen!"

Diese Worte Baumtöters waren für Hans Ruhl nur ein Sporn, das einmal ins Auge gefaßte Ziel mit um so größerem Nachdrucke zu verfolgen. Der Pflanzerberuf war entschieden einseitig. Man mußte in diesem wilden Lande verschiedenartige Erwerbsquellen zu eröffnen suchen. War nicht der Palmölhandel überhaupt die Grundlage aller Fortschritte der Europäer in Kamerun? Ebenso würde auch der Kautschukhandel die Lage der Pflanzer nur festigen helfen. Was aber Ruhl besonders zum Handeln trieb, das war der Ehrgeiz, eine so wichtige Entdeckung gemacht zu haben. Man sollte von seiner Tätigkeit auch drüben in der Heimat etwas zu hören bekommen.

So sah ihn der nächste Morgen auf dem Wege nach der Jägerhütte, auf dem schnurgeraden Wege in Begleitung Schmetterlings und unter Führung Ekoës und Mundindens. Acht Tage sollte er in der Hütte bleiben und von dort aus die Gegend durchforschen.

Ekoë und Mundinde räumten ihre Hütte den Gästen ein; sie brauchten darum nicht unter dem freien Himmel zu nächtigen; wenige Schritte von der Felsplatte befand

sich eine geräumige Höhle, die die Geschwister sonst zu benutzen pflegten, wenn der Sturmwind zu sehr tobte und das Häuschen abzutragen drohte. Das Dach wurde ja schon wiederholt in das Tal gefegt, aber Mundinde hatte Zeit, neue Matten aus Palmblättern zu flechten.

Hans Ruhl fühlte sich bald heimisch auf der Höh'. Die Rüden Ekoës hatten sich bald an ihn und Schmetterling gewöhnt. Dieser war auch zufrieden; denn die Verpflegung im Jägerhause war nicht so übel. Mundinde unterhielt in einer Lichtung am Bergabhange einen kleinen Gemüsegarten; dort wuchsen Bananen in starken Büschen, und die Kokapflanze gedieh vortrefflich in dem urwüchsigen Boden. Man darf diese Koka der Bakwili mit der Koka der Peruaner nicht verwechseln, aus deren Blättern das Kokaïn bereitet wird. Die westafrikanische Koka, Caladium oder Arum esculentum ist ihr lateinischer Name, ist ein unseren Aronstäben ähnliches Gewächs und erzeugt kartoffelartige Knollen. Der Urwald lieferte auch das unentbehrliche Palmöl, da Ölpalmen hier wild wachsen. Haustiere, von den beiden Hunden abgesehen, gab es allerdings nicht in der Jägerhütte, nicht einmal die überall durch Afrika verbreiteten Hühner, dafür lieferte Ekoë schönes Wildbret und brachte in den ersten Tagen ein Wildschwein in die Hütte.

So konnte Mundinde ein kräftiges Gericht aus Koka, Palmkernen, Palmöl, Schweinefleisch bereiten, das mit wildem Pfeffer stark gewürzt wurde. Es focht Schmetterling wenig an, daß das Wildbret nicht abgezogen wurde, sondern mit Haut und Borsten in den Topf wanderte. Er nahm unverdrossen teil an der urwüchsigen Mahlzeit der Geschwister und langte tapfer mit den Fingern die

saftigsten Fleischstücke und die schönsten Kokas aus der widerlichen Tunke. Mundinde war betrübt, daß Blauauge an dem von ihr bereiteten Mahle nicht teilnehmen wollte und seine kleine Portion sich selbst kochte, zum Teil seinen Mundvorrat den Konservenbüchsen entnahm; aber wie konnte ihm Mundinde gefallen, wenn sie aß! Ihre raubtierartig scharfen Zähne zermalmten selbst größere Knochen; die dabei bekundete Gier, das Krachen und Knacken, das Schmatzen und stete Ablecken der Finger erfüllten ihn unwillkürlich mit Ekel.

Aber er war gut gegen das Mädchen; denn er war ihm zu Dank verpflichtet. Sie schmollte nicht gegen den wählerischen Gast, und während Bruder Ekoë sich empfahl und an die Grenze des Urwaldes ging, um Wildspuren aufzulauern und die neue Büchse zu erproben, half die Schwester dem blauäugigen Manne die Lianen aufzusuchen und Kautschuk zu sammeln.

Als die beiden eines Tages von ihren Streifzügen im Urwalde heimgekehrt waren, Schmetterling in den wilden Gemüsegarten gegangen war, um Koka zu graben und Ekoë sich noch immer nicht blicken ließ, begann Ruhl das Mädchen in der Blutrachegeschichte auszuforschen.

„Freust du dich, Mundinde, daß die Buëaleute den Blutbann von euch genommen haben?“ fragte er.

„O ja; denn Ekoë ist jetzt sicher!“

„Und du hast auch deinen früheren Feinden verziehen?“ forschte Ruhl weiter.

Die braunen Augen Mundindens starrten den Frager an. Sie verstand ihn nicht.

„Ich meine, Mundinde,“ fuhr Ruhl fort, „du bist den Leuten von Buëa nicht mehr böse, daß sie euch ver=

folgt haben. Du würdest dem Leoparden kein Leid zu-
fügen, wenn er sich hilflos in deinen Händen befinden
würde!"

Mundinde schwieg, aber ihre Augen funkelten wild,
und als Ruhl weiter in sie drängte, erwiderte sie kurz:

„Das ist Ekoës Sache, Blauauge. Ekoë ist Krieger;
er hat darüber zu entscheiden!"

„Aber Ekoë freut sich gewiß, daß der Streit beige-
legt ist," fragte Ruhl weiter. „Er kann jetzt jagen, und
er wird mit den Leuten von Buëa keinen Krieg an-
fangen."

„Ja, ja," rief Mundinde spöttisch lachend, „Ekoë ist
froh, Ekoë muß gegen die Buëaleute freundlich sein; denn
Ekoë ist allein, und die Buëa sind zahlreich. Ekoë ist klug.
Du kannst ruhig sein, Blauauge!"

Schmetterling war mit einem Korbe Koka wieder-
gekommen; in seiner Gegenwart hätte Mundinde gewiß
nicht vertraulich gesprochen, so schwieg Ruhl. Hatte er
nicht genug erfahren?

Der alte Haß loderte in den Herzen der Letzten vom
Salamanderbache, freilich, die Buëaleute konnten vergessen;
denn sie waren als Sieger aus dem Kampfe hervor-
gegangen, aber der Besiegte kann die Schmach nicht ver-
gessen. —

Das Sammeln des Kautschuks ging flott vonstatten;
in der nächsten Umgebung der Jägerhütte wurden einige
Lianen angeschnitten. Unter den Schnitt in der Rinde
wurden aus Kürbissen geformte Gefäße befestigt, um die
austretende Milch aufzufangen. Dann wurde der Saft
in die Hütte gebracht und hier auf mäßigem Feuer ge-
kocht, damit der reichliche Wassergehalt verdampfte, aus

dem Rückstande wurden dann Stücke etwa von der Größe einer kurzen, dicken Gurke von weißgrauer Färbung geformt. Das war der Rohkautschuk, wie er an der Küste Westafrikas in den Handel gebracht wird.

Hans Ruhl schätzte die Ergiebigkeit der Bäume ab, und immer fester wurde in ihm die Überzeugung, daß es sich wohl lohnen würde, hier das Kautschuksammeln einzuführen. Er hatte nunmehr auch die Täler besucht, wo die Liane am häufigsten vorkam, und gelangte so auf seinen Streifzügen in die Nähe eines anderen Bakwilidorfes, Mapanja.

Er besuchte den Häuptling und wurde freundlich empfangen.

Mapanja war kleiner als Buëa, seine Bewohner schienen ärmer, aber auch friedlicher zu sein als die Buëaleute. In der Lage erinnerte Mapanja sehr an die Jägerhütte, hier bot sich Ruhl, als er von dem Marsche im Schatten eines Baumes ausruhte, dieselbe prachtvolle Aussicht, die noch durch die Wolkenschleier verschönert wurde. Hier in einer Höhe von etwa 660 m über dem Meere glaubte Ruhl sich in ein rechtes Reich der Nebel versetzt. Bald quollen die dunstigen Massen vom Meere herauf, bald senkten sie sich vom nahen Hochkamme nieder, bald waren sie da, und Ruhl konnte nicht sagen, von wannen sie kamen.

Wie wäre es, wenn er hier sich niederlassen würde? Hier, nicht in einem dunstigen Tale des Urwaldes, sondern auf den herrlichen Höhen mit der weiten, weiten Aussicht auf das Meer, aus dem die blassen Umrisse der Insel Fernando Po wie ein feenhaftes Schloß emporstiegen; mit der Aussicht auf die heißen, mattgrünen

Tiefländer von Kamerun mit ihren zahllosen Buchten und Flußarmen und dem Aufblicke zu den steilen Spitzen und Zacken des Kamerunberges. Dort unten im Tale, in der Pflanzung des Baumtöters hatte ihn das Fieber wiederholt geschüttelt, und wenn er auch die Anfälle bis jetzt glücklich überstanden hatte, wer konnte ihm dafür bürgen, daß sie nicht wiederkehren würden? Hier in Mapanja wehten frischere Lüfte, hier war es zweifellos gesünder.

„Wie wäre es, wenn ich hier eine Faktorei gründete?" überlegte Hans Ruhl. „Viel Geld ist ja dazu nicht nötig; für zwei-, dreitausend Mark könnte ich hier einen schönen Laden einrichten, und der Kautschuk, den ich einhandelte, würde ja großen Gewinn bringen. Einhundert Prozent mindestens! Aber wenn er sich überhaupt nur bezahlte, würde ich zufrieden sein und könnte hier auf diese wilden Menschen bildend einwirken. Sprachen nicht die Missionare dort unten in Viktoria, daß sie demnächst auch im Gebirge Stationen errichten würden? Sie würden mir zunächst nach Mapanja folgen. Auch Mundinde würde hierher kommen können; sie hat ja keinen Grund, die Mapanjaleute zu hassen; mit ihnen lebt sie in Frieden, und das Waldvöglein würde hier vom Heimweh nicht geplagt werden. Mapanja liegt ebenso frei, nahe dem Himmelszelte wie die Hütte Ekoës."

So entwarf Hans Ruhl kühne Pläne, und je weiter er in die Zukunft schaute, desto rosiger gestaltete sich diese. In der Nähe von Mapanja hatte er noch eine andere Entdeckung gemacht. Im Urwalde wuchs der Liberiakaffee wild und zeitigte recht schöne Bohnen. Wo der Baum wild wuchs, einheimisch war, da mußte auch der Boden sich für eine Kaffeepflanzung eignen. Die konnte er hier anlegen; zu-

nächst klein anfangen, Erfahrungen sammeln und dann die Anlage erweitern. Warum sollte ihm nicht auch dieses Unternehmen gelingen?

Allerdings war er vorläufig als Gehilfe Dr. Graubarts verpflichtet, aber das Hamburger Haus hatte keine Ahnung von den Kautschukschätzen, die in diesen Wäldern unbenutzt dalagen. Wenn er ein Schreiben aufsetzte, so würde man ihn ohne weiteres von den bisherigen Pflichten entbinden, um so mehr, als er bereit war, die Faktorei im Hochlande aus eigenen Mitteln zu gründen.

Mit fieberhafter Eile sammelte er jetzt Kautschuk. Einige Mapanjaleute waren ihm bei diesem Unternehmen für einige Tabaksblätter gern behilflich; sie schüttelten aber dabei die Köpfe und fragten sich: „Wozu braucht der Weiße die weiße Medizin?“

Acht Tage waren verflossen; Mundinde und Ekoë geleiteten ihren Freund ins Criollotal und brachten hundert weißlichgraue Kautschukgurken mit. Das sollte die Probesendung sein, die Hans Ruhl nach Hamburg richten wollte.

Die Geschwister gingen zurück in die Berge, und Mundinde versprach, Blauauge gelegentlich die weiße Medizin zu kochen.

Ruhl drückte herzhaft die Hand seiner Gehilfin, der ersten Kautschuksammlerin von Kamerun.

Dem Entdecker der Kautschukliane stand aber noch eine heiße Stunde bevor. Er mußte ja mit dem Baumtöter, von dem er sich trennen wollte, Rücksprache nehmen, und das fiel ihm recht schwer. Der gute Dr. Graubart kam ihm aber entgegen.

„Sie haben etwas auf dem Herzen, das Sie drückt,“

sprach er. „Sie wollen mir etwas sagen, los damit! Gerade heraus, ohne Umschweife, das ist das beste!"

Ruhl atmete tief auf: „Finden Sie nicht, daß ich hier im Criollotale, in Ihrer musterhaft eingerichteten Pflanzung so eigentlich das fünfte Rad am Wagen bin?"

Der Baumtöter lächelte.

„Durchaus nicht, Kamerad!" erwiderte er. „Sie sind ein äußerst zuverlässiger Mitarbeiter, den ich nicht gern missen möchte!"

Ruhl schwieg betroffen. „Wenn Sie wüßten, Herr Doktor!" sprach er und seufzte.

„Nun, ich weiß es," erwiderte der Baumtöter. „Sie möchten gern hier ein fünftes Rad am Wagen sein, aber Sie können ja mit mehr Ehren aus dem Gefängnisse im Criollotale in den Waldvögelhorst Mundindens übersiedeln. Ich habe ja die Weisung, Sie, sobald Sie es wünschen sollten, sofort Ihrer Pflichten zu entbinden. Die Anstellung ist ja eigentlich nur zum Scheine da, eine Form, um Sie überhaupt in Kamerun unterzubringen. Sie sind also der freie Herr ihrer Entschließung.

Und ich, ich nehme es Ihnen fürwahr nicht übel. Sie sind vom Kautschukfieber erfaßt worden, und da hilft kein Widerreden. Ich wünsche Ihnen Glück in Ihrem Unternehmen und will Sie gern mit meinen Ratschlägen unterstützen. Wir werden dann gute und treue Nachbarn bleiben!"

Ruhl war ein schwerer Stein vom Herzen gefallen. Er fand keine Worte, um Dr. Graubart zu danken, und weihte ihn rückhaltslos in seine Pläne ein. Dieser fand alles in Ordnung bis auf die Wahl des künftigen Wohnortes.

„Reden Sie mir nicht von Mapanja," sprach Dr.

Graubart. „Trotz der freien Lage und schönen Aussicht ist das Nest ungesund. Es hat kein Trinkwasser, die Leute sind darum schmutzig, und die feuchten Nebel bringen dort mancherlei Krankheiten. Dagegen ist Buëa ein wahrer Kurort im Kameruner Gebirge!"

Ruhl meinte, daß die Wahl des Ortes für seine Kautschukfaktorei noch überlegt werden könne; er werde noch Vergleiche anstellen.

„Nach Buëa," sagte er sich aber im stillen, „gehe ich bestimmt nicht. Dorthin würde mir Mundinde nicht folgen!" Er wollte aber das Mädchen unter allen Umständen aus der gefährlichen Einzellage befreien, in der es sich befand; denn er war Mundinde dankbar; durch sie hatte er seine wichtige Entdeckung gemacht.

Inzwischen aber packte Ruhl die hundert Kautschukgurken für den Seetransport ein und entwarf zwei lange Eingaben, die eine an das Hamburger Haus, die andere an seinen Vater, den er um einige tausend Mark Vorschuß zur Gründung seines Unternehmens bat. Er gab die Schriftstücke auch Dr. Graubart zur Einsichtnahme und hatte die Freude, daß dieser die Pläne Ruhls befürwortete. Als er ihm dafür dankte, sprach der Pflanzer:

„Baumtöter haben mich die Leute genannt, obwohl ich für jeden Baum, den ich ausrode, einen nützlicheren pflanze. Der echte Baumtöter ist jetzt in den Kamerunbergen erschienen!"





VIII.

Der Geist des Hochgebirges.

Im Criollotale flossen die Tage ruhig dahin. Man pflanzte, beschnitt und arbeitete immerfort, und der Baumtöter trank Schokolade, die er aus den selbstgerösteten und gemahlenen Kakaobohnen ohne Zusatz von Kartoffelmehl bereitet hatte.

„Ausgezeichnet!“ lobte Hans Ruhl das Getränk.

„Schmeicheln Sie nicht! Sie Kautschukmann-Blauauge!“ wehrte Dr. Graubart ab. „In Europa versteht man eine bessere Schokolade zu machen. Kein Wunder! Denn die Fabrikanten besitzen dort nicht nur bessere Maschinen, sondern auch eine größere Auswahl von Sorten. Bei der Schokolade verhält es sich nämlich gerade so wie beim Kaffee und Tee. Eine Sorte würde den Euro-

päern nicht munden. Man bereitet Mischungen aus verschiedenen Sorten, und einer solchen Mischung gibt die eine Sorte das Aroma, die andere etwas herben Gerbstoff, die dritte das erregende Feuer usw. Doch das sind Fabrikationsgeheimnisse, die der Pflanzer nicht versteht."

„Erlauben Sie, Herr Doktor," fragte Hans Ruhl. „Ihren Criollo in Ehren! Wo gedeiht aber der beste Kakao der Welt?"

„Darüber können nur Schokoladenliebhaber entscheiden," erwiderte Dr. Graubart. „Und Schokoladenkenner sind zweifelsohne die Mexikaner. Als die Spanier Mexiko entdeckten, lernten sie dort den Kakao kennen, und bis heute wird er dort gern und massenhaft getrunken, mit Vanille und anderen köstlichen, wohlriechenden Stoffen gewürzt. Die Mexikaner meinen nun, daß der beste Kakao an den Grenzen ihrer Republik in der Landschaft Tehuantepec wachse. Etwas Wahres muß schon dabei sein; denn von dieser Sorte lassen sie nicht eine Bohne nach Europa kommen, den Tehuantepec verzehren die Kenner allein. Sonst gilt Venezuela als das beste Kakaoland; aber verschiedene Länder in und außerhalb Amerikas beginnen ihm den Rang streitig zu machen. Es kommt ja, wie Sie gesehen haben, beim Großziehen eines guten Kakao nicht allein auf den Boden und das Klima an, sondern auch auf die Behandlung des Baumes und der Frucht. In der Güte der Bohne steckt auch ein gut Teil menschlicher Scharfsinn."

„Beim Kautschuk liegt die Sache ähnlich," bemerkte Hans Ruhl und empfahl sich; denn er wollte die Gegend durchstreifen, die Bakwilidörfer kennen lernen, mit denen er demnächst in nähere Beziehungen treten wollte.

Auf der Wanderschaft erfuhr der angehende Kautschukmann so manche Neuigkeit.

„Baumtöter, Baumtöter!“ rief Hans Ruhl, als er heimkehrte. „Wir leben im Criollotale als echte Hinterwäldler, während rings um uns Wunder und Zeichen geschehen. Die Mission hat sich des vergessenen Gebirges endlich erbarmt; ein weißer Mann, von schwarzen Christen begleitet, zieht hinauf, um das Evangelium zu predigen. Es wird vielleicht in dieser Stunde der Grundstein zum ersten Missionshause in dem Gebirge gelegt!“

„Und wo wird dieses Haus des Friedens errichtet?“ fragte Dr. Graubart. „Ich möchte wetten, in Buëa!“

„Sie haben es gesagt! Sie Allwissender!“ rief Hans Ruhl.

„Und haben Sie nicht den Mann beim Arme genommen und nach Mapanja zurückgeführt?“ fragte neckend Dr. Graubart.

Aber Hans Ruhl erwiderte diese Frage nicht, sondern fuhr fort in dem Aufzählen der neuesten Nachrichten.

„Es sind noch andere Einwanderer erschienen, die hoch oben an der Grenze der Urwaldgegend im Angesichte der Grasmatten ihre Hütten gebaut haben. Abenteurer scheinen es zu sein, die hier jagen wollen. Es sind vier Schweden, zwei Herren und zwei Diener, wie mir der Missionar erzählte!“

„Sie werden bald enttäuscht die Flinte an den Nagel hängen und in die tieferen Täler hinabsteigen,“ sprach Graubart ruhig. „Kamerun ist kein Aufenthaltsort der Jäger. Die Bakwili haben den Wildbestand schon gehörig gelichtet.“

„Aber ich möchte doch hinaufsteigen und die stamm-

verwandten Skandinavier am Mongo-ma-loba begrüßen," sprach Hans Ruhl. „Ekoë wird doch wissen, wo sie ihre Hütten gebaut haben."

„Tun Sie es," entgegnete Dr. Graubart, „und laden Sie sogleich die Jäger für die nächste Zeit als Teilhaber für Ihr Kautschukgeschäft in Mapanja ein … und grüßen Sie, Blauauge, die kleine Mundinde!"

Sie lachten beide, und Hans Ruhl schnürte wieder sein Ränzchen und ergriff den Bergstock, um weiter über Berg und Tal zu wandern.

Herr Ekoë war natürlich nicht zu Hause, sondern auf der Jagd, als Hans Ruhl in Begleitung Schmetterlings, der ihm wie sein Schatten folgte, in der Jägerhütte vorsprach. Um so freudiger empfing Mundinde den Gast und zeigte ihm die Früchte ihres Fleißes, einige Dutzend Kautschukgurken.

„Hast du gehört, Mundinde, daß hoch oben in den Bergen weiße Männer sich angesiedelt haben?" fragte Ruhl das Mädchen.

„Ja, Ekoë hat es mir erzählt," erwiderte die Negerin gleichgültig.

„Und du hast die Fremden noch nicht gesehen?"

„Nein!" lautete die einsilbige Antwort.

„Aber Ekoë verkehrt wohl mit ihnen; sie sind ja Jäger wie er!" fuhr Ruhl fort.

„Nein, er geht ihnen aus dem Wege!" gab Mundinde zur Antwort.

„Und warum?" fragte Ruhl erstaunt.

„Was fragst du erst, Blauauge?" rief Mundinde. „Die Leute aus Buëa haben den weißen Männern Hütten gebaut, und das genügt!"

„Aber, Kind!“ sprach Ruhl erstaunt. „Ihr müßt euch in euer Schicksal finden, ihr werdet oft, sehr oft mit Buëaleuten zusammenkommen müssen. Buëa ist groß, und die Kinder von Buëa werden euch überleben. Ihr müßt mit ihnen Frieden schließen, wie sie es mit euch getan haben!“

„O nein!“ erwiderte Mundinde trotzig.

Ruhl schüttelte den Kopf; das war ein verblendeter Starrsinn.

„Du glaubst aber selber nicht, Mundinde,“ suchte er sie zu überzeugen, „daß ihr jemals den Fall des mächtigen Buëa erleben solltet.“

„Warum sollte ich es nicht glauben?“ fuhr die Kleine auf.

„Ach, du scherzest!“ rief Ruhl.

„Höre, Blauauge!“ sprach Mundinde ernst. „Ich will dir eine Geschichte erzählen. Der Elefant ging einst zum Meeresufer, um zu baden. Da sah er eine Schildkröte über den Sand kriechen und sprach zu ihr: ‚Du bist ein faules Tier; du kannst nur Schritt für Schritt marschieren.‘ Aber sie erwiderte: ‚Was gilt's, ich komme schneller fort als du!‘ Darauf läuft der Elefant mehrere Wochen ins Gebirge, sich Kraft anzufressen. Die Schildkröte aber geht zu einigen ihrer Schwestern und dingt sie, daß sie sich von der Küste an in gemessenen Entfernungen längs des Weges aufstellen, den der verabredete Wettlauf nehmen soll. Sie selbst wählte ihren Platz zu oberst am Ziele, auf dem Berge. Als der Elefant nach einiger Zeit zurückkommt, spricht die Schildkröte am Meere, die er für die frühere Bekannte hält, zu ihm: ‚Nun kann's losgehen!‘ Und alsbald rennt der Elefant blind-

lings, ohne sich umzusehen, davon, daß der Boden erzittert. Aber als er keuchend das nächste Dorf erreicht, hockt die Schildkröte bereits behaglich am Wege. Da ruft er: ‚Da ist es schon, das elende Tier, ich muß noch besser laufen!‘ Und abermals stürmt er pustend davon. Jedoch, wie er auch eilt, überall ist seine Feindin schon vor ihm angekommen.

Voll Wut stachelt er seine Kräfte an. Blutiger Schweiß rinnt an seinem Leibe nieder, die Augen treten gerötet aus ihren Höhlen, und als er endlich auf seiner Höhe ankommt, bricht er taumelnd zusammen und verendet angesichts der glücklichen Schildkröte."

Mundinde schwieg, und Ruhl blickte sie erstaunt an. Das war ja das deutsche Märchen vom Wettlaufe des Hasen mit dem Igel, das Mundinde im afrikanischen Gewande ihm erzählte. Aber Mundinde ließ ihm keine Zeit zu völkergeschichtlichen Betrachtungen.

„Nun verstehst du mich, Blauauge!" rief sie. „Buëa ist der große Elefant, um den Berg aber gibt es viele Schildkröten, und wir sind die, die zu oberst sitzen. Vor unsern Augen wird der Elefant verenden!"

Jetzt lösten sich viele Rätsel im Geiste Ruhls. Ekoë hatte Bundesgenossen, Unzufriedene, von Buëaleuten Gekränkte, die wie er irgendwo in verstohlenen Winkeln des Hochgebirges sich aufhielten und einen Racheschlag gegen Buëa vorbereiteten. Eva-Mundinde hatte wohl aus der Schule geplaudert, mehr verraten, als es Ekoë lieb war.

Er forschte aber in diesem Augenblicke nicht weiter, um sie nicht scheu zu machen. Er lenkte das Gespräch in andere Bahnen.

„Und sind auch die Leute von Mapanja deine Feinde?"

„Nein," antwortete das Mädchen, „die Leute sind nicht so reich, aber gut."

„Und würdest du in Mapanja wohnen können?"

„Wenn Ekoë es wollte, ja!" erwiderte Mundinde ruhig.

„Und wenn ein Mann käme und dich nach Mapanja mitnehmen wollte, würde Ekoë dazu ja sagen?" fragte Ruhl weiter.

„Wenn die Leute aus Mapanja ihm Pulver und Blei geben könnten, so würde er ja sagen, aber die Leute haben nur Kühe und Ziegen, sie haben kein Pulver, und so kommt keiner mehr hier hinauf."

Diese Einblicke, die Ruhl in das Leben des Geschwisterpaares gewann, waren höchst überraschend. Das Rachegefühl beseelte diese Bakwili ganz und gar, und Ekoë würde selbst von der Schwester sich trennen, wenn man ihm für sie Pulver geben würde. Den Verschwörern gegen Buëa fehlte augenscheinlich dieses wichtigste Kriegsmittel.

„Und wenn ich ihm Pulver geben wollte, würde er dir erlauben, mit mir nach Mapanja zu ziehen?" fragte Ruhl rasch.

Sie sah ihn erstaunt an und erwiderte:

„Aber du wohnst ja am Salamanderbache und nicht in Mapanja!"

„Höre, ich werde in Mapanja wohnen, mir dort ein Haus bauen, Waren, Tücher, Perlen, Pulver vom Meere heraufbringen lassen und jedem, der mir den weißen Saft des Baumes bringt, diesen abkaufen. Da werde ich aber auch ein Mädchen brauchen, das in meinem Garten arbeitet und mir das Essen kocht. Das könntest du tun, Mundinde!"

Blauauge-Kautschukmann war darauf gefaßt, daß seine Worte auf Mundinde eine große Wirkung ausüben würden, daß sie ihre Blicke zu Boden senken und ihre dunkle Haut vom Erröten um einen Schein dunkler werden würde. Aber seine Erklärung wurde recht kühl aufgenommen.

„Geh, Blauauge!“ sprach sie. „Ich habe dort unten am Salamanderbache gesehen, daß du genug Diener und Dienerinnen hast, die für dich arbeiten. Du bist mit ihnen zufrieden. Und kannst du das essen, was ich koche?“

Da mußte Blauauge-Kautschukmann herzlich auflachen, und Mundinde lachte mit.

„Geh!“ rief sie. „Ich wußte gleich, daß du Scherze machtest. Geh, hier ist es schöner als in Mapanja. Hier sieht man seltener den ‚Fako‘, auf welchem Efusámute wohnt!“

Hans Ruhl wußte, daß die Eingeborenen die allerhöchste Zinne des Götterberges Fako nennen, von Efusámute hatte er aber noch nichts gehört und fragte deshalb:

„Wer ist denn dieser Efusámute, der dich hier zurückhält?“

„Du kennst Efusámute nicht?“ rief sie erstaunt. „Er ist ja der mächtige, unsichtbare Mann, der auf dem Berge wohnt und Wasser und Feuer zusammenhält. Wenn er will, so läßt er Wolken fliegen über den Himmel und Regen herabströmen zur Erde; wenn er zürnt, so sendet er Blitze, die alles zertrümmern. Der Donner ist seine Stimme. Wehe dem, dem Efusámute zürnt! Einst war er böse auf alle Stämme der Bakwili — vor vielen, vielen Jahren war es, als mein Vater noch nicht lebte — da

ließ er Feuer herablaufen von dem Berge, breit und lang wie der Fluß da unten wälzte sich die Glut und verschlang alles in Rauch und Flammen, bis Esusámute seine Rache gefühlt hatte."

Ruhl lauschte den Worten der Negerin und wurde ernst wie sie.

Er dachte nach und fragte dann langsam:

„Esusámute ist wohl aber nicht immer so zornig und kommt manchmal vom Berge herunter und erweist den Menschen Gutes?"

„Niemand hat ihn hier unten im Tale gesehen," erwiderte kopfschüttelnd Mundinde. „Wir fühlen nur seinen Zorn und fürchten ihn darum. Doch sei still, sprechen wir nicht von ihm. Er könnte es hören und übelnehmen."

Jetzt bemerkte Ruhl, daß das Gesicht Mundindens aschgrau wurde, die Negerin erblaßte, fürchtete sich vor den Geistern, die sie selbst heraufbeschworen hatte.

Wie tat das Bakwilivolk Ruhl in diesem Augenblicke in tiefstem Herzen leid! Es kannte eine Gottheit, aber das war ein Rachegott!

Er erfaßte die Hand Mundindens und führte das Mädchen an den Rand der Felsplatte. Im goldenen Sonnenglanze badete sich die weite, weite Landschaft.

„Schau hin, Mundinde," sprach er, „ist die Welt nicht schön? Ein herrliches Haus unter dem gewaltigen, blauen Dache. Weißt du, Mundinde, wer dieses Haus erbaut hat, das Meer fluten ließ, die Berge auftürmte und das Land mit grünen Pflanzen schmückte; weißt du, wer die Tiere zum Leben erweckte, den Menschen schuf und ihn zum Herrn der Welt einsetzte?"

Mundinde schwieg.

„Ich kenne ihn," rief Ruhl. „Er ist mächtiger als Ekusámute, er liebt die Menschen und erweist Gutes allen, die gut sind. Er hat uns Gesetze gegeben und schützt diejenigen, die sie befolgen."

Mundinde lachte.

„Geh!" sagte sie. „Du scherzest wieder! Wer sollte so mächtig sein, die Berge aufzubauen, vom Ufer des Meeres dort tief unten bis hoch oben zum Jako? Und wessen Arm sollte so weit reichen, daß er den blauen Himmel über den Bergen ausspannen könnte?"

Ruhl senkte das Haupt. Wie finster sah es im Herzen dieses Naturkindes aus! Er wollte weiter sprechen, verständlicher werden, aber Mundinde war nicht an seiner Seite. Droben vom Berge schallten ein Juchzer und Hundegebell; sie eilte ihrem Bruder Ekoë entgegen.

Es dauerte lange, bis das Geschwisterpaar aus dem Walde zum Vorscheine kam. Endlich kam Ekoë langsamen Schrittes daher. Er trat an Ruhl heran und sprach anstatt des Grußes in dumpfem Tone:

„Du hast gewagt, vor meiner Hütte im Angesichte Jakos von jemand zu sprechen, der mächtiger sein will als Ekusámute. Nimm dich in acht, daß er dich mit seinem Blitze nicht niederschmettert, und schweige von ihm in meiner Hütte!"

Dann fiel sein Auge auf den Korb mit den Kautschukkugeln, die Mundinde gesammelt und gekocht hatte. Sein Antlitz wurde noch finsterer und mit einem kräftigen Fußtritte schleuderte er die weiße Medizin fort, daß die Gummibälle in weitem Bogen in den Abgrund flogen.

Auch das Antlitz Ruhls verdüsterte sich. Sein Gastgeber ließ sich schweigend auf einen Holzblock nieder, und

die Rüden, die wohl bemerkt hatten, daß ihr Herr in böser Stimmung war, zogen ihre Schwänze ein und legten sich still neben ihn, ihre forschenden Blicke auf den Fremden richtend. Mundinde, die Anstifterin des Unheils, schlich dagegen wie ein Kind, das ein böses Gewissen hat, in die Hütte und holte einen Topf, um dem Bruder Essen zu kochen.

Ruhl merkte wohl, daß hier weitere Bekehrungsversuche ebenso unerlaubt waren wie Entschuldigungen. Er hütete sich wohl, den Namen Efusámute auszusprechen, und war im Herzen froh, daß sein Diener Schmetterling im Gemüsegarten Bananen plünderte und so nicht Zeuge der Niederlage des Weißen war.

Nachdem eine Weile allerseits tiefes Schweigen geherrscht hatte, eröffnete Ruhl dem Jäger den Zweck seines Besuches; er wollte die Weißen in ihren Jagdhütten am Rande des Urwaldes besuchen; er brauchte einen Führer, ob nun Ekoë bereit sein würde, ihm diesen Dienst zu erweisen.

Ekoë lehnte das Anerbieten ab. „Geh hin nach Buëa!“ erwiderte er höhnisch. „Dort wirst du genug Führer finden!“

Da in diesem Augenblicke Schmetterling auf der Felsplatte erschienen war, glaubte Ruhl nichts anderes tun zu können, als sich zu entfernen.

„Leb wohl!“ sprach er zu Ekoë.

Aber dieser entließ ihn nicht ohne weiteres. Zum ersten Male forderte er von dem Gaste ein Geschenk für die Verpflegung, drei Patronen!

Ruhl war erstaunt, aber er bezahlte ohne Umstände die Zeche.

„Du hast für die früheren Besuche noch mehr zu fordern," sagte er zu ihm. „Komm in die Waldburg, ich werde dir die Schuld bezahlen!"

„Gut, ich werde kommen," erwiderte Ekoë.

Auf dem Heimwege stellte Ruhl keine näheren Betrachtungen über sein Zusammentreffen mit Ekoë an, er mußte seine volle Aufmerksamkeit den Zeichen auf den Waldbäumen zuwenden, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, sich zu verirren. Als er aber auf wohlbekanntem Pfade der Waldburg sich näherte, da konnte er sich ganz und gar der Erinnerung an das Erlebte hingeben, und siehe da, der erste Zorn war verraucht. Ruhl mußte das Benehmen Ekoës entschuldigen; wie konnte er auch wagen, im Angesichte des Fako gegen Efusámute zu predigen? Trotz alledem gab er aber den Gedanken an die Bekehrung Mundindens zu besseren, christlicheren Ansichten nicht auf. Nur mußte er zuerst versuchen, sie dem Einflusse ihres Bruders, der das Mädchen beherrschte, zu entrücken. Damit mußte er aber warten, bis er in Mapanja sein eigenes Heim errichtete.

In Mapanja würden sich auch gewiß freundliche Führer finden, die ihn hinauf zu den Jagdhütten der Schweden begleiten würden.

„Gut, ich werde kommen!" hatte Ekoë gesagt; aber ein Tag nach dem andern verging, und der Erwartete kam nicht, um die Gasthausschuld einzuziehen.

Ruhl stieg indessen mit Mapanjaführern gegen 2000 m hoch und erreichte endlich die Grenze des Urwaldes. Der Anblick war überraschend, das Aufhören des Baumwuchses erfolgte plötzlich ohne jedweden Übergang. Bis zu der genannten Höhe bewahrte der Urwald seine

urwüchsige Kraft, war so dicht und dunkel wie unten am Strande Viktorias oder in der Nähe der Waldburg, dann hörte er plötzlich in einer scharfen Grenze auf, als ob er mit einem Riesenmesser beschnitten worden wäre, und höher hinauf waren alle Berghänge mit braunem Grase bewachsen. Was aber auf diesem Marsche Ruhl vor allem auffiel, das war der Mangel des Hochgebirges an offenen Gewässern.

Die Führer mußten das nötige Trinkwasser vom Tale mitnehmen und versicherten, daß man wohl bei der Wohnung der Schweden die nächste Quelle finden würde. Auf einem schmalen Pfade, der in dem steinigen Boden der Grasgegend wie eine hohle Rinne ausgetreten war, schritt Ruhl höher und höher.

Endlich erreichten die Bergsteiger ein muldenartiges Tal, in welchem der Baumwuchs das Auge wieder erfreute.

„Wir sind am Ziele!“ sagten die Führer, und der Widerhall von Axtschlägen im Wäldchen belehrte Hans Ruhl, daß er nach einem ermüdenden Tagemarsche, knapp vor Sonnenuntergang, sich menschlichen Wohnungen näherte.

Als er um die Ecke des Wäldchens bog, erblickte er an dessen Rande einige nach Bakwiliart erbaute Hütten. Bald stand er den Besitzern dieser höchsten Ansiedelung im Gebirge gegenüber. Es waren noch junge Leute wie er; außen und innen echte Deutsche, hochgewachsen, muskelstark, anspruchslos und unerschrocken, mit blauen Augen und treuen Herzen. Es waren ihrer vier, zwei Herren und zwei Diener, aber diese von ihren Herren mehr wie Freunde gehalten.

Ruhl wurde von ihnen herzlich und gastfreundlich

aufgenommen. Sie geleiteten ihn zu der größten Sehenswürdigkeit der Gegend, die etwas oberhalb ihrer Ansiedelung lag, zu einer Quelle, die ein großes Loch bildete, aus dem langsam, aber stetig ein kühles, klares Wasser hervorquoll. „Manns-Quelle“ wird dieser weit und breit in der Umgegend einzige Brunnen genannt, und zwar dem deutschen Botaniker Mann zu Ehren, der vor dreißig Jahren mit dem Engländer Burton die erste Besteigung der Kamerunspitze ausgeführt hat.

Die Schweden waren mit ihrem Schicksale nicht besonders zufrieden. Enttäuschungen, die jedem Afrikareisenden beschert sind, blieben auch ihnen nicht erspart. Der erträumte Tierreichtum fand sich nicht auf diesen Höhen, wohl aber eine ganz unerwartete Überfülle von Witterungsunbilden. Auf diesen Grasfluren erschienen nur kleinere Antilopen aus dem Urwalde, um hier zu grasen.

„Die Jäger von Buëa,“ erzählten die Schweden, „zeigten uns zwar Elefantenspuren; aber der Dickhäuter steigt selten in diese Höhen hinauf. Wir haben noch keinen gesehen. Als Jäger kann hier der Europäer erfrieren und verhungern. Wir wollen hier noch eine Zeit lang unser Glück versuchen, wenn aber keine Änderung in dem Wildbestande eintritt, so werden wir das todbringende Rohr an den Nagel hängen und uns in einem der Urwalddörfer als Händler niederlassen. Wir haben hier einen Baum gefunden, der wild wächst und ausgebeutet werden kann.

Knut, einer der Schweden, zeigte Ruhl ein Körbchen mit einigen Kautschukkugeln.

Da war Ruhl erstaunt und fühlte sich im ersten Augenblicke unangenehm betroffen; denn da waren ihm Konkurrenten im Urwalde erschienen. Aber er kam als-

bald zu einer besseren Einsicht. Offen hatten die Schweden ihre Entdeckung ihm mitgeteilt, ihn in ihre Pläne eingeweiht. So sprach auch er von seinen Erfahrungen und Absichten, und die Schweden freuten sich, einen Genossen bei dem Werke gefunden zu haben, das, wie auch sie meinten, für die wilden Bakwili sich zu einem Segen gestalten würde.

Es war schon tiefe Nacht, als Ruhl sich in die ihm angewiesene Hütte zurückzog. Wunderbar klar leuchteten die Sterne in dieser Höhe. Der Jako stieg düster zum Himmel empor und hatte sein Haupt im schwarzen Gewölke verborgen. In weiter Ferne an seinem Fuße leuchtete aber ein matter Feuerschein.

„Dort lagern einige Jäger aus Buëa!" bedeutete einer der Schweden.

„Nach einigen Tagen schwerer Arbeit kehren sie mit drei oder vier Antilopen heim. Man muß bedürfnislos wie ein Bakwili sein, um eine derartige Jagd lohnend zu finden."

Am anderen Morgen luden die freundlichen Schweden ihren Gast zum Ausfluge ins Hochgebirge ein.

„Die Spitze selbst wollen wir nicht besteigen," sagte Knut. „Das ist ein beschwerliches Unternehmen, und wir könnten auch schwerlich etwas Neues berichten. Im Jahre 1862 hatten ja Burton und Mann den Berg bestiegen, und erst vor kurzer Zeit, am 14. Februar 1879, hat Ihr Landsmann Ed. Robert Flegel seinen Fuß auf die höchste Zinne des Jako gesetzt, aber man kann von unserem einsamen Heim in wenigen Stunden einen Krater erreichen, von dem sich eine prachtvolle Aussicht auf die niedrigere Kamerunspitze, den sogenannten Kleinen Kamerunberg, den Mongo-

ma=Etindeh der Eingeborenen, bietet. Das ist, wie man sagt, eine hübsche Tagespartie. Wollen Sie mit, Herr Ruhl?"

Natürlich stimmte Ruhl dem Vorschlage bei.

Das bräunliche Gras, durch das anfangs die afrikanischen Wanderer schritten, war sehr hoch und erschwerte das Gehen. Etwas höher aber wurde der Boden noch mehr steinig und das Gras verkrüppelt. Ruhl bemerkte aber, daß es auch hier noch einen Baumwuchs gab. Wo nur irgendwie geschützte Stellen in den Tälern waren, fanden sich kleine Baumgruppen, die sich in größeren Mulden selbst zu kleinen Wäldchen zusammenschlossen.

An ein solches Tal waren die Männer gerade gekommen. Die Lüfte wehten hier, an 3000 m über dem Meeresspiegel, frisch, und die tropische Pflanzenwelt konnte in dieser Höhe nicht mehr fortkommen. Aber der Anblick der Bäume und Sträucher, die in der kühleren Luft gediehen, erfüllte Ruhl mit um so größerer Freude. Fürwahr, die Bäume glichen den Eschen, Buchen und Eichen der Heimat, auch Nadelholz stand dazwischen. Das Unterholz und Gestrüpp bestand aus Brombeeren und anderen auch in Deutschland vorkommenden Gewächsen. Tief unten am Boden waren Farne wie in unseren Wäldern, Heidekraut, duftende Minze und allerlei Waldblumen der Heimat, und Ruhl bückte sich und pflückte ein duftendes Veilchen! Wie ihn dieser Duft erquickte! Er glaubte Thüringens Waldluft zu atmen.

Dann aber führte der Weg durch kahles, schwärzliches Gestein, worin Ruhl einen verwitterten Lavastrom erkannte; das war das erloschene Feuer, das einst Efusámute, da er

zürnte, den Berg herablaufen ließ. Auf diesem Lavafelde schritten die Männer zu einem rundlichen Berge, der wie eine riesige Festungsmauer die nächste Umgebung überragte. Ein Bild entfaltete sich vor seinen Augen, wie Ruhl, der Vielgereiste, es noch nie gesehen hatte.

Er befand sich auf dem Rande eines mächtigen, trichterförmigen Kraters, dessen schöner, regelmäßiger Kreis nur nach Südwest nicht vollkommen geschlossen war. Im Norden vor ihm lag eine herrliche Gruppe von hohen, kahlen Bergen von rotbrauner und strohgelber Färbung, hier und da durchzogen von dunkleren Streifen Lavawogen. Im Osten begrenzte ein hoher, nach Südost sich senkender Kamm, gebildet von einem mächtigen Lavastrome, den Horizont; im Süden erfreute der schöne, von lichten Wolken umflatterte Kegel des Kleinen Kamerun, Mongo-ma-Etindeh, das Auge, während im Westen dichtbewaldete, grüne Hügel den Kreis schlossen, und wo das Auge in der Tiefe einen Ruhepunkt suchte, war nichts als Lavageröll und Kraterschlünde. Ringsumher großartiges Schweigen, nur zuweilen durch den Schrei eines hochschwebenden Adlers unterbrochen. Ruhl schaute bald hinauf, bald um sich her, bald hinab in die Tiefen, bis ein dichter Nebelschleier alle Herrlichkeiten seinen Blicken verbarg.

Wie furchtbar mußte der Anblick hier gewesen sein, da alle jene Kraterschlünde noch in voller Tätigkeit waren, Rauch und Flammen spieen, da der Berg seine Flanken öffnete und feurige Lava in das Tal ergoß, da die Grundfesten der Erde in weitem Umkreise bebten und das Meer erschüttert in furchtbaren Wellen das Land überflutete! Jetzt herrschte der Frieden der Natur auf den Zinnen des Kamerunberges.

Aber in den Herzen der Bewohner dieses großartigen Teils der Schöpfung loderte noch der Haß in hellen Flammen, Feindschaft zerriß die Volksstämme, und ein ewiger Krieg tobte von den Höhen des Piks bis zu den Ufern des Meeres. Aber die Zeiten nahten — das sagte sich Ruhl — wo auch in die blutenden Herzen dieser schwarzen Menschen der hehre Frieden seinen Einzug halten sollte.

Als die Männer von der Spitze des Kraters herabgestiegen waren, begegneten sie einem Trupp Bakwilijäger, der von dem Feinde Ekoës, dem Leoparden, geführt wurde.

„Wohin wollt ihr?“ wurden die Weißen gefragt. „Hinauf zu dem Jako? Daraus wird nichts. Als das letzte Mal weiße Männer die höchste Spitze bestiegen, da hatten sie von oben viel Pflanzen und Steine geholt, und das hatte Efusámute erzürnt. Er ließ regnen und regnen, daß wir unsere Felder nicht bestellen konnten. Die Weißen waren fortgegangen, aber wir mußten seinen Zorn spüren. Darum wendet eure Schritte zurück. Wir lassen euch nicht hinauf!“

Die Bakwili beruhigten sich, als sie erfuhren, daß die Weißen nicht die Absicht hatten, höher hinaufzusteigen. Ruhl aber entschuldigte in seinem Herzen Ekoë; denn dieser Efusámute war in der Tat der Schreckensgeist des Gebirges.

Erfrischt durch den Ausflug in das Hochgebirge, kehrte Ruhl nunmehr zurück in das Criollotal.

Hier herrschte großer Auflauf, und Lärm drang an die Ohren Ruhls. Der Baumtöter lieferte gerade eine verzweifelte Schlacht; er verteidigte die Waldburg vor

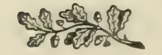
dem Ansturme eines furchtbaren Feindes. Die Ameisen hatten sich in den Bauernfeldern gezeigt, und ihre unermeßliche Schar rückte geradeaus auf den Hügel los, auf dem die Waldburg stand. Das waren Wanderameisen der Gattung Ponera, eine Plage westafrikanischer Länder. In geschlossenen Reihen marschieren die nach Millionen zählenden Tiere durch den tropischen Wald. Als ein schwarzes, etwa zollbreites Band zieht sich das Heer auf dem Boden durch das Gras hin. Sobald Wege oder freie Stellen zu überschreiten sind, werden zur Sicherung des Zuges die Soldaten aufgestellt. Diese haben die doppelte Größe der anderen Ameisen und dicke, mit starken Zangen bewehrte Köpfe. Wo diese Räuber erscheinen, wird alles tierische Leben im Walde vernichtet. Insekten und kleinere Wirbeltiere verenden sofort unter den Zangen der Soldaten. Aber auch den Menschen sind diese Kerbtiere gefährlich; rücken sie in ein Dorf ein, so müssen die Bewohner die Häuser räumen, und die Speisevorräte werden in kurzer Zeit ein Raub der Millionen kleiner Tiere.

Das wußte der Baumtöter wohl, und da der feindliche Zug glücklicherweise frühzeitig genug entdeckt wurde, so traten ihm die Arbeiter der Waldburg mit Feuer und Rauch entgegen, und es gelang ihnen, die Ungeheuer zum Rückzuge zu zwingen. Sie zogen in den Urwald, Tod und Verderben bringend, öde Schlachtfelder hinter sich lassend.

Das Neujahr kam und mit ihm frohe Nachrichten. In Hamburg und Thüringen wurden die Eingaben Ruhls günstig aufgenommen. Er hatte Kredit und eilte hinab in die Kamerunstädte, um in der Hauptfaktorei des Hamburger

Hauses Waren für seinen zu eröffnenden Laden zu entnehmen, und eilte bergauf nach Mapanja, um dort Grund und Boden zu erwerben und ein Haus bauen zu lassen.

„Nach Buëa gehe ich nicht,“ erklärte er jetzt laut seinem Freunde, dem Baumtöter. „Die Buëaleute sind die Abergläubischsten der Abergläubischen. Wenn es Efusá-mute einfällt, so werden sie mir das Kautschuksammeln verbieten. Die Mapanjaleute sind viel vernünftiger.



IX.

König Ekoë.

Ein klarer, heller Februartag ist es, einer der letzten vielleicht in der kurzen Trockenzeit von Kamerun. Steigen wir im Geiste hinauf nach Mapanja; dort gibt es Wunder und Zeichen zu schauen.

Auf einem freieren Platze, abgesondert von den übrigen Wohngehöften der Bakwili, im Schatten der Palmen und herrlichen Lianen, erhebt sich ein stattliches Gebäude, das auf hohen Rost gestellt und mit Bretterdiele versehen ist. Dichte, feste Baumrinden bekleiden das Sparr- und Fachwerk und die unvermeidlichen Bambulatten, und der große Raum im Innern ist in mehrere ganz gefällige Gemächer abgeteilt. In einem derselben liegen die Waren, und hier befindet sich in der Wand auch eine mittelst einer Klappe verschließbare Öffnung, vor der draußen am Hause ein Auflegebrett angebracht ist, so daß die kaufenden und verkaufenden Eingeborenen nicht ins Haus zu kommen brauchen, sondern vom Hofe aus durch diese Art Bäckerladen hindurch ihre Geschäfte mit dem Eigentümer abwickeln können. Der weite, hügelige Hof ist mit einem Rohrzaune eingefaßt, und das darin wuchernde Unkraut samt den zahlreichen Blöcken eines mit einer durchlöcherten, schmutziggrauen Verwitterungskruste umgebenen, stahlharten

Basalts beseitigt, um Platz für Anbauversuche mit Tabak und — Kaffee zu schaffen. All diese Umwandlungen sind aber mit Hilfe von Negerhänden geschehen, und Ruhl freut sich; denn es ist ihm gelungen, die wilden Bakwili zur Arbeit zu bewegen.

Ruhl war auf die Gnade der Bakwilileute durchaus nicht angewiesen. Sollte es diesen einfallen zu streiken, so hatte er einen Stamm von Krujungen, die bei ihm aushalten würden. Sein Schatten, der von ihm unzertrennliche Schmetterling, war ihm auch nach Mapanja gefolgt. Er hatte ja die Wünsche des Kautschukmanns in der monatelangen Dienstzeit kennen gelernt, er sah sie ihm an den Augen ab, und der Herr aß, was Schmetterling kochte. Aber Schmetterling war mehr als Diener und Koch; er war der Versorger des Kautschukhauses, Hauptmann der Krujungen Ruhls, und er füllte seinen Posten aus, auch im Verkehre mit den Eingeborenen; denn auf den ewigen Wanderzügen seines Herrn hatte er auch noch die Bakwilisprache kennen gelernt.

„War das wirklich möglich, Schmetterling?“ neckte ihn sein Herr.

„Herr,“ erwiderte er, „ich weiß selbst nicht, wie das gekommen ist. Es kam von selbst. Mundinde hat dazu den Grund gelegt.“

Ende Februar war es. Ein Regentag stellte sich ein. Es goß vom Himmel, aber Ruhl war in froher Stimmung. Die Bakwili waren gar eifrige Kautschuksammler, die Neuheit reizte die Leute, es gab eine Fülle jungfräulicher, noch niemals angezapfter Lianen; da war die Ausbeute groß, zumal auch die benachbarten Dörfer Kautschuksammler in die Wälder schickten. Ruhl kaufte

das Pfund Rohkautschuk von den Eingeborenen für Waren im Werte von fünfzig Pfennig, die Faktorei unten am Strome bezahlte es ihm mit einer Mark. Da verkaufte er die Waren mit 100%, wie er es berechnet hatte. Heute trug er nun das tausendste Pfund Kautschuk, das er gekauft hatte, in seine Bücher ein. Das war ein Festtag; wie gern hätte er ihn in Baumtöters Gesellschaft zugebracht, aber das Geschäft hielt ihn hier fest, und der Weg in die Waldburg war weit!

So beschloß er, den Abend festlich mit seinem Getreuen, dem ehrsamen Schmetterling, zuzubringen und gab einige Flaschen deutschen Bieres zum besten. Es war keimfreie, vor Verderben geschützte Braunschweiger Schiffsmumme, welcher der Herr und sein Diener zusprachen; und die Mumme öffnete das verschlossene Herz Schmetterlings und löste seine Zunge.

„Herr," sprach er, „nun haben wir uns hier häuslich eingerichtet; aber eins fehlt uns zum Glücke!"

„Und das wäre, Schmetterling?"

„Hauptmann Napoleon hat eine Frau, und Schmetterling hat keine!" seufzte der Bursche.

„Ach so!" rief Ruhl. „Nun, wenn du heiraten willst, so habe ich nichts dagegen. Der Hof ist groß, ihr könnt euch dann eine besondere Hütte bauen!"

Schmetterlings Augen glänzten, aber er schwieg.

„Nun?" fragte Ruhl. „Du hast wohl eine der Töchter des Landes auserkoren? Eine der Töchter des Häuptlings von Mapanja?" Schmetterling schwieg.

„Aber wissen muß ich, Schmetterling," fuhr Ruhl fort, „wer die Frau meines Hauptmanns werden soll?"

„Herr," platzte der junge Hauptmann heraus. „Ich

habe noch viel Lohn bei Ihnen stehen, Herr, wollen Sie den Lohn in Pulver bezahlen?“ Da fiel es Ruhl wie Schuppen von den Augen.

„Eh, Bursche!“ rief er. „Du willst von Ekoë das Jawort erkaufen!“

„Herr,“ sagte Schmetterling ruhig, „Sie können Mundinde nicht brauchen. Sie essen nicht, was sie kocht, aber ich, Herr, ich esse es sehr gern!“

Ruhl hatte in Mapanja öfter an Mundinde gedacht, aber er hatte eine gewisse Scheu vor dem Ekusámute und seinen wilden Verehrern. Je höher man in die Berge hinaufstieg, desto gröber und hochfahrender waren die Bakwili, und es hatte doch keinen Zweck, mit ihnen Verhandlungen anzuknüpfen, in denen derjenige den kürzeren ziehen mußte, der nicht raufen wollte. Dann stand er ja bei Ekoë in Schuld, und die Abrechnung mit dem Burschen wollte er lieber in seinem Hause treffen. Er konnte ja nicht wissen, ob Ekoë in der Jägerhütte ihn nicht pfänden würde; und er hätte sich die Pfändung wohl gefallen lassen müssen. Wenn er Ekoë allein gegenüberstände, dann wäre die Sache nicht so schlimm, aber er dachte an die beiden Rüden, die ihn niemals aus den Augen gelassen hatten und von Zeit zu Zeit auf ihren Herrn blickten, als ob sie ihn fragten: „Befiehlst du? Sollen wir zubeißen?“

Endlich hätte er Mundinde doch nur als seine Dienerin aufnehmen können, und solche Verbindlichkeiten überstiegen doch die Begriffe Ekoës. Mundinde konnte nach Bakwilibrauch nur als Frau einem Mann übergeben werden, und eine schwarze Frau konnte Ruhl nicht brauchen. Sein Hauptmann hatte recht.

Durch das Dazwischentreten Schmetterlings änderte

sich die Sachlage. Der Neger konnte in aller Form um Mundinde werben; erhielt er sie, so war das Mädchen dem Einflusse des Bruders entrückt und konnte durch Schmetterling und mit Schmetterling der christlichen Gesittung zugeführt werden.

Aus diesen Gründen widersprach Ruhl den Wünschen seines Hauptmanns nicht und verpflichtete sich, den noch fälligen Lohn in Pulver auszuzahlen, ja im Notfalle auch einen Vorschuß zu gewähren.

So sollte der überglückliche Schmetterling in den nächsten Tagen über Berg und Tal zu Ekoës Felsplatte hinüberflattern und mit dem Jägersmanne über das übliche Hochzeitsgeschenk, den Brautpreis der Bakwili, verhandeln.

„Ich werde gut handeln, Herr, wie der größte Kaufmann," beteuerte der schwarze Bursche.

Aber siehe da, bevor noch Schmetterling sein Ränzlein geschnürt hatte, erschien eines Tages ein stämmiger, wilder Bursche am Fenster des Ladens; er brachte kein Kautschuk, auch kein Elfenbein und keine Felle. Ruhl schaute in das düstere Antlitz.

„Ekoë!" rief er.

„Zehn Tage und elf Nächte, Blauauge," sprach der Bruder Mundindens; er kam, die Gasthausschuld einzutreiben.

Da wurde Hauptmann Schmetterling herbeigerufen und Ekoë in die Stube genötigt. Mit fragenden Blicken musterte er die Einrichtung, die Möbel, die Bücher — verdächtig, medizinisch schien ihm das alles vorzukommen, aber er vergaß die Umgebung, als Schmetterling sich erklärte. Sein Auge leuchtete auf, und er fragte:

„Was kannst du geben, Schmetterling?“

In heißer Redeschlacht suchte Schmetterling seine Vorzüge ins rechte Licht zu rücken und Mundinde herabzuwürdigen. Aber Ekoë blieb hart. Er gab sein Jawort nicht unter einem Fäßchen Pulver. Er erhielt es, und Ruhl übergab ihm auch 33 Patronen zu dem in Waldburg umgetauschten Gewehren für die zehn Tage und elf Nächte, die er in Ekoës Hütte hatte zubringen dürfen, und legte noch als Trinkgeld für Mundinde ein blaues Hüfttuch zu.

Die Schwarzen tranken noch einen Krug Palmwein, und Ekoë schwang den lebensgefährlichen Brautpreis auf seinen bezopften Kopf und stieg bergan. „Morgen werde ich kommen und Mundinde abholen!“ rief ihm Schmetterling nach.

Ekoë nickte.

Vier der Krujungen legten am anderen Morgen ihre besten Hüfttücher an und begleiteten ihren Hauptmann, um die Braut zu holen. Am anderen Tage sollten sie wiederkommen.

Gegen Mittag des andern Tages erscholl in Mapanja der Ruf: „Sie kommen, sie kommen!“ und alt und jung stürzte dem Brautzuge entgegen. Ruhl wartete auf der Veranda seines Hauses; immer näher kam der Lärm, immer lauter ließen sich die Rufe vernehmen, aber Freudenrufe schienen es nicht zu sein, sondern eher ein Hohngelächter.

Da drängte sich ein schwarzer Knäuel durch das Tor in den Hof, in seiner Mitte Schmetterling heftig gestikulierend. Aber er war allein, nur in Begleitung der Krujungen. Und Mundinde?

Der junge Hauptmann trat vor seinen Herrn, und, indem er mit den Händen um sich schlug, rief er in voller Wut:

„Herr, Herr! Dieser Lump, dieser Schurke, dieser Räuberhauptmann! Herr, warum hast du ihm das Pulver gegeben? Herr, wir sind um unser Pulver gekommen! Dieser Erzgauner!"

Eine trübe Ahnung dämmerte in Ruhl auf. Sollten er und Schmetterling etwa Opfer der Bakwili-Staatskunst geworden sein?

„Ich verstehe dich nicht!" sprach er zu Schmetterling. „Wo ist Mundinde?"

„Herr," schrie der Kruhauptmann, „wo ist der König, vor dem ich den Schurken von einem Ekoë belangen kann? Gehört dieser Lump nach Mapanja oder Buëa oder Sopo oder Bonjongo? Herr, ich sage es dir, wir haben unser Pulver verloren."

„Was in aller Welt ist denn geschehen?" fragte Ruhl ungeduldig. „Antworte mir! Wo ist Mundinde?"

„Sie ist nicht da, das siehst du, Herr; aber ich frage dich, wo ist der Räuberhauptmann Ekoë?"

Erst nach vielen Fragen konnte Ruhl weniger von Schmetterling, als vielmehr von seinen Begleitern den allerdings traurigen Verlauf der Abholung der Braut erfahren.

Als der Zug sich der Jägerhütte näherte, ließ der Bräutigam die Büchsen knallen, aber der Schwager erwiderte den Gruß nicht. Ein Geizhals, der spart, dachten die Krujungen. Es kam aber ihnen auch niemand entgegen, und die Felsplatte war menschenleer. Vergebens rief Schmetter-

ling: „Mundinde! Mundinde!“ Nur das Echo antwortete ihm: „Inde, inde!“

„Vielleicht haben die Bakwili die Sitte, daß die Braut sich versteckt,“ tröstete einer der Kameraden den nichts Gutes ahnenden Bräutigam. „Suchen wir sie!“

Sie suchten und forschten überall. Schmetterling kannte ja die Gegend, er ging in den Gemüsegarten, er kroch in die Hütte, er schlich in die Grotte — niemand war da. Ja, je mehr er suchte, desto klarer wurde ihm, daß überhaupt alles leer war. Man fand weiter nichts als ein paar alte Scherben, eine zerbrochene Ngomba, eine Art Zither, auf welcher Mundinde zu spielen pflegte. Alles, was irgendwie brauchbar war, hatte jemand fortgeschleppt; allerdings konnte das edle Geschwisterpaar sein Hab und Gut auf dem Rücken fortschleppen. Es unterlag keinem Zweifel, das Nest war leer, die Waldvögel waren ausgeflogen! Schmetterling war der Gefoppte; er hatte noch Spott zum Schaden tragen müssen. Das bezeugte das Gelächter der Bakwili.

Ja, unter Menschen, die in geordneten Verhältnissen leben, konnte so etwas selbst in Afrika nicht vorkommen. Gesetzt den Fall, ein Mann aus Mapanja oder Buëa hätte so schändlich gehandelt, dann würde ihn Schmetterling vor dem Häuptlinge verklagen können, und der Mann würde im Palaver zur Rechenschaft gezogen werden. Aber wo sollte man den Richter über Ekoë suchen? Er war ja ein Zigeuner, der keinem Dorfe angehörte. Was ging das die Bakwili von Mapanja an, welche Forderungen der fremde Schmetterling an den fremden Ekoë hatte? Mochten die beiden ihren Streit untereinander ausfechten!

Auf diese Wendung der Angelegenheit war Ruhl nicht im mindesten gefaßt gewesen. Mit diesen Waldvögeln wollte ihm nichts glücken. Er hatte Lehrgeld bezahlt und beschloß, sich nicht mehr um sie zu bekümmern. Um aber den unglücklichen Schmetterling zu trösten, nahm er das Fäßchen Pulver auf sein Verlustkonto und zahlte dem Hauptmanne seinen Lohn ohne Abzug halb in den üblichen Tüchern, halb in englischem Gelde. Schmetterling atmete infolgedessen auf, verschwur sich aber hoch und heilig, mit seiner Verheiratung bis zu seiner Rückkehr nach Liberia zu warten, er wollte kein Weib aus diesem Lande ohne Treue und Glauben!

Im Kautschukhause von Mapanja wollte man Mundinde und Ekoë vergessen; aber der Räuberhauptmann ließ von sich hören.

Die Schweden hatten ihre Flinten bis auf gelegentliche, zum Vergnügen bestimmte Jagdpartien an den Nagel gehängt und waren gleichfalls mit der Errichtung einer Faktorei beschäftigt. Da mußte das Gewinnungsgebiet des Kautschuks erweitert werden, und Ruhl ging nach Buëa, um in diesem volkreichsten Dorfe für den neuen Erwerbszweig tätig zu sein.

Wundervoll war der Anblick Buëas an dem warmfeuchten Apriltage. Von den Bäumen und Büschen, welche die lebenden Schutzzäune um das Dorf bildeten, standen recht viele in Blüte, und Ruhl glaubte einem prachtvollen Garten sich zu nähern. Diesmal bezog er sein Quartier nicht in den Gasthütten des Großkönigs Letongo, sondern in dem Missionshause. Allerdings war die Mission erst in ihren Anfängen; der junge Seelsorger, ein deutscher Landsmann, wohnte in einer Nothütte, die nach Bakwili-

art erbaut war; er trug sich aber mit dem Plane, ein steinernes Haus zu bauen. Drei schwarze Christen von der Küste hatten ihn hinauf nach Buëa begleitet und bildeten die kleine Gemeinde.

„Neubekehrte kann ich Ihnen noch nicht vorstellen,“ seufzte der Seelsorger.

„Ich arbeite hier auf einem harten, steinigen Boden, und das gutgemeinte Wort fällt auf den Felsen. Ich bin auch im ungünstigen Augenblicke hier angelangt. Die scheußliche Blutrache beschäftigt mehr denn je die Gemüter. In den Jagdgründen der Grasgegend ist eine schwere Untat begangen worden. Ein reicher Bakwilimann, der Leopard, der hierzulande infolge seiner unbändigen Wildheit in hohem Ansehen stand, wurde dort oben in einer Schlucht samt seinen zwei Begleitern erschossen. Man fand ihre Leichen und sucht die Spur der Missetäter zu finden.“

Diese Nachricht überraschte Ruhl. Er glaubte den Missetäter zu kennen. Ekoë hatte gewiß seine Rache gefühlt. Ruhl war diese Nachricht unangenehm; hatte er nicht infolge einer sonderbaren Verkettung der Umstände den Burschen mit einer guten Flinte und Schießbedarf ausgerüstet? Er erzählte dem Missionar alles, was er von Ekoë und Mundinde wußte, aber der junge Mann schüttelte zweifelnd das Haupt.

„Der Feind, dem die Buëaleute im Gebirge erlegen sind, muß ein mächtigerer gewesen sein,“ erwiderte er. „Ekoë allein konnte die Tat nicht vollbringen. Sicher sind die Jäger von einem starken Haufen überfallen worden. Der Verdacht ist auf die Leute des benachbarten Dorfes Sopo gelenkt worden.“

Ruhl atmete auf; er glaubte gern, was ihm der Missionar sagte.

Die Begrüßung des Königs Letongo war überaus herzlich. Ruhl dachte anfangs, daß diese Freundlichkeit dem Freunde des Baumtöters galt, aber bald sollte er ihren wahren Grund erfahren.

„Weißer Medizinmann," redete ihn Großkönig Letongo mit besonderem Nachdrucke an. „Du bist ein Freund Buëas. Schau, wir haben euch geholfen, den Wald auszuroden — dort unten am Salamanderbache. Es ist gut, daß du gekommen bist. Du kommst auch nur selten. Schau, die Sopoleute haben oben auf den Graswiesen Buëaleute getötet. Blut fordert Blut! Ich muß das Blut der Sopoleute haben. Ich muß Sopo ausroden, wie mein Vater das Nest am Salamanderbache ausgerodet hat. Du bist ein guter Schütze, Blauauge. Komm mit mir in den Krieg. Nimm deine Leute mit; sie haben ja alle Gewehre. Du kommst mit, nicht wahr, Blauauge?"

Ruhl dachte nicht daran, an dieser Fehde sich zu beteiligen. Im Gegenteile, er wollte die Streitigkeit beizulegen, als Friedensvermittler aufzutreten suchen, um das Blutvergießen zu verhüten.

„Letongo," sprach er, „hast du schon ein Palaver mit den Sopoleuten abgehalten? Sieh, das ganze Dorf ist an der Untat gewiß nicht schuld. Sollen die Unschuldigen leiden? Die Ältesten von Sopo werden gern bereit sein, die Mörder zu bestrafen. Nimm mit ihnen Rücksprache, Letongo. Da will ich gern zum Palaver kommen."

Aber Letongo fuhr wild auf.

„Was sagst du? Haben die Sopoleute den Leoparden

zum Palaver eingeladen? Heimtückisch ist er überfallen worden! Blut fordert Blut! Nicht schlechter will ich sein als die Sopoleute. Plötzlich sollen sie unsere Büchsen hören und, kaum aus dem Schlafe erwacht, sich in ihrem Blute wälzen. Kein Palaver, sondern Krieg! Du kommst mit, heute nacht kommst du mit, Blauauge!"

„Höre, Letongo!" erwiderte Ruhl. „Der weiße Mann ist nicht in die Berge gekommen, um mit den Schwarzen zu kämpfen. In Frieden will er mit allen leben. Er will Handel treiben und dem schwarzen Manne viele schöne Sachen geben. Die Leute von Mapanja kochen den weißen Saft im Walde und verkaufen das Kautschuk an die weißen Händler. Sie sind klug und werden reich und haben schon heute viel Tabak, Zeuge, Tücher, schöne Äxte und Messer. Ich bin gekommen, Letongo, um dir zu sagen, du möchtest dasselbe tun. Sage deinen Leuten: Gehet in den Wald und sammelt Kautschuk für den weißen Mann. Traget ihn nach Mapanja; er wird euch dafür Tabak Zeug, Messer und Äxte geben. Auch Felle von Tieren, von Leoparden und Affen, Elefantenzähne wird er kaufen und den Jägern Pulver geben. Tut es, ihr werdet reich werden! Das wollte ich dir sagen, Letongo. Darum bin ich hier. Du wirst tun, was ich wünsche. Nicht wahr, Letongo?"

„Was du da sprichst, Blauauge," erwiderte Letongo, „das ist nicht übel, aber das hat Zeit, das können wir später besprechen. Jetzt planen wir Krieg. Kommst du mit, so bist du unser Freund, und dann, wenn wir gesiegt haben, werden wir für dich das Kautschuk sammeln!"

Ruhl weigerte sich, an dem Überfalle teilzunehmen, aber er durfte es mit dem mächtigsten Häuptlinge des Bak-

wiligebietes nicht verderben. Er sah ein, daß ein Verhüten des Blutvergießens unmöglich war; er hatte inzwischen den Charakter der Bakwili genügend kennen gelernt.

„Zieh du allein in den Krieg, Großkönig,“ erwiderte er. „Ich werde hier bleiben, und sollten die Sopoleute das Dorf meines Freundes angreifen, so werde ich Buëa verteidigen.“

Letongo lachte aber höhnisch auf.

„Was du sagst!“ rief er. „Kein Sopokrieger wird nach Buëa kommen! Du wirst hier morgen nur Sopoweiber und Sopomädchen sehen. Die werden wir mitbringen, um sie unter die Buëakrieger zu verteilen. Aber bleibe du nur zu Hause mit den Weibern und Kindern. Bleibe nur bei dem anderen Weißen, der nicht einmal ein Gewehr besitzt. Du hast genug gesprochen, Blauauge. Wir wissen jetzt, daß die Weißen Weiber sind!“

Er wartete die Antwort Ruhls nicht ab, sondern eilte davon. Es ging ja in Buëa laut zu. Auf dem großen Platze versammelten sich die Krieger von Buëa. Vierhundert Flinten blitzten in den Strahlen der Abendsonne. Nur zwanzig Krieger wurden zum Schutze des Dorfes zurückgelassen, von dem auch viele Weiber ausrückten, um an der Plünderung Sopos teilzunehmen.

Armes Sopo! es war ein kleines Dorf, das kaum dreihundert Einwohner zählte. Sein Schicksal war besiegelt.

Letongo gelang es, sich während der Nacht unbemerkt an die Schutzzäune von Sopo heranzuschleichen, und mit Morgengrauen drang er in das Dorf ein. Die überrumpelten Bewohner konnten keinen Widerstand leisten und suchten sich durch wilde Flucht zu retten. An jenem

Tage fiel die Mehrzahl der Krieger Sopos, und ein Dutzend Frauen und Mädchen wurde fortgeschleppt, um den Siegern Dienste zu leisten.

Ruhl litt es nicht in dem siegreichen Buëa; er kehrte bald nach dem ruhigeren Mapanja zurück.

Die schwarzen Kautschuksammler, die in dem Laden mit ihrer Ware erschienen, brachten verschiedene Neuigkeiten aus den Bergen.

Die besiegten Sopo mußten in ihrer Schwäche vor Buëa sich beugen und erhielten die Erlaubnis, sich in ihrem Dorfe wieder anzusiedeln. Ja, die Buëaleute gaben ihnen die geraubten Frauen und Mädchen zurück; denn die in den Bergen auf der Flucht zerstreuten Männer hatten die wirklichen Mörder des Leoparden ermittelt. Östlich von der „Manns-Quelle" gab es noch einen Brunnen in dem öden Hochgebirge. Dort war in der Ferne eine Siedelung entstanden. Einige versprengte Männer und Frauen aus dem Gebirge, die unter dem Banne der Blutrache in verschiedenen Dörfern standen, hatten sich zusammengeschart und auf den unwirtlichen Höhen Hütten gebaut. Sie hatten die flüchtigen Sopo, die mit ihnen zusammengetroffen waren, aufgefordert, sich ihnen anzuschließen. Einige der Sopoleute nahmen das Angebot an, andere aber kehrten zurück in die Waldgegend. Sie erzählten jetzt, daß an der Spitze der neuen Ansiedlung Ekoë stehe und sich mit der Absicht trage, seine Schwester Mundinde mit einem der Häuptlinge am gegenüberliegenden Abhange des Kamerungebirges, einem Manne, der nicht mehr zu dem Stamme der Bakwili gehöre, zu vermählen. Auch erzählten sie, daß Ekoë sich brüstete, den Leoparden erschossen zu haben.

Ruhl widersprach nicht dem Gerüchte, obwohl einige

Leute in Mapanja meinten, die besiegten Sopo hätten wohl die Sache ausgedacht, um die Herren von Buëa für sich günstig zu stimmen.

Nach einigen Tagen kamen aber andere, ernstere Nachrichten aus dem Gebirge. Die Pfade über die steilen Berge der Grasgegend wurden nicht allein von den Jägern benutzt; sie bildeten auch Handelsstraßen, afrikanische Saumpfade, auf denen der Verkehr zwischen den Stämmen auf den westlichen Abhängen des Kamerungebirges und den im Osten wohnenden Bumboko unterhalten wurde. Es waren allerdings nur kleine Karawanen, die diese Wege benutzten, aber sie waren für das Land nicht ohne Bedeutung, da es um jene Zeit keine andere Verbindung zwischen Bumboko und den Kamerunstädten gab.

Nun verbreitete sich die Nachricht, eine dieser Karawanen sei in der Grasgegend überfallen und geplündert worden, und die Häuptlinge von Bumboko ließen bei den Bakwili fragen, wer den langen Frieden gebrochen und die Straße, die seit Jahren als parteilos galt, gesperrt habe.

Wer sollte es anders sein, als Jäger Ekoë! Er war jetzt im vollsten Sinne des Wortes ein Räuberhauptmann geworden!

Das Unsichermachen der Gebirgspfade betraf nun alle Stämme der Bakwili. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich auch der Leute von Mapanja; Palaver wurden zusammenberufen, und man beratschlagte, was man tun solle.

„Wir wollen hingehen und die Räuber totschießen. Das ist das einfachste!“ riefen die Jüngeren im Rate.

Den Ältesten aber schien ein Feldzug in die Grasgegenden beschwerlich und auch wenig lohnend. Sie schlugen

vor, Ekoë eine Verwarnung zukommen zu lassen und die nächsten Handelskarawanen auf anderen, etwas tiefer gelegenen Pfaden in das Land der Bumboko zu senden.

Mit Spannung wartete Ruhl auf die weitere Entwickelung der Dinge. Ekoë gab den Boten die höhnische Antwort, die Grasgegend gehörte nunmehr ihm. „Ich bin der Herr der Berge," hatte er hochfahrend gesprochen. „Sie sind jetzt Ekoës Land, in dem Ekoës Stadt steht. Ich bin jetzt ein König wie die Könige von Buëa und Mapanja, und wer durch mein Land zieht, muß mir Geschenke geben. Sagt auch den Leuten von Buëa, daß Ekoë den Blutbann von ihnen nicht genommen hat und ihn auch nicht nehmen wird, solange noch ein Säugling in den Hütten Buëas schreit!"

Es wurden wieder Palaver einberufen, um über diese freche Antwort zu verhandeln. Aber während die Ältesten noch berieten, kamen neue Schreckensposten aus dem Gebirge. Einige Buëaleute, die trotz dieser Vorgänge sich auf die Jagd in die Grasgegend gewagt hatten, wurden von Ekoës Räubern überfallen und zwei von ihnen getötet. Eine Handelskarawane, die auf tieferen Pfaden zog, mußte die Hälfte der Waren, fünf volle Lasten, den Banditen als Durchgangsvergütung ausliefern.

„Väter Mapanjas," rief einer der Jüngeren im Palaver den Ältesten zu, „wartet noch länger, und ihr werdet trotz eures Alters noch schöne Dinge erleben. Wo hört denn das Reich dieses Ekoë auf? Er ist der Herr der Berge, plündert aber auch auf tiefer gelegenen Pfaden. Fürwahr, Berg ist alles, was wir hier sehen, sie reichen vom Ufer des Meeres bis zum Fako hinauf. Wartet nur! Ekoë wird schließlich auch nach Mapanja kommen und

sagen: Ich bin der Herr von Mapanja, der Großkönig der Bakwili! Wartet nur, ihr klugen Ältesten! Wißt ihr, wie stark jetzt Ekoë ist? Man sagt, es hätten sich zwei Dutzend Flinten um ihn geschart, aber alles Gesindel, das in den Bakwilidörfern Strafe zu fürchten hat, flieht in die Berge. Jeder Tag führt Ekoë einen neuen Krieger zu! Wartet, ihr Ältesten, und sendet eure Töchter in den Wald, daß sie Kautschuk kochen. Die Räuber brauchen Frauen, sie werden sich diese zu holen wissen; sie werden mit Gewalt eure Töchter fortführen. Bedenket das, ihr Ältesten; ihr seid müde und schwach. Bleibet also zu Hause, aber wir Jüngeren wollen uns diese Schmach nicht gefallen lassen. Wir wollen dem Schurken Ekoë zeigen, daß die Berge Gemeingut aller Bakwili sind, und den Räuber wie ein Raubtier niederschießen!"

So sprach man in allen höher gelegenen Bakwili-dörfern, und in Buëa rief man am lautesten nach Blut-rache. Selbst die schwergeprüften Sopo verlangten Krieg; denn sie wollten sich an Ekoë rächen, dem sie die Schuld an ihrem Unglücke zuschrieben.

So wurde ein gemeinsamer Feldzug ins Hochgebirge geplant, mit vielen Leuten, damit keiner der Räuber ent-wischen könnte.

Auch die Weißen in Mapanja wurden zur Teilnahme aufgefordert, und sie stiegen hinab in das Criollotal, um mit dem erfahrenen Baumtöter zu beratschlagen, was sie tun sollten.

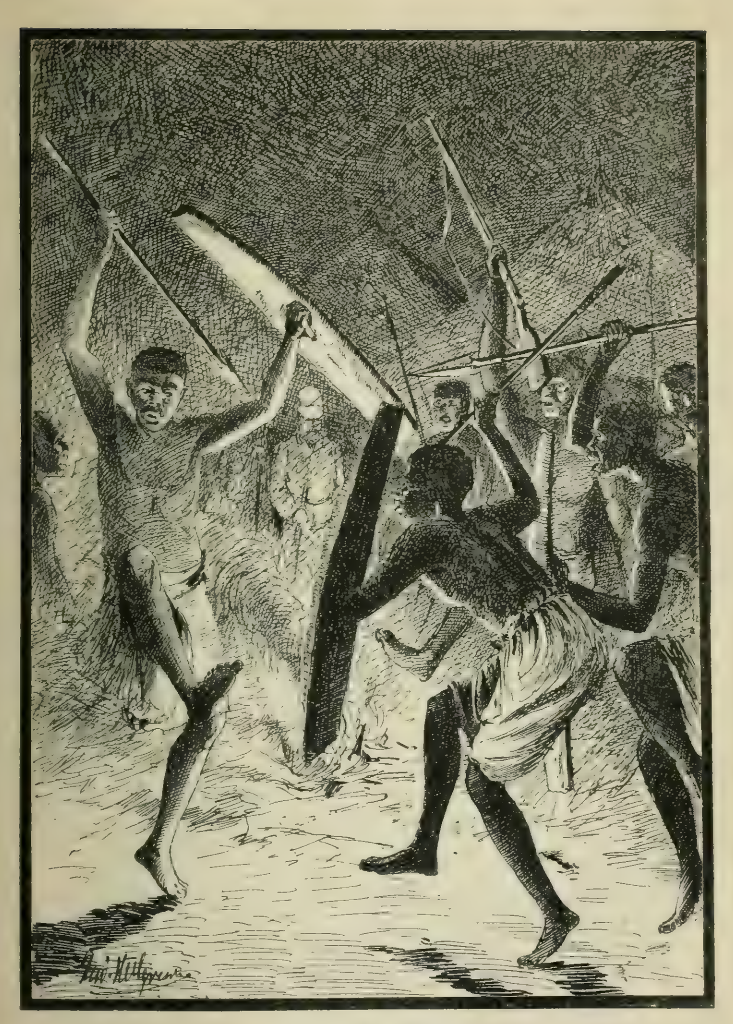
Ruhl und die Schweden teilten dem Hinterwäldler, der sich um die Streitigkeiten nicht bekümmerte, die neuesten Ereignisse in den Bakwililändern mit. Er schüttelte den Kopf und sprach:

„Ein verteufelter Kerl, dieser Ekoë! Ein Räuberhauptmann ist er ohne Zweifel geworden, aber wer hat ihn dazu getrieben? Haben nicht die Buëaleute ihn und seine Schwester gehetzt? Jetzt hetzt er sie. Blut um Blut! So lautet der Grundsatz der Bakwili. Der Kerl hat etwas Romantisches an sich wie ein Räuberhauptmann aus den Abruzzen. Er tut mir leid!"

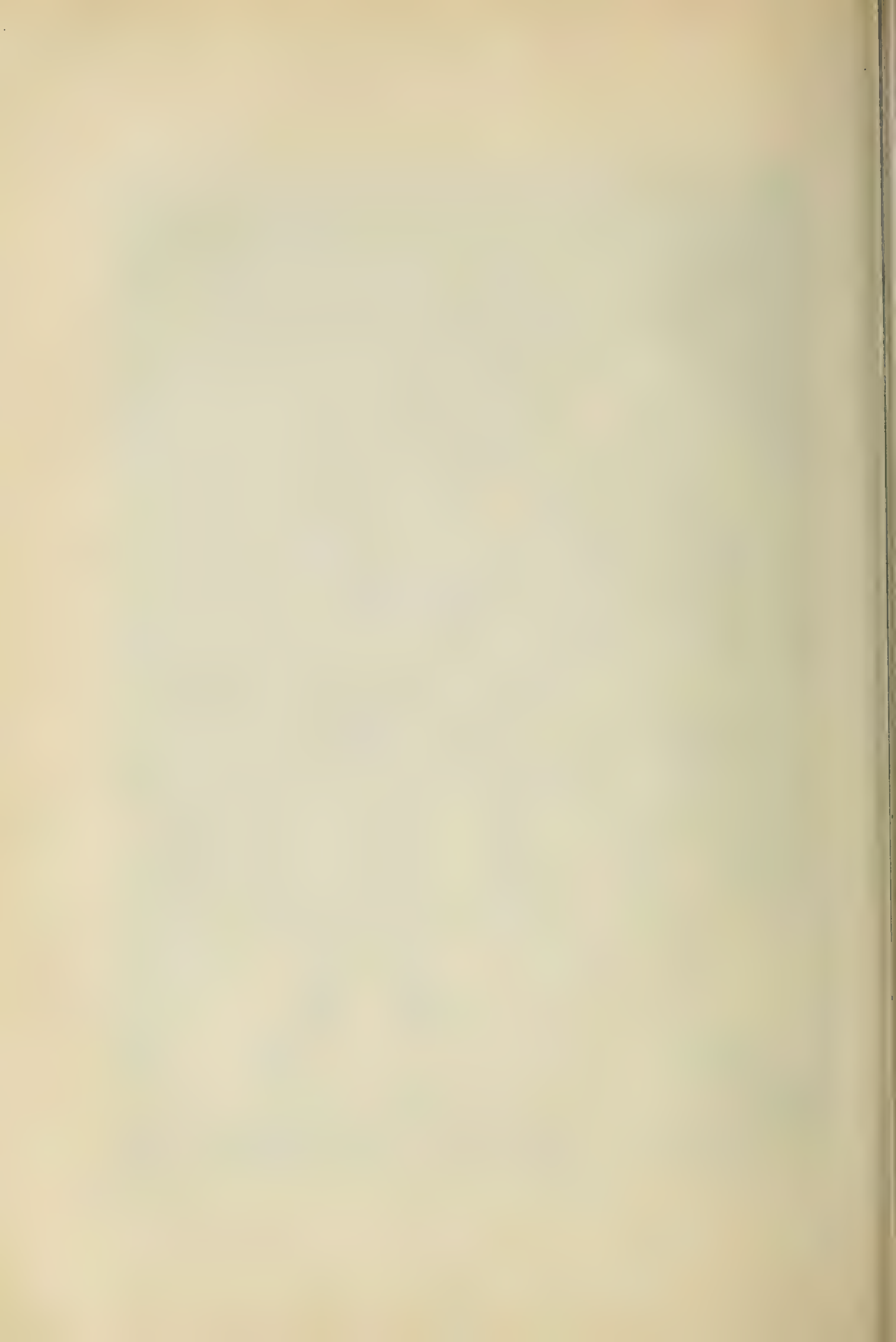
Dr. Graubart dachte eine Weile nach; dann wandte er sich an Hans Ruhl. „Nun, Blauauge," sprach er, „es wird Ihnen keine andere Wahl bleiben. Sie sind Kaufmann geworden, und wie einst die Pfeffersäcke sich in dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation zusammentaten, um die Raubritter aus ihren Burgen herauszuholen, so werden auch Sie sich den Aufgeboten der drei Buëas, Mapanjas und Sopos anschließen müssen. Es liegt auch in Ihrem Interesse, daß die Straßen in den Kautschukwäldern sicher sind. Ja, meine Herren, ich möchte Ihnen raten, diesmal den Bakwili zu helfen und zu dem Horste der Raubvögel hinaufzusteigen. Tun Sie es nicht, so würden sie mit Recht sagen können: Die Weißen sind Weiber!"

Ruhl und die Schweden waren derselben Meinung und gingen nach Mapanja zurück.

Dort war die Aufregung aufs höchste gestiegen; denn die Räuber waren in der Tat in die Wälder hinabgestiegen, hatten einige Frauen und Mädchen, die Kautschuk sammelten, überfallen und drei von ihnen fortgeschleppt. Nun wurden die Gewehre hervorgeholt und die Lanzen geschliffen. Morgen sollte das Aufgebot Mapanjas zu dem der drei Buëas stoßen, und der Jubel war groß, als die Leute erfuhren, daß auch die Weißen an dem Feldzuge teilnehmen würden.



Kriegstanz der Bakwili.



Vor dem Laden Ruhls war das Gedränge groß. Er hatte Ekoë mit Pulver ausgerüstet, nun verteilte er Pulver und Patronen gegen Ekoë unter die Schützen von Mapanja. Dann wurden auf freien Plätzen Feuer angebrannt, Frauen und Männer, Mädchen und Burschen tanzten in wilder Wut, und es erschollen Gesänge zu Ehren der weißen Bundesgenossen und gegen den Räuber Ekoë, den Herrn der Berge!

Wie waren aber die Weißen erstaunt, als auf den Hauptplatz des Dorfes, auf dem sie unter den Ältesten Mapanjas als gleichberechtigte Senatoren der wasserlosen Stadt saßen, plötzlich unter nicht endenwollendem Jubel der Menschenmenge der Baumtöter geleitet wurde. Stramm marschierte er in feldzugsmäßiger, tropischer Ausrüstung, die Flinte unterm Arme, an der Spitze von fünf mit Gewehren ausgerüsteten Krujungen, denen fünf Träger folgten.

„Sie wollen mit?“ rief Ruhl mit freudigem Staunen.

„Ja, ich möchte das Pulver riechen, das Sie Ekoë geschenkt haben!“ erwiderte er lachend, und ernst fügte er hinzu, indem er die ihm gereichte Rechte kräftig drückte: „Landsmann, Kamerad, sind wir nicht als Fremde verpflichtet, einander zu helfen? Glauben Sie, daß ich im Criollotale ruhig schlafen könnte, während Sie hoch oben in den Bergen Ihren ersten afrikanischen Feldzug durchmachten? Da kennen Sie den Baumtöter schlecht!“

Die Kunde von dem Anschlusse des Baumtöters, der bei den Bakwili in hohem Ansehen stand, rief einen neuen Sturm der Begeisterung hervor, der nicht enden wollte. Aber Baumtöter nötigte seine Freunde, daß sie sich zur Ruhe begeben möchten.

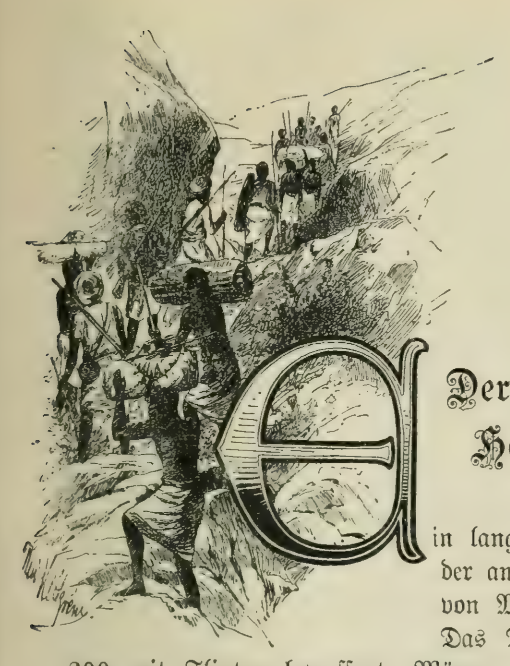
Ruhl hatte in seiner Faktorei auch die letzten Be-

fehle erteilt und stand auf seiner Veranda. Sein Auge war auf den gestirnten Himmel gerichtet. Da trat Baumtöter an ihn heran.

„Keine trüben Gedanken!“ meinte er zu ihm. „Wir ziehen in den Krieg!“

Ruhl aber war in jenem Augenblicke ganz sonderbar gestimmt. Er hatte zum südlichen Kreuze hinaufgeblickt und erwiderte seinem Freunde: „Es sind eigene Gedanken, die mich bewegen. Der Krieg wird ja mit dem Pulver geführt, das ich unbesonnenerweise unter die Bakwili ausgeteilt habe. Ich hätte es nicht getan, wenn ich Ihrem Rate gefolgt, der Kautschukversuchung widerstanden hätte und Pflanzer im Criollotale geblieben wäre!“





X.

Der Feldzug im Hochgebirge.

Ein langer Zug war es, der am nächsten Morgen von Mapanja aufbrach. Das Dorf stellte etwa 200 mit Flinten bewaffnete Männer ins Feld, denen mindestens ebensoviele Träger und Weiber als Troß folgten. Wie es in Afrika nicht anders Sitte und auch nicht anders möglich ist, zog diese bunte Menge im Gänsemarsche; denn die Pfade im Urwalde boten ja gerade einem Menschen Durchgang.

Das erste Ziel, das man zu erreichen suchte, war der Bach, woran Ekoës ehemalige Jägerhütte stand. Hier versorgte sich das Heer mit Wasser, und zwar möglichst reichlich, weil man in der oberen Gegend nur zwei Quellen zu erwarten hatte: „Manns-Quelle“ und die andere im Osten, wo Ekoës neues Dorf sich erhob.

Von dem Bache stieg man aufwärts und immer aufwärts auf verschlungenen Pfaden mitten durch den dichtesten Urwald. Man konnte den Zug in seiner Ausdehnung niemals übersehen, nur einige wenige Vorder- und Hintermänner waren sichtbar, der Rest verschwand hinter den zahllosen Windungen des Pfades. Aber die Mapanjaleute wußten doch in Fühlung zu bleiben. Die Männer trugen etwa 30 cm lange, mit Antilopenfell überzogene, hölzerne Hörner, in die abwechselnd Leute an der Spitze, in der Mitte und im Nachtrabe des Zuges stießen. Das waren Zeichen, die weithin durch den Wald schallten. Der Baumtöter verstand sie und meinte, es sei alles in Ordnung.

„Wenn Ekoë vernünftig wäre," meinte Ruhl, „so würde er sich hier in Hinterhalt legen; es würde ihm ein leichtes sein, wenigstens einen Teil des Aufgebotes aufzureiben."

„Sie haben nicht unrecht," meinte der Baumtöter, „aber es ist gut, daß er es nicht tun kann. Er selbst kennt die Waldgegend, aber seine Spießgesellen, die aus allen möglichen Himmelsgegenden zusammengekommen sind, würden sich in der Gegend nicht zurechtfinden. Er wird darum die Schlacht in offenem Grasgelände liefern müssen, und das wird sein Untergang sein."

Der Marsch währte, einige geringe Pausen abgerechnet, den ganzen Tag.

Am späten Abende gelangte das Heer in die Nähe der Grasgegend und erhielt Fühlung mit den Buëa- und Sopoleuten, die schon bei „Manns-Quelle" lagerten. Durch langgedehnte Hornsignale begrüßten und verständigten sich die beiden Aufgebote. In einer Lichtung wurde Halt ge-

macht und das Nachtlager aufgeschlagen. Glücklicherweise regnete es nicht, und so wurden Lagerfeuer angezündet, um die sich alsbald ein malerisches Bild entfaltete. Die Leute kochten ihren mitgenommenen Mundvorrat, und wie leibhaftige Teufel hantierten die schwarzen Gestalten über den brodelnden Töpfen, bald im tiefen Schatten verschwindend, bald in der roten Glut des Feuerscheins auftauchend. Die meisten begnügten sich allerdings mit einem kalten Imbisse und einem Trunke mitgenommenen Wassers, mit dem man sehr sparsam umging.

Am anderen Morgen begrüßten sich die beiden Aufgebote in der Grasgegend in der Nähe von „Manns-Quelle". Hier wurde wieder Halt gemacht und der Wasservorrat ergänzt. Darüber vergingen Stunden, und dann setzte sich das Heer durch das zerklüftete Bergland in Vormarsch gegen Ekoës Dorf, wobei die Buëajäger als Führer und Plänkler dienten.

Man marschierte langsam, Schritt für Schritt; denn zur Rechten und Linken mußten die Jäger ausschwärmen und, soweit es möglich war, die Gegend auskundschaften, hinter Bergen und Felsen konnte ja der Feind versteckt sein. Den Vortrab bildeten Buëajäger, die mit der Landschaft vertraut waren; dann folgten die Maxanjaleute, denen sich die Schweden angeschlossen hatten, und zuletzt führte Großkönig Letongo die Hauptmacht der drei Buëa. In dieser Abteilung befanden sich Baumtöter und Ruhl.

Die Sonne sank tiefer und tiefer; ein schneidend kalter Wind pfiff auf den Höhen, die Krujungen hatten Hosen und Jacken, die sie im Gepäck mitgenommen, angezogen, aber trotzdem froren sie erbärmlich, und Schmetterling verwünschte dieses elende Bergland; er bedankte sich

für die Ehre, Herr dieser traurigen Berge zu sein. Die Weißen hatten ihre Mäntel angezogen. Ruhl aber mußte die Bakwili bewundern, die hier, wo das Thermometer nicht mehr als 10° C. zeigte, nur mit dem Hüfttuche bekleidet waren und ebensowenig die Kälte zu spüren schienen, wie sie tags zuvor unter dem Sonnenbrande nicht litten. Es war in der Tat ein abgehärteter Menschenschlag.

In dem Zuge der Krieger verstummten nach und nach die Kriegsgesänge, die bis dahin richtig und mehrstimmig vorgetragen wurden; immer mehr legte sich das Schweigen über die Schar; die Söhne der Berge spitzten ihre Ohren und schauten in die Ferne; denn man näherte sich der Stelle, wo Ekoës Dorf lag.

Da ertönten Hornsignale von den Höhen in der Ferne; die Mapanjaleute griffen sie auf und meldeten sie getreu dem König Letongo.

„Kein Feind in der Nähe!" belehrte Baumtöter Ruhl. „Das Nest ist leer; die Raubvögel sind ausgeflogen!"

In der Tat; bald kamen Boten, die meldeten, daß die an der Spitze ausgeschwärmten Buëajäger die Hütten des Ekoëdorfes leer gefunden hatten. Daß sie die Herren des Dorfes waren, bewies jetzt eine Rauchwolke, die hinter einem düsteren Lavafelde aufstieg. Das Dorf des Herrn der Berge war in Brand gesteckt worden.

Die Könige der Bakwili und die Weißen traten zum Kriegsrate zusammen. Laut der Aussagen der Kundschafter bestand das Dorf nur aus sechs Hütten; die Zahl der Anhänger Ekoës konnte darum nicht groß sein. Er stand vermutlich an der Spitze einer Bande von etwa zwanzig bis dreißig Mann; kein Wunder, daß er sich vor einem

Heere, das über fünfhundert Flinten zählte, zurückgezogen hatte.

Letongo stützte sich auf seinen mächtigen Schleppsäbel und schaute zu den wild zerrissenen Bergen auf, die sich gegen den Fako auftürmten.

„Dorthin ist er geflohen!" sprach der König. „Dort gibt es nur wenige, schmale Pfade, die an steilen Felsen hin und über Abgründe führen. Aber so dumm sind die Buëa nicht, daß sie ihm dort folgen sollten. Er würde einen nach dem anderen von uns aus dem Hinterhalte wegschießen und uns Felsen auf den Kopf wälzen. Du bist schlau, Ekoë, aber nur zwei Wege gibt es, die von dort in das Tal führen, über Ekoës Dorf der eine und der andere über „Manns-Quelle." Dort oben wehen scharfe Winde, aber kein Holz wächst mehr, um die erstarrten Glieder zu wärmen. Dort oben verkehrt keine Antilope, die Fleisch geben könnte, und dort oben rauscht auch kein Bach, quillt kein Quell aus dem Felsen hervor. Du wirst von deinem Felsenneste zur Tränke herabsteigen müssen, Raubtier, und wir werden am Wasser lauern und dir die todbringende Kugel in den Leib jagen!"

Ein Beifallsgemurmel ging durch den Kriegsrat. Man schritt sofort zur Ausführung des Planes; Ekoë, der Herr der Berge, wurde auf den Zinnen des Fako eingeschlossen. Die Schweden und die Mapanjaleute besetzten Ekoës Dorf, und Letongo zog sich mit seinen weißen Freunden an „Manns-Quelle" zurück.

Rings um das Wasserloch lagerten sich die Krieger und der Troß, vorgeschobene Posten wurden ausgestellt; von Zeit zu Zeit zeigten sie durch Hornsignale an, daß sie wach seien. Dunkle Nacht deckte das Hochgebirge, und

ein Gewitter ging auf mit Blitz und Donnerschlag und starkem Hagel. Schmetterling klapperte mit den Zähnen und rief:

„Herr, warum hast du uns in dieses schauerliche Land ohne Baum und Hütte geführt! Herr," fügte er leise hinzu, „du hast Efusámute verspottet und sieh, er sendet schrecklich kalten, schmerzenden Regen, sendet Blitz und Donner und wird uns verderben."

„Ja, ja," sprach Baumtöter, „Rübezahl-Efusámute ist ein schlechter Geselle und steht mit dem Herrn der Berge im Bunde. Wir sind in der Tornadozeit, und wenn alle 24 Stunden nur ein solches Gewitter niedergeht, dann wird die Räuberbande nimmer verdursten. Der Himmel wird sie tränken, und mit dem Aushungern dürfte es auch gute Wege haben. Ekoë hat sich gewiß gut mit Nahrungsmitteln versorgt. Nur die Kälte kann unser Bundesgenosse werden. Hoffentlich wird sie dem Hagel folgen."

Das Gewitter brauste vorüber. Trotz aller Bemühungen gelang es den Leuten Letongos nicht, Feuer anzufachen, und auch die Weißen mit der zauberhaften Schwedenschachtel waren nicht glücklicher. Der Himmel aber wurde klar, und Sterne schimmerten. In ihrem Scheine traten die Umrisse der wild zerklüfteten Berge unsicher, gespensterhaft hervor, während unter den Füßen der auf ihrem Belagerungsposten Ausharrenden in den Tälern von Kamerun die Gewitter grollten.

In der Richtung nach Ekoës Dorf, hoch oben in den Bergen loderte ein matter Feuerschein auf.

„Seht den Banditen!" rief Schmetterling, „er hat Holz und Feuer; er kann sich wärmen!"

„Also muß dort oben Holz sein," sprach Baumtöter,

„aber verdächtig kommt mir der Feuerschein vor. Die Schweden in Ekoës Dorf können ruhig sein, aber wir müssen aufpassen. Ekoë, Räuberhauptmann, du bist ein kluger Junge; aber wir sind nicht blind; abgebraucht ist die List, durch Feuerbrände dem Feinde ein besetztes Lager vorzutäuschen!“

Nach und nach erstarb der Feuerschein. Aber im Osten glänzte die Venus; wie die Schaumgeborene strahlte! Man hätte bei ihrem Lichte lesen können! Etwas später erschien am östlichen Himmel ein weißer Lichtkegel, der in der Luft der tropischen Berge wundervoll erglänzte.

„Zodiakallicht!“ rief Ruhl, die ihm noch ungewohnte Erscheinung betrachtend.

„Vorläufer des Tagesgestirns,“ sprach Baumtöter. „Wir haben gefroren, nun werden wir braten!“

Im Morgengrauen traten die Schluchten und Kämme des Jako immer deutlicher auf. Dann goß die Morgenröte einen wundervollen, rosigen Glanz über diese stumme, aber erhabene Felsenwelt. Baumtöter schien die Landschaft mit den Blicken zu verschlingen und nahm sein Fernglas zu Hilfe. Seine Blicke blieben zuletzt auf einem Krater ruhen, der in der Entfernung von etwa 2000 bis 3000 Schritt wie eine natürliche Festung emporragte. Da fiel der erste Sonnenschein auf die aus Lava und Stein geformte Mauer; Baumtöter beobachtete sie durch sein Fernrohr.

„Hurra! Ich hab's!“ rief er. „Brav, Ekoë! Wir werden uns bald ‚Guten Morgen!‘ sagen.“

Ruhl schaute verwundert zu seinem Kameraden auf.

Baumtöter aber erwiderte ruhig: „Er ist verloren; die Gegend kenne ich noch; in zwei Stunden ist er eingeschlossen!“

„Aber wo soll er denn sein?“ fragte Ruhl. „Ich habe scharfe Augen und sehe nichts als Fels und Stein.“

„In der Schanze links steckt der Feind!“ erläuterte Baumtöter, auf den Kraterkegel hindeutend. „Sie lagern im Kessel und entziehen sich unseren Blicken, aber dicht über dem Rande habe ich mit dem Fernrohre einen Wollschädel, eine schwarze Stirn und ein Paar Augen erblickt. Ich habe mich nicht getäuscht; denn der Kopf verschwand und kam nach einer Weile wieder zum Vorscheine.“

Ruhl nahm das Fernglas, aber er vermochte die Wahrnehmung seines Kameraden nicht zu bestätigen. Dieser aber schritt auf Letongo zu und machte ihm die überraschende Enthüllung.

Letongo schüttelte zweifelnd den Kopf. „Was sollte er hier?“ fragte er. „Seine Lagerfeuer brannten in der Nacht weiter landeinwärts!“

„Was er hier will; Letongo?“ erklärte Baumtöter. „In der nächsten Nacht einen Ausfall machen und unsere Linien durchbrechen. Während des Gewitters war er noch nicht hier. Aber wenn er da gewesen wäre, so hätte er uns leicht entschlüpfen können. Das will er, Letongo!“

Der Negerkönig schüttelte zweifelnd sein Haupt.

„Wenn du Lust hast, eine Stunde zu klettern, so werde ich ihn dir zeigen. Schau diesen Felsvorsprung zur Rechten an. Er schneidet jäh ab und endet am Abgrunde. Man kann von ihm nicht weiter zum Fako vordringen, aber man kann ihn ersteigen und in den Kessel des Kraters von ihm hineinsehen. Komm, Letongo, du wirst staunen.“

Eine Stunde darauf standen Baumtöter, Ruhl

und Letongo auf jenem Felsvorsprunge, und der Groß-
könig rief:

„Groß bist du, Baumtöter. Du kannst durch Stein
und Fels sehen!“

Auch Ruhl war erstaunt; denn im Grunde des Kessels
sah er das Lager Ekoës; einige zwanzig Gestalten, zumeist
Männer, aber auch einige Frauen, und er glaubte unter
ihnen auch Mundinde zu erkennen.

König Letongo aber nahm sein Horn, setzte es an
den Mund und blies das Jägersignal, das die Bakwili
blasen, wenn sie das Wild zur Strecke gebracht haben.
Weithin über Schlünde und Bergspitzen hallten die Töne
und trafen auch das Ohr des Räuberhauptmanns Ekoë.

Ruhl sah auch, wie die Leute aufsprangen und zu
ihren Büchsen griffen, und als Letongos Horn schwieg,
hörte er ein Wutgeheul, das vom Kraterschlunde zu der
Felswand, an der er stand, heraufschallte.

Der Baumtöter fuhr indessen fort: „Von diesem
Krater da unten führen nur zwei Wege in die Freiheit.
Der eine Pfad geht hinab zur „Manns-Quelle“. Halte
du sie besetzt mit deinen Leuten, Letongo, der andere Weg
ins Hochgebirge hinauf führt durch das schwarze Lavafeld,
das sich jenseits des Abgrundes vor unseren Blicken aus-
dehnt. Wer aber auf diesem Felde den Fako erreichen
will, der muß bis auf 100 Schritt an uns herankommen!
Du verstehst mich, Letongo! Für den Räuber Ekoë gibt
es kein Entweichen aus dem Felsenkessel, solange der
Tag hell ist, wie jetzt. Nur unter dem Schutze der Nacht
oder im dichten Nebel könnte er zum Fako entfliehen. Aber
solange wollen wir nicht warten. Kehre zurück zu deinen
Leuten, Letongo, und wenn du da bist und sie zu den

Waffen gerufen hast, so blase dann das Signal, wodurch du Ekoë verkündet hast, daß er entdeckt worden sei. Alsdann werden wir ihm die Hölle dort unten heiß machen. Wir senden Kugel auf Kugel in sein Nest, bis er hervorbricht und in der Flucht sein Heil sucht. Stürmt er nach unten, so läuft er dann vor die Mündung eurer Flinten; rennt er über das Lavafeld, so werden wir unsere Schuldigkeit tun. Geh hin, Letongo, und rücke gegen das Felsennest vor, in wenigen Stunden ist der Feldzug zu Ende."

Letongo schwieg. Dann sprach er kopfschüttelnd: „Baumtöter, du siehst durch Fels und Stein und verlegst dem Wilde den Weg besser als ein Bakwilijäger, aber dich täuscht der Blick in dieser Luft der Berge. Die Entfernung ist weit. Sieh, Ekoë und seine Leute suchen keine Deckung, obwohl sie uns mit Flinten hier oben sehen, und auch wir fürchten ihre Gewehre nicht; denn die Kugeln reichen nicht soweit! Er wird lachen, wenn er dich schießen hört!"

„Ekoë denkt im Augenblicke wie du, Letongo," erwiderte ruhig Baumtöter, „aber er weiß nicht, daß die Gerechtigkeit lange Arme hat, er weiß nicht, daß wir Weißen für den Krieg Gewehre führen, die dreimal soweit reichen als eure Büchsen. Glaube es mir, Letongo, so wahr ich Baumtöter heiße, wird der Feldzug in wenigen Stunden zu Ende sein. Geh hin und tue, was ich dir gesagt habe."

Letongo ging mit seinen Begleitern zurück zur „Manns-Quelle". Aber auf dem gewaltigen Felsvorsprunge blieben Baumtöter mit seinen fünf Krujungen und Ruhl mit Schmetterling zurück.

Die im Kessel entdeckten Räuber schienen eine Be-

ratung abzuhalten; nach einer Viertelstunde nahmen sie mit Gewehren in der Hand an der Kraterwand Stellung. Gedeckt waren sie gegen die Krieger Buëas, falls diese über das Steingeröll die Felsenschanze stürmen wollten, schutzlos waren sie aber den weittragenden Gewehren Baumtöters, Ruhls und der fünf Krujungen preisgegeben. Schmetterlings Büchse reichte nicht soweit.

„Es wird eine schaurige Überraschung für die Bande sein," sprach Baumtöter, indem er sich auf einen Felsblock setzte, „wenn sie die Kugeln pfeifen, auf den Felsen aufschlagen und die Gefährten fallen sehen werden! Aber hört, ihr Jungens," fuhr er zu den Krujungen fort, „zielt ruhig und sicher; denn er wird über das Lavafeld zu entschlüpfen suchen, und kommt er uns näher, so werden auch seine Kugeln uns erreichen, und wir sind dann ebenso bloßgestellt wie er. Gut gezielt und kalt Blut, Kamerad," fügte er dann in deutscher Sprache, sich an Ruhl wendend, hinzu, „ich rechne eigentlich nur auf unsere beiden Gewehre!"

Eine Stunde verging. Ungeduldig schaute Baumtöter hinauf zu den Zinnen des Hochgebirges und ins Tal zur „Manns-Quelle". Dort oben brodelte der Nebel, und die Spitzen und Grate wurden immer dichter und senkten sich tiefer herab.

„Wenn Letongo nicht will, so werden wir auf eigne Faust den Anfang machen müssen," sprach er. „Sonst hilft Efusámute dem Räuberhauptmanne, senkt die Nebel über das Lavafeld, und wir werden das Nachsehen haben; denn in ihrem Schutze wird Ekoë entwischen können."

Doch in diesem Augenblicke tönten die Hörner der Bakwili vom Tale hinauf zu dem Felsvorsprunge. Weit-

hin schallten die Töne, zweihundert Hörner bliesen das wilde Halali der Bergsöhne, das Sterbelied dem Hauptmanne Ekoë.

Der Baumtöter erhob sich.

„Ekoë," sprach er mit dumpfer Stimme, „ich habe dich vor dem Verderben schützen wollen, ich habe mir redlich Mühe gegeben, den Blutbann von dir zu nehmen. Du konntest ruhig in den Bergen leben, aber du hast es nicht gewollt. Mein Gewissen ist rein. Blut fordert Blut, Ekoë. Deine letzte Stunde hat geschlagen. Gott sei deiner Seele gnädig!"

„Schießt langsam," kommandierte Baumtöter, „daß der Rauch uns das Ziel nicht beenge. Achtung, ihr Jungens! Feuer!"

Von der Höhe des Felsenvorsprunges knallten die Schüsse, und mit donnerndem Echo hallten sie in den Schluchten des Kamerungebirges wieder. Unten im Tale aber tönte lauter und lauter das Halali der Krieger, die in gemessenem Schritte, soweit das Land es erlaubte, gegen die Felsenburg Ekoës vorrückten.

Ja, das war eine schreckliche Überraschung, als die Räuber in dem Kraterkessel die Kugeln um ihre Ohren pfeifen und an den Felsen schlagen hörten. Deutsche Hinterlader waren es, die ihnen den tödlichen Gruß sandten. Bestürzt blickten sie hinauf und wußten anfangs nicht, was sie beginnen sollten. Als aber zwei von ihnen stürzten, verließen sie ihre Posten und suchten hinter den zahlreichen Felsen des Kraters Schutz vor den Kugeln des Baumtöters. Aber sie hatten infolgedessen die Schanzen geräumt, die sie gegen die vorrückenden Krieger Letongos verteidigen sollten.

Unten im Tale scholl das wilde Halali. Näher und näher kam es an die Felsenburg.

Von Zeit zu Zeit verließ ein Räuber die Deckung und sprang vor, um nach Letongos Kriegern auszuschauen, aber er mußte sich bald hinter die Felsen verkriechen; denn sofort krachten die Gewehre Ruhls und Baumtöters, und man sah wieder einen der Räuber in den Grund des Kraterkessels stürzen.

Da geschah etwas Schreckliches. Die Räuber verließen mit einem Male ihre Deckung, und auf ihren mächtigen Lanzen hatten sie drei blutige Menschenköpfe aufgespießt. Sie pflanzten diese auf dem Rande des Kraters auf und eröffneten Feuer auf die Krieger Letongos; denn diese waren bereits bis auf die Schußweite der Negergewehre herangerückt. Nun erscholl ein Wutgeschrei in den Scharen der Buëakrieger. Sie hatten erkannt, welche Greueltat die Räuber verübt hatten. Das waren die Köpfe der drei unglücklichen, von ihnen im Walde aufgegriffenen Mapanjaweiber.

Auch die Weißen auf dem Felsenvorsprunge errieten, was diese Köpfe bedeuteten, und ihre Gewehre knallten jetzt unaufhörlich, Tod und Verderben in den erloschenen Krater speiend. Die Buëaleute suchten aber keine Deckung mehr, ihre Hörner verstummten, und mit wildem Geheul gingen sie zum blanken Sturme über. Die Räuber verkauften ihr Leben teuer; Leichen und Verwundete deckten das Steingeröll hinter den Stürmenden, aber die Buëajäger standen bereits auf den Zinnen der natürlichen Felsenburg.

Das Feuer auf dem Felsabhange verstummte; denn im Kraterkessel kämpften jetzt die Buëaleute im Handgemenge

mit den Räubern. Von Zeit zu Zeit knallte noch da unten ein Schuß, aber in wenigen Minuten verstummte auch dort das Feuer. Die Buëaleute erhoben ein wildes Siegesgeheul.

Von dem Felsvorsprunge schritten die Weißen mit ihren Krujungen zur „Manns-Quelle." Dort lagen sechs schwerverwundete Buëaleute, denen sie Hilfe zu bringen suchten. Als sie ihr Samariterwerk beendet hatten, fragte Ruhl, auf den Kraterkegel deutend:

„Gibt es dort noch Verwundete?"

„Dort atmet kein lebendes Wesen mehr!" erwiderte Letongo.

„Habt ihr keine Gefangenen gemacht?"

„Wir schonten niemand, sie haben ja auch die armen Mapanjafrauen nicht geschont!" lautete Letongos Antwort.

Ruhl schritt hinauf zum Kraterkegel.

Ein schauerlicher Anblick bot sich ihm dar. Auf den wild zerklüfteten Felsblöcken lagen die blutigen Leichen der Räuber. Keiner dieser Leiber regte sich. Letongo hatte recht, hier atmete kein lebendes Wesen mehr.

„Da sind sie," sprach Baumtöter, auf eine Felsplatte seitwärts deutend.

Ruhl wandte dorthin seine Blicke und sah zum letzten Male Ekoë und Mundinde. Da lag das Mädchen mit durchschossener Brust, den starren Blick gegen den Himmel gerichtet, in der Linken die Ngomba, die Zither der Bakwili, den Mund wie zum Gesange geöffnet, und sie schlang die Rechte um die Leiche ihres Bruders Ekoë, der mit zerschmettertem Schädel neben ihr ruhte.

Schweigend stiegen beide zurück zur „Manns-Quelle." Dort war auch das Aufgebot Mapanjas erschienen. Die Schweden beglückwünschten Baumtöter zu dem Siege. Er

aber wies die Glückwünsche barsch zurück. „Das war ein aufgedrungenes Handwerk, das ich hasse,“ sprach er. „Mit stolzerem Gefühle führt meine Rechte den Spaten und den Pflug! Aber er hat es gewollt. Gott sei seiner Seele gnädig!“

Am Rande des Waldes veranstalteten die Aufgebote von Buëa, Sopo und Mapanja ein Siegesfest. Baumtöter litt es nicht unter den Kriegern, er stieg hinab in das Criollotal, und Ruhl folgte ihm.

Noch einmal warf er seinen Blick auf das kahle Hochgebirge. Unter dem wie eine Festung emporragenden Kraterkegel kreisten in dichten Schwärmen die Raubvögel.



XI.

Der verlorene Sohn.

Blauauge-Kautschukmann nahm nach dem Feldzuge seine Tätigkeit als Händler in Mapanja wieder auf. Aber er arbeitete nicht mit der früheren Begeisterung; das Geschäft stockte bei ihm, während es bei den Schweden mächtig aufblühte. Das hatte seine besonderen Gründe.

Er hatte sich die Folgen seines Unternehmens, die Rückwirkung des Kautschuksammelns auf die Eingeborenen doch anders gedacht. Durch den Handel sollten bei den wilden Bakwili neue Bedürfnisse, ein Verlangen nach den Gütern gebildeter Menschen geweckt werden, und endlich sollten sie der Arbeit zugeführt werden. Unten am Strome in den Kamerunstädten war dies vielfach der Fall. Die Dualla wollten nicht nur Gewehre und Pulver besitzen. Sie trugen auch Verlangen nach anderen Sachen. Außer allerlei nützlichen Geräten und Sachen nahmen sie auch europäische Kleidungsstücke gern in Kauf. Die vornehmsten unter ihnen strebten darnach, Stühle und Tische, Tassen und Teller, Messer und Gabeln zu besitzen, wie die Weißen in der Faktorei. So nahmen sie zuerst die äußerliche Lebensweise der Europäer an, aber dies war die Übergangsstufe zum Streben nach innerer Bildung. Es gab dort unten schon einige Neger, die aus Rücksichten auf

Handelsbeziehungen mit den Weißen lesen und schreiben konnten, und die christliche Mission am Ufer zählte schon eine stattliche Schar von Anhängern. Das waren Keime, die eine bessere Zukunft versprachen.

Wie anders waren die Verhältnisse hier oben im Gebirge unter dem Jäger- und Hirtenvolke der Bakwili! In dem Kaufmannsladen Ruhls waren recht viele schöne und nützliche Sachen aufgestapelt, aber sie wurden nicht umgesetzt. Selten nur ließ sich ein Kautschuksammler bewegen, diese in Zahlung zu nehmen. Nach wie vor verlangten die Leute Tabak, um ihn zu verschnupfen oder in blauen Dunst aufgehen zu lassen. Dann wollten sie Pulver haben, und Ruhl gab es nicht gern; der grausame Feldzug, der mit seinem Pulver ausgefochten worden war, schwebte ihm immer vor Augen, wenn er dem Neger Pulver abwog oder Patronen überreichte. Ein neues Bedürfnis hatten die Bakwili allerdings durch Ruhl und Baumtöter kennen gelernt, die weittragenden, schnellfeuernden Hinterlader. Nach diesen stand nunmehr ihr Sinn. Aus Mapanja, Buëa, Sopo und anderen Dörfern kamen Leute und wollten von ihm diese „Ekoë-Gewehre“ kaufen. Als er sich standhaft weigerte, ihnen solche zu liefern, grollten sie ihm und trugen das Kautschuk in die Faktorei der Schweden.

„Du bist kein Freund der Bakwili!“ sagten sie ihm. „Ekoë, deinem Feinde, hast du Pulver und Patronen gegeben, und uns, deinen Freunden, willst du keine Gewehre geben?“

Ruhl suchte nicht mehr, die Bakwili von seiner Freundschaft zu überzeugen; in Wirklichkeit verabscheute er sie. Kaum war der Feldzug gegen Ekoë beendet, so hörte man

von neuen Greueltaten. In Buëa segnete Großkönig Letongo das Zeitliche; er starb am Fieber, wie der Missionar erzählte; aber die Buëaleute meinten, er sei behext worden. Da wurde ein großes Giftpalaver abgehalten.

„Schauerlich!“ erzählte der Missionar, „von nichtswürdigen Menschen wurden sechs Frauen der Hexerei beschuldigt und verurteilt, sich der Giftprobe zu unterziehen. Da erschien auf dem Hauptplatze der Hauptmedizinmann in wunderlichem Aufputze. Er mischte die Rinde eines unbekannten Baumes in einen Krug Wasser. Die unglücklichen Frauen mußten mit der Hohlhand das Wasser aus dem Kruge schöpfen und trinken. Vier erbrachen glücklicherweise das Gift und wurden als unschuldig erkannt. Zwei der ärmsten aber, die eine stärkere Natur hatten und nicht erbrechen konnten, waren dadurch der Schuld überführt. Rings um sie standen die Männer Buëas mit ihren langen Schlachtmessern, und auf einen gegebenen Wink stürzten sie auf die Frauen und zerfleischten die Opfer ihrer Barbarei in Stücke. Damit noch nicht genug. Am andern Tage fand das Begräbnis des Großkönigs statt. Ein Sklave wurde am Grabe geopfert und von den viehischen Leidtragenden aufgefressen. Ich kann nichts gegen diese Wildheit ausrichten und werde wohl wieder an die Küste ziehen,“ schloß der Missionar seinen Bericht.

Ja, es war auf diesen Höhen nichts auszurichten. Im Gefühle ihrer Stärke wurden die Bakwili auch gegen die Weißen hochfahrend und unverschämt. Sie fühlten sich als Herren im Lande und ließen durchblicken, daß sie sich eines Tages das, was ihnen die Weißen nicht geben wollten, nehmen könnten. Wie herrlich, ruhig lebte da-

gegen Baumtöter auf der Waldburg im Criollotale! Da besann sich Ruhl, daß er eigentlich von dem Wege, auf dem er wandeln sollte, abgewichen war, daß er sich auf Abenteuer begeben hatte. Wer die Bakwili zivilisieren wollte, der mußte ein starkes Regiment erprobter Schützen hinter sich haben; denn diesen wilden Gesellen konnte nur der gefallen, der imstande war, sie zu Paaren zu treiben. Als vollends in Mapanja eines Tages wieder ein ungestümer Aufruhr herrschte, als wieder ein Blutrachemord die Gemüter beherrschte und ein Rache- und Vertilgungszug gegen ein benachbartes Dörfchen geplant wurde, da wartete Ruhl nicht ab, bis die Mapanjaleute zu ihm kamen und ihn aufforderten, als Bürger Mapanjas ihrem Aufgebote zu folgen, er schritt vielmehr in das Criollotal hinab, um mit dem Baumtöter Rücksprache zu nehmen.

Dr. Graubart hörte dem Kameraden lange zu, dann schloß er ihn in seine Arme und sprach: „Ich wußte, daß der deutsche Gärtner wiederkommen würde, um mit mir Bäume zu pflanzen. Aber," fuhr er fort, „Kamerad, in Criollotal ist noch Platz genug für andere Pflanzungen. Es wird Ihnen mehr Freude bereiten, wenn Sie eigenen Grund und Boden bestellen. Ich will schon als Baumtöter ans Werk gehen und ihnen bachabwärts ein schönes Stück Wald ausroden. Sie nicken dazu. Sie sind einverstanden. Nun wohl, so kommen Sie auf die Veranda. Würzige Erdbeeren habe ich heute geerntet. Es steht auch im Keller eine Flasche, in welcher das Blut der Reben verwahrt ist, das da gereift ist „auf sonnigem Stein, hoch über dem Rhein, hoch über dem Rhein." Für ein großes Freudenfest habe ich sie aufgehoben. Und feiere ich nicht

ein Fest, da der verlorene Sohn im stillen Criollotale Zuflucht sucht? Wir wollen des deutschen Mai gedenken und mit deutschem Weine im fernen Kamerun auf treue Landsmannschaft und gute Nachbarschaft anstoßen!"

„Und auf treue Freundschaft, Baumtöter!" sprach Ruhl tief ergriffen und lag an der Brust des bewährten Freundes.

— — — — — — — — — — — —

Es blühen heute die Kakaobäume auch in der zweiten Pflanzung am Salamanderbache, und im Welthandel bricht sich der Kameruner Kakao Bahn. In dem Dutzend Jahre, das seit jener Zeit, da Ruhl an den Fluß des Mongo-ma-loba kam, verflossen ist, hat sich vieles in dem Lande geändert. Den Händlern und Pflanzern bot das Vaterland die gewünschte Unterstützung. In der breiten Mündung des Kamerunflusses fuhren deutsche Kriegsschiffe ein, und als die übermütigen Dorfkönige am Strome die Weißen mit Gewalt bedrohten, da donnerten die Feuerschlünde, und die Blaujacken landeten. Die Besseren unter den Schwarzen schlossen sich den Deutschen an, und die deutsche Flagge weht über dem weiten Gebiete, jedem Schutz verheißend, der rechtschaffen handeln und arbeiten will. Kamerun blüht und wächst. Unbezwungen aber lebt noch auf den Höhen der Berge das wilde Volk der Bakwili; nach wie vor sinnt es auf Raub und Totschlag; selbst einen Ansturm der Weißen wußten die drei Buëas vor ihren Hecken siegreich zurückzuschlagen.

Baumtöter meinte noch jüngst zu seinem Freunde Ruhl: „Habe ich es dir nicht von Anfang an gesagt? Es ist verlorene Mühe, diese wilden Herren der Berge

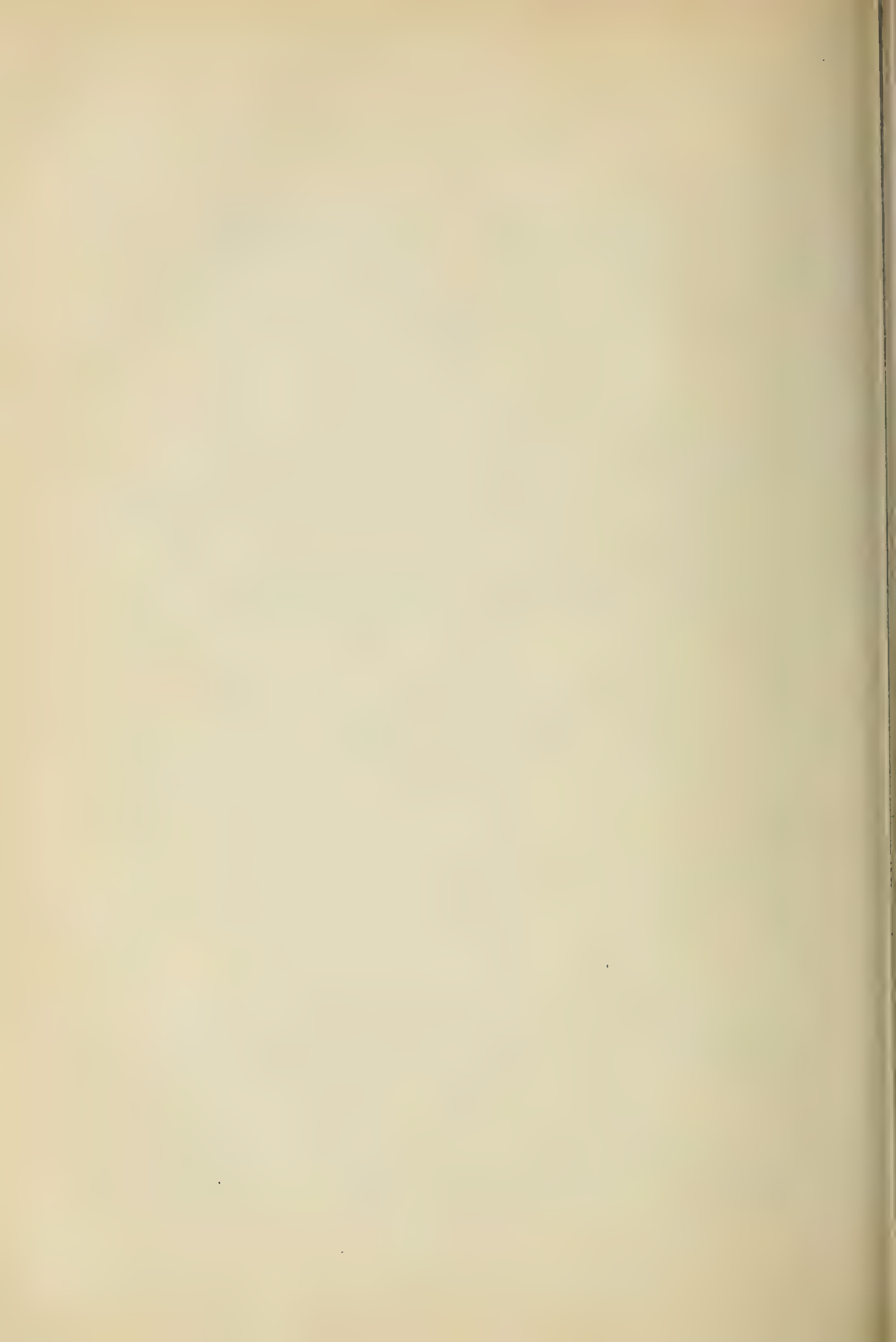
jetzt zivilisieren zu wollen, wir haben ja genug in den tieferen Tälern zu thun."

„Ja," erwiderte Ruhl, „aber wie wir hier unten im Tale wunderbare Umwandlungen erlebt haben, so werden wir noch mit eigenen Augen schauen, wie auf den Höhen Buëas das Kreuz siegreich aufgepflanzt wird."



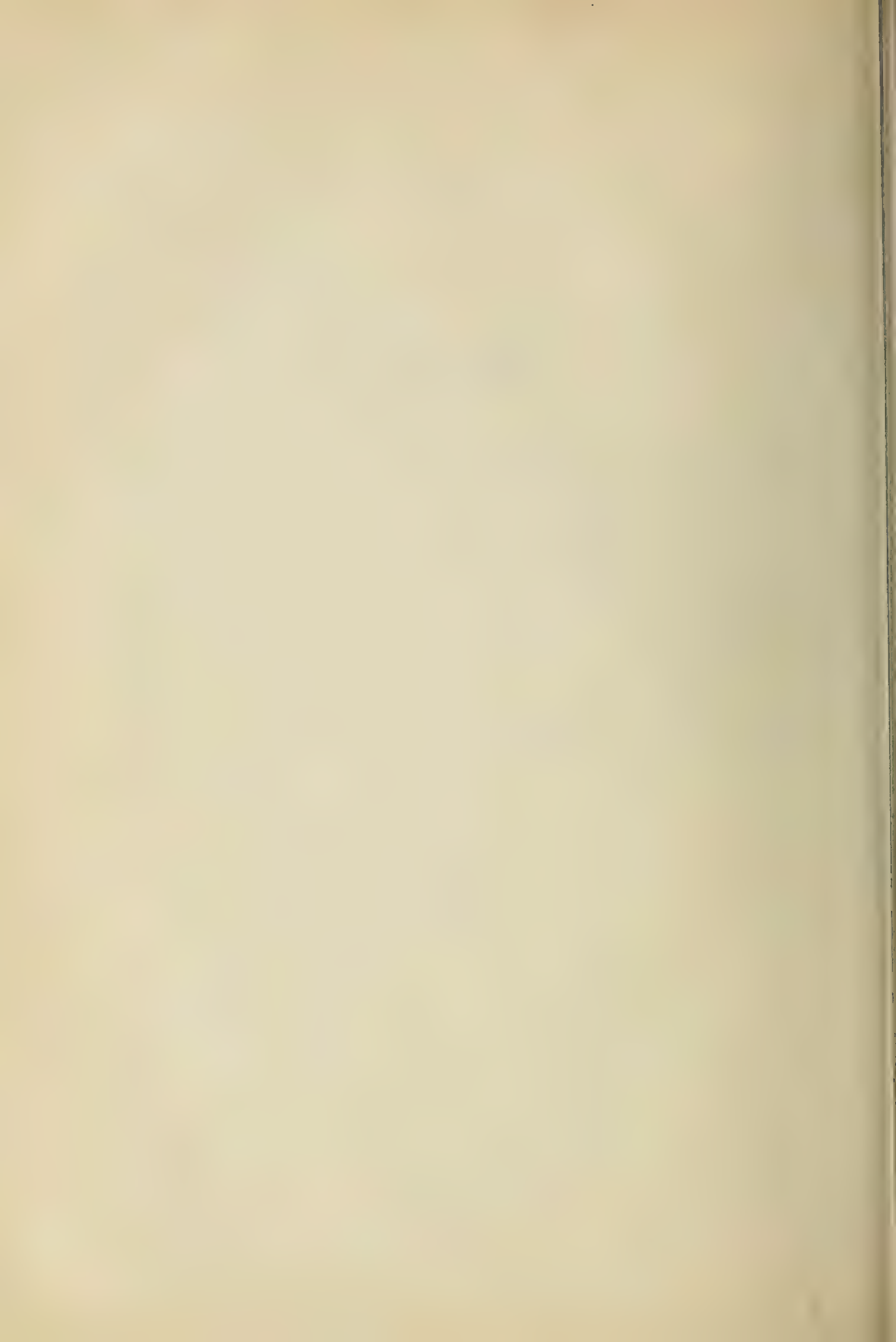
Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Der Sklave des Haussa.



Inhalt.





I.



Der Sklave der Königstochter.

Zauberhaft schön erscheint die Landschaft von Kamerun dem Reisenden, der durch die Biafrabucht der deutschen Kolonie sich nähert. Majestätisch erhebt sich das Riesengebirge, welches vulkanische Kräfte vor ungezählten Jahrtausenden aufgetürmt haben, zum blauen Himmelszelte empor, und der Fremdling glaubt, ein Märchenland zu betreten. Als die Deutschen an dieser Küste im Jahre 1884 ihre Flagge hißten, war das Innere des Märchenlandes noch gänzlich unbekannt. Wohl hatten wißbegierige Forscher die Flanken des Hauptgebirges erstiegen

und auf die höchste Zinne des Götterberges ihren Fuß gesetzt, aber über den weiten, südlich von der Mündung des Kamerunflusses liegenden Tiefländern ruhte der Schleier des Geheimnisses; denn schon wenige Meilen von dem niedrigen Meeresufer erhebt sich wie eine undurchdringliche Mauer der dichteste tropische Urwald. Aus seinen dunkeln Tiefen rauschten gewaltige Ströme hervor, um sich in das Meer zu ergießen, aber niemand vermochte zu sagen, woher sie kamen, welche Quellen sie speisten Eingeborene von der Küste gingen zuweilen in den Urwald und kehrten zurück, reich mit Elfenbein beladen; aber mit Eifersucht hüteten sie das Geheimnis der Pfade und verhinderten die Europäer, landeinwärts vorzudringen. Aber Jung-Deutschland fand den Mut, auf eigene Faust in dieser Wildnis Entdeckungen zu machen; es verstand der feindseligen Natur und den wilden Volksstämmen zu trotzen; es erzwang sich im Laufe weniger Jahre den Weg durch die finstersten Urwälder zu dem Herzen von Afrika.

Jenseit der Urwaldzone steigt das Land terrassenförmig an, die düstere Wildnis liegt in der Tiefe, und der Reisende wandert durch eine herrliche Parklandschaft; weite Grasflächen erfreuen das Auge, und auf ihnen sind malerisch kleinere und größere Baum- und Buschgruppen zerstreut. Das Wild hält sich gern in solchen Weide und Versteck bietenden Gegenden auf, und so schweifen hier Büffel und Antilopen, die Hirsche Afrikas; von Zeit zu Zeit tauchen die Riesengestalten der Elefanten auf, und in dichtem Gebüsche lauert der grimme Leopard.

Auch der Mensch fühlt sich in der lichten Parklandschaft wohler als in dem finstern Urwalde. Zahlreicher

sind hier seine Ansiedelungen, und der Menschenschlag wird schöner; aber es sind noch immer nackte Neger, denen man begegnet, Neger West- und Zentralafrikas, die zur Familie der Bantuvölker zählen.

Diese Parklandschaft bildet jedoch nur ein Übergangsgebiet. Zieht der Reisende weiter landeinwärts, so erreicht er bald die Hochebenen Innerafrikas, und das Land zeigt nunmehr den ausgesprochenen Charakter der Steppe. Es fehlen in ihm nicht Hügel und sanfte Bergzüge, auch Bäume und Haine wachsen in feuchteren Gründen, aber der hohe Graswuchs wiegt nunmehr vor. Hier erreicht aber der Reisende eine wichtige Völkergrenze.

Noch ein Tagemarsch durch dieses Grasgelände, und neue Eindrücke sollen ihn bestürmen und überraschen!

Plötzlich begegnen ihm Menschen, die in eigenartigen, hemdähnlichen Gewändern einhergehen; Reiter auf kleinen, aber kräftigen Pferden sprengen ihm entgegen; die Menschen sind auch dunkelfarbig, aber grundverschieden von den nackten Bantu. Wir haben die Grenzgebiete des Sudan erreicht, der im Süden der Sahara sich erstreckt, Millionen Menschen beherbergt, die bis jetzt mit den Völkern Asiens und Europas in weniger engere Berührung gekommen sind und eine Welt für sich bilden.

Lange, lange bevor Mohammed seine Lehre verkündete, wanderten Nomaden aus Arabien über das Rote Meer nach Afrika aus. Sie schlugen auf den weiten Steppen des Sudan ihre Zelte auf, drangen immer weiter gegen Westen vor, unterwarfen die Negervölker und gründeten eine Reihe von Staaten. Später bekannten auch sie sich zu den Lehren des Islam, und so herrscht heute der Halbmond von der Küste des Roten Meeres quer durch Afrika

bis zu den Ufern des Nigerstromes. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich die politischen Machtverhältnisse im Sudan vielfach verändert, blühende Staaten gingen zu Grunde, um neue auf ihren Trümmern entstehen zu lassen. Gegenwärtig herrschen im Osten des Sudan die Mahdisten, Anhänger des falschen Propheten, mit denen Emin, der unerschrockene Erforscher Mittelafrikas, kämpfen mußte. An dieses Gebiet grenzt das kriegerische Reich von Wadaï, westlich von ihm, am Tsadsee liegen die Reiche Bagirmi und Bornu, und im Westen des gewaltigen, fast die Größe von Europa erreichenden Hochplateaus liegen die Staaten der Haussa, deren südliche Provinz Adamaua den wichtigsten Teil des Hinterlandes unserer Kolonie Kamerun bildet.

Die mohammedanischen Sudanneger haben bis heute ihre Eroberungszüge nicht eingestellt. Von Zeit zu Zeit unternehmen sie Raubzüge in die südlichen Länder, welche von heidnischen Negervölkern bewohnt werden. Hier halten sie ihre Sklavenjagden ab. Einzelne Sudanhäuptlinge haben sich unter den Besiegten niedergelassen und herrschen als kleine Häuptlinge, Lehnsmänner der echten Sudanfürsten an den Grenzbezirken der sudanischen Kulturwelt. Sie suchen hier Reichtum und Macht zu erwerben, aber nicht dadurch, daß sie das Land urbar machen; denn sie bauen nur so viel Feldfrüchte, daß sie von dem Ernteertrage gerade leben können, sondern sie werden reich auf Kosten der Landeskinder, indem sie ihnen das teure Elfenbein abnehmen, über die noch nicht besiegten Nachbarstämme herfallen und unter ihnen Sklaven rauben. Händler aus den großen Städten des Sudan pflegen diese kleinen Raubfürsten trotz der weiten und beschwerlichen Wege regelmäßig

zu besuchen und mit dem billig eingehandelten Elfenbein und den erschacherten Sklaven heimzukehren. So bedeutet das Vordringen dieser Sudanneger für die schwächeren Negervölker Krieg und Verderben; wo sie erscheinen, dort blüht die abscheuliche Jagd auf den unglücklichen schwarzen Menschen.

Am Hofe eines solchen kleinen innerafrikanischen Raubfürsten im Hinterlande der deutschen Kolonie Kamerun beginnt die Geschichte, die wir erzählen wollen, in welcher Freud und Leid, die wechselvollen Schicksale eines jungen Afrikaners niedergelegt sind. Kein gebildeter Europäer, kein afrikanischer Lederstrumpf oder kühner Pfadfinder der Wissenschaft — nur ein schlichter Neger ist ihr Held.

* *
*

Am oberen Laufe des mächtigen Sannagastromes, der im Süden der Kolonie Kamerun in das Meer mündet, streckt sich inmitten des Graslandes eine kleine Hochebene aus; wie Wachtposten erheben sich ringsum Hügel, von deren Spitzen sich eine weite Fernsicht über das Grasland und die bewaldeten Höhenzüge im fernen Nordwesten bietet. Auf der Hochebene liegt ein Dorf von etwa 1000 runden Strohhütten. Das ist die Residenz des Sudanhäuptlings Ngilla, die nach ihm Ngillastadt genannt wird.

Es ist zugleich die Hauptstadt des Negerstammes der Wute, die in den Künsten der Kultur selbst für den Sudan als wenig fortgeschritten gelten, wohl aber durch ihren kriegerischen Sinn sich auszeichnen.

Auf den Spitzen der Hügel, welche die Stadt umgeben, liegen kleine Häusergruppen. Rings um dieselben

bemerkt man bebaute Felder. Sklaven des Raubfürsten besorgen hier den Ackerbau unter Aufsicht einiger Wute-krieger, die von den Höhen als Wachtposten Ausschau über das weite Grasland halten, um rechtzeitig die Annäherung des Feindes wahrzunehmen.

Es war im Anfange der trockenen Jahreszeit, des Winters, im Jahre 1889, als einer dieser Wachtposten bei der Ausschau nach dem fernen Süden einen langen, langen Menschenzug erblickte. Der Mann hatte scharfe Augen; denn das dürre, gelbe Gras der Steppe war so hoch, daß es den Menschen mindestens an die Brust, oft über den Kopf reichte. Die lange Karawane kam aus dem Lande der Toni, eines Negerstammes, der dem Raubfürsten Ngilla noch nicht unterworfen war. Aber der Wachtposten wurde durch den Anblick der vielen Menschen nicht beunruhigt; er ließ nicht den Alarmruf ertönen, die Kriegspauke auf der Spitze des Hügels schlagen, sondern sandte einen hurtigen Boten zu seinem Herrn und Gebieter, um ihm eine fröhliche Kunde mitteilen zu lassen.

Vor zwei Wochen war der tapferste Heerführer des Raubfürsten, der weit und breit unter dem Namen Nandufu, d. h. ‚das Schwert des Königs‘, berühmt und gefürchtet war, an der Spitze einer auserlesenen Kriegerschar in das Land der Toni am Rande des Urwaldes gezogen, um Elfenbein und Sklaven zu rauben. Nun kehrte er heim, und aus der Länge des Zuges, der sich wie eine buntschillernde Schlange durch die Grassteppe dahinwand, konnte man mit Sicherheit schließen, daß der Hauptmann mit reicher Beute in die Hauptstadt zurückkehrte.

Als die Freudenbotschaft von der Rückkehr Nandufus durch die Stadt sich verbreitete, stürzten die Leute aus den

Häusern auf die in Busch und Gras getretenen „Straßen“; ein Teil lief dem siegreichen Heerführer entgegen; ein anderer wandte sich dem Hauptplatze der Stadt zu, an dem der königliche Palast sich erhob, der aus etwa hundert Strohhütten bestand. Auf diesem Platze war auch die Empfangshalle Ngillas errichtet, in welcher der ‚Sultan‘, wie er sich selbst zu nennen pflegte, fremde Häuptlinge empfing und über das Volk der Wute, das er beherrschte, Gericht hielt. Auf diesem Platze mußte ja Nanduku dem Sultan das siegreiche ‚Heer‘ vorführen und die Beute zu des Mächtigen Füßen niederlegen. Dieser Augenblick nahte bereits; schon tauchten die Spitzen des Zuges zwischen den Hügeln hervor, und von weitem vernahm man das Dröhnen der Pauken und das Schallen der gellenden Hörner.

Der Zug der heimkehrenden Sieger war ungemein lang; denn auf dem schmalen, in dem hohen Savannengrase getretenen Pfade mußten die Leute im Gänsemarsche ziehen, und unter solchen Umständen bilden ein paar hundert Leute schon eine lange Kette. Dem Zuge flatterte eine weiße Fahne voran, deren Stangenspitze in einen eisernen Halbmond auslief; alle aber überragte der Feldmarschall Nanduku, der allein im Zuge ein kleines, aber munteres Streitroß ritt. Als der Zug die Straßen der Stadt erreichte, stieg Nanduku ab, da er zu Fuß vor dem Sultan erscheinen mußte.

Ngilla erwartete ihn auf einem Stuhle, der aus den Schäften der bambusrohrartigen Weinpalme gefertigt war; Hirsestroh, das rings um den Sultansthron ausgestreut war, vertrat die Stelle des Teppichs, während der Hofstaat, die Frauen und Töchter des Sultans auf blanker

Erde kauerten. Ngilla saß auf dem Bänkchen, angetan mit einem langen weißen, blaugestreiften Gewande, das an einen arabischen Kaftan erinnerte, und aus dem nur die kleinen Hände und die unbeschuhten, nackten Füße des Mächtigen hervorschauten. Auf dem Haupte trug er eine turbanartige Bedeckung, von welcher seitwärts zwei mächtige Klappen wie große Schlappohren herabhingen. Seine Haut war dunkelfarbig, aber das Braun erschien nicht so tief wie das seiner Untertanen, und sein Gesicht zeigte keine Spur der Negereigentümlichkeiten, keine hervorragenden Backenknochen, keine Stülpnase und keine dicken, aufgeworfenen Lippen. Die scharfen Züge, die gebogene Adlernase verrieten deutlich, daß Ngillas Vorfahren Araber oder Leute ähnlichen Stammes waren.

Vor diesen Herrscher trat jetzt der siegreiche Nanduku, eine echte, aber schlankgewachsene und schöne Negergestalt. Er war nur mit dem Hüfttuche bekleidet, in dessen Gurt ein Dolchmesser stak; sein krauses Haar trug einen Schmuck von roten Papageienfedern. In der Linken hielt er einen mächtigen Speer, dessen Spitze mit Widerhaken versehen war, in der Rechten — ein menschliches Haupt.

„Mächtiger Herr und König!“ begann Nanduku. „Als du die Toni aufforderteſt, dir die schuldige Abgabe zu zahlen, haben sie sich geweigert, dir das Elfenbein zu liefern. Du hast mich ausgesandt, sie zu strafen, und, mächtiger Herr, sie sind durch ‚das Schwert des Königs‘ gezüchtigt worden. Zu deinen Füßen lege ich das Haupt ihres Häuptlings nieder, die prahlerische Zunge schweigt jetzt und kann nicht mehr gegen dich freveln, die Dörfer der Toni sind ein Häufchen Asche, ihr Elfenbein ist dein, und ihre Kinder sind deine Sklaven.“

Aus dem Haufen der Sieger traten Männer vor und häuften schwere Elefantenzähne vor Ngilla auf; das Auge des Gewaltigen strahlte vor Freude; denn er zählte nahe an vierzig Stück. Er dachte nicht daran, daß jeder dieser Zähne bei dem Raubzuge durch die Tötung von mindestens zwei Menschen erworben worden war! Dann flog sein Auge hinüber zu einer Gruppe gefesselter nackter Menschen. Es waren die geraubten Sklaven, gegen fünfzig an der Zahl. Er musterte sie lange, dann nickte er zufrieden mit dem Kopfe; sein Nanduku hatte richtig geraubt; er hatte erwachsene Männer und alte Weiber getötet und nur jüngere Frauen, Mädchen und einige Knaben eingefangen. Solche junge Menschen sind dem Sklavenhändler lieber, sie vergessen eher die Heimat und gewöhnen sich leichter an die neuen Verhältnisse, schicken sich williger in das harte Los der Sklaverei.

Nanduku kniete nieder, und indem er mit beiden Händen Staub auf seinen Kopf streute, fragte er mit einer Stimme, die vor freudiger Erwartung zitterte: „Mächtiger Herr, bist du mit mir zufrieden? Hat dein Schwert gut unter deinen Feinden gewütet? Hat es nicht das getötet, was des Todes würdig war, und nicht dessen geschont, was dein Herz erfreuen konnte?"

Ngilla war sehr zufrieden; denn gegen seine Gewohnheit sprang er auf, eilte auf den Feldherrn zu, drückte ihm die Hand und rief:

„Ja, Nanduku, du hast mein Herz erfreut, und ich will auch dein Herz erfreuen. Was du solange ersehntest, soll dir heute gewährt werden. Schau meine jüngste Schwester Tini an; sie soll deine Frau werden!"

Der Krieger schaute zu der Weibergruppe des Hof-

staates hinüber; dort ragte unter anderen die jugendliche Schwester des Königs hervor. Glasperlen trug sie im Haare, ein weites Tuch umhüllte ihre Hüften, und vom Scheitel bis zur Zehe war sie mit dem Pulver des Rotholzes bemalt zum Zeichen, daß sie keine Sklavin oder Gemeine, sondern eine Adelige, eine Prinzessin in diesem Negerlande war. Ihre Augen strahlten vor Freude; sicher war sie herzensfroh, daß sie dem tapfersten Krieger ihre Hand reichen sollte.

So konnten am heutigen Tage das Siegesfest und die Verlobung der Königsschwester zusammen gefeiert werden. Man tat es auch auf der Stelle.

Das Haupt des getöteten Tonihäuptlings wurde an eine lange Stange aufgespießt und diese in der Mitte des großen Platzes aufgepflanzt.

Man trug Krüge mit Palmwein herbei, und die tanzlustigen jungen Leute schickten sich an, unter Paukenschall und Gesang frohe Tänze aufzuführen; denn nirgends in der Welt wird so leidenschaftlich getanzt wie in Afrika.

Die gefangenen Sklaven wurden in einer Ecke des Platzes untergebracht; sie mußten Zeugen der Freude ihrer neuen Herren sein.

Aber zu dem Feste fanden sich auch andere Gäste ein. Es waren dies zwei eigenartige Gestalten, Neger von dunkelbrauner Farbe, aber besser als Sultan Ngilla gekleidet; sie trugen hemdartige, blaugefärbte Gewänder, die man im Sudan Toben nennt, hatten auch Hosen an, einen Turban auf dem Kopfe und Sandalen an den Füßen. Das waren Händler aus den Ländern, die am Nigerstrome und seinem großen Nebenflusse, dem Benuë, liegen, und die man unter dem Namen der Haussastaaten zu-

sammenfaßt; es waren Mohammedaner, die aus jenen fernen Gegenden zu Ngilla gekommen waren, um Elfenbein und Sklaven einzuhandeln. Auch sie waren mit dem Erfolge Nandukus zufrieden; denn je mehr der Sultan von diesen wertvollen Sachen besaß, desto billiger war der Preis. Das wußten die Haussahändler Osman, der Sohn Fodios, und Achmed, der Sohn Mohammeds, wohl und beglückwünschten auf das herzlichste den tapferen Räuberhauptmann Nanduku.

Die Sonne nahte ihrem Untergange. Tanz folgte auf Tanz, aber es flogen nicht Paare wie bei uns dahin; man tanzte in ganzen Gruppen; es tanzten hundert, zweihundert Menschen auf einmal, oder es traten einzelne Tänzerinnen auf, um ihre Geschicklichkeit zu zeigen. Gesänge erschallten, und in Liedern, die aus dem Stegreife vorgetragen wurden, pries man den großen Ngilla und verherrlichte seinen Feldherrn Nanduku.

In dem auserwählten Kreise, der in der unmittelbaren Nähe des Sultans sich befand, war nur ein Gesicht traurig und nachdenklich. Es war das Gesicht eines gleichfalls rot bemalten Fräuleins, das viel jünger und schöner war als die glückliche Braut Tini. Wenn die schwarzen Augen dieses Fräuleins emporblickten und die Gestalt Tinis trafen, so leuchtete aus ihnen ein unverhohlener Neid. Kein Wunder, die schwarzrote Jungfrau war die Lieblingstochter Ngillas, die den schönen Namen Mku führte, und als Lieblingstochter hatte sie, wie man sagt, Rosinen im Kopfe. Sie hatte gedacht, daß der liebreiche Vater, dessen Wille über alles im Wutelande entschied, dem tapferen Nanduku befehlen würde, sie, die hübsche Mku, zu heiraten. Und nun diese Enttäuschung!

Dem Vater entging die Trauer der Tochter nicht, aber sie war ihm viel zu gut für diesen Nandufu; er wollte sie später in das Haussaland führen und einem Sultan zur Frau geben. Eine Königin und nicht eine Feldmarschallin im Wuteland sollte Mku werden, aber sie hatte noch kein Verständnis für die hohen Ehren, die der Vater ihr zudachte.

Ngilla wollte die betrübte Lieblingstochter trösten. Er rief sie an seine Seite heran, dann ließ er die Sklaven vorführen; sie mußten vor ihm in dem Scheine der untergehenden Sonne vorbeimarschieren, und Mku sollte sich eine Sklavin oder einen Sklaven auswählen.

Aber Mku war heute zerstreut, und der Zug der Unglücklichen, in deren Gesichtern Schrecken, Trauer und tiefes Leid eingeprägt waren, mußte zum vierten Male an dem Mächtigen vorüberziehen, bis Mku nach des Vaters Vorschlag einen schlankgewachsenen Burschen von etwa sechzehn Jahren wählte, der fortan ihr Diener sein sollte. Er mußte sofort aus der Sklavengruppe treten und hinter seiner schwarzroten Herrin als Diener stehen bleiben.

Das Fest nahm seinen Fortgang. Feuer loderten auf dem Platze; am Himmel funkelten die Sterne, und die Mondsichel tauchte über den Baumkronen auf. Zwischen den lodernden Flammen sprangen die schwarzen Gestalten in wilden Tänzen umher.

Mitternacht war längst vorüber, als die königliche Familie sich in ihre Strohhütten zurückzog. Der Sklave folgte der Prinzessin bis vor die Tür ihrer Wohnung; sie ließ ihn vor dieser stehen, bis der Sklavenaufseher kam und den Burschen in ein sicheres Gewahrsam brachte.

Wie hieß der Sklave der schwarzroten Prinzessin?

Niemand fragte nach seinem Namen. Was ging das die neuen Herren an, wie seine Eltern ihn gerufen hatten? Als er am andern Morgen seiner Herrin vorgeführt wurde, nannte sie ihn Toni, und seit diesem Augenblicke hieß er Toni bei allen; freilich was war er denn mehr als ein Toni, einer von dem frechen, nunmehr besiegten Stamme?

Prinzessin Mku mochte den schlanken Burschen nicht leiden; denn er erinnerte sie an das Verlobungsfest Nandukus; sie wollte ihn nicht um sich sehen, und so befahl sie, daß er fortgeschafft werde. Wohin? Da fand sich bald Rat. Die Lieblingstochter des Sultans besaß auf einem der Hügel eine Farm, die der Vater ihr geschenkt hatte. Auf diesem Besitztume wurden für ihren Haushalt Mais und Hirse, die hier Durra genannt wird, Bananen und Kürbisse gebaut, Ziegen und Schafe sowie Hühner gehalten. Dort arbeiteten schon mehrere Sklaven für sie; auch Toni konnte sich dort nützlich machen; der Junge war ja stark und gesund; er brauchte hier nicht sein Brot umsonst zu verzehren und in der Begleitung der Prinzessin zu faulenzen. So wurde Toni schon am andern Morgen auf die Farm gebracht.

Am andern Morgen ritt auch Ngilla auf seine Felder hinaus; er wollte sehen, wo er für seine neuen Sklaven Beschäftigung fände; denn er wußte wohl, daß er sie nicht heute und nicht morgen an die Haussahändler verschachern würde, in Afrika werden die Geschäfte langsam, äußerst langsam abgewickelt, dort kennt man noch nicht den Wert der Zeit. Bei diesem Umritte glaubte der Sultan wahrgenommen zu haben, daß die Farm der Prinzessin etwas verwahrlost war, und so beschloß er, auf ihr einige Sklaven

einzustellen. So geschah es, daß Toni hier mit zweien seiner Jugendgenossen zusammenkam.

Wenn sie nun des Abends nach vollbrachtem Tagewerke vor ihrer Strohhütte ausruhten, dann konnte ihr Blick von der Hügelhöhe weit über die Grassteppe schweifen, dann tauchten im fernen Südwesten am Rande des Horizonts, an dem von der Abendröte gefärbten Himmel dunkle Waldstreifen auf, und sie erinnerten die armen Burschen an die Heimat, an ihre Lieben, von denen sie sich so plötzlich, so unerwartet hatten trennen müssen. Dann saßen sie stumm da und legten sich schweigend zur Nachtruhe nieder; denn der Mund konnte nicht aussprechen, was das Herz fühlte.

In solchen Augenblicken dachte auch Toni an vergangene Jahre. O wieviel schöner war sein Heimatland! Dort ermüdete das Auge nicht von dem Anblicke der weiten, weiten Grasfläche. Dort gab es Wälder und Auen, dort floß ein gewaltiger an 400 m breiter Fluß dahin und erfüllte die Luft mit einem donnernden Rauschen, indem er in hohem Wasserfalle über mächtige Felsen stürzte. Unterhalb dieses Wasserfalles, nicht weit vom Ufer des Stromes hatte das Dorf gestanden, in welchem Toni das Licht der Welt erblickt hatte. Wie oft hatte er auf die schäumenden Wogen geschaut, wie oft den Farbenglanz bewundert, wenn die Strahlen der Sonne in dem Staubregen über dem weißen Gischt sich brachen, alle Regenbogenfarben vor den erstaunten Knabenaugen aus dem Nichts entstehen ließen! Und welche Wunder barg dieser Fluß! Schöne Fische, die so herrlich schmeckten, wurden in seinen Tiefen mit Netzen und Angelruten gefangen, und was für buntfarbige Muscheln und

Schneckenschalen warfen seine Wogen an das sandige Ufer! Wie oft hatte Toni aus diesen Schalen hübschen Schmuck gefertigt, um den sich die jungen Mädchen förmlich rissen! Freilich der Strom zürnte manchmal, am Schlusse der Regenzeit schwoll ihm der Kamm; da kamen die Wogen braungelb wie Ungeheuer heran, da tosten die Strudel gar unheimlich am Wasserfalle, da trat der Fluß aus seinen Ufern und überschwemmte weithin das Land; auf seinem Rücken führte er seine Opfer, entwurzelte Baumstämme, Dächer von Strohhütten, ja selbst Menschenleichen, in unbekannte Fernen, aber am Fuße des Heimatsdorfes brach sich immer das Ungestüm der Wogen, dem Dorfe hatte der Fluß niemals etwas angetan. Darum hatte Toni den herrlichen, gewaltigen Strom so lieb, und er fehlte ihm jetzt in dem Steppenlande, wo nur Flüßchen und Bäche rieselten. Ach, es fehlte dem Jungen das donnernde Rauschen der Wasserfälle, das sein Wiegenlied war, und das, wie er gehofft hatte, auch sein Grabgesang werden sollte.

Auch fehlte Toni so vieles andere. Das traute Haus mit den Netzen an den Wänden. Der ernste Vater, der so trefflich den Kahn zu steuern verstand und den gefährlichen Krokodilen und den unförmigen Nilpferden so geschickt auszuweichen wußte. Es fehlte ihm die gute Mutter, die über ihn gewacht hatte, da er noch ein Knabe war, die ihn so gut gepflegt, ihm so viel kühle Linderung gebracht hatte, als das heiße Fieber vor zwei Jahren Tag und Nacht seinen Körper verzehrte.

Ngilladorf war groß. Hier sah man stolze Reiter, Händler in kostbaren Gewändern, aber herrlicher erschien dem Jünglinge die traute Heimat. Er konnte nicht ein-

schlafen, wenn er daran dachte, wie urplötzlich jene Herrlichkeit in Nichts versunken war.

In der finstern Nacht wurde er plötzlich geweckt; aus dem Rauschen des Stromes glaubte er Menschenrufe und das Knallen der Flinten herauszuhören. Er stürzte zur Tür hinaus, um zu sehen, was dort vorging. Da blendete ein roter Feuerschein sein Auge; das Dorf stand in Flammen; einige Schritte vor sich sah er den Vater den weittragenden Bogen spannen, und in demselben Augenblicke knallten aus der Nähe einige Schüsse, und der Vater brach zusammen von tödlichem Bleie getroffen. Entsetzen! Der Feind im Dorfe! Der Vater tot! In wilder Wut hatte Toni in das Haus zurückspringen, Speer und Schild holen wollen, um den Vater zu rächen, seine Heimat zu verteidigen, aber da fielen schon Nandukus Schergen über den Wehrlosen; im Nu war er überwunden und gefesselt. Als er am Ufer des Flusses lag, hatte er gesehen, wie die Flammen auch sein Vaterhaus verzehrten, wie die schmucke Fischerhütte in einen Haufen glimmender Balken verwandelt wurde. Im Walde war das Gefecht verstummt; Nanduku kehrte von der Verfolgung zurück, und man hatte Toni fortgeschleppt. -Was war aber mit seiner guten Mutter, was war mit seiner lieben, jüngeren Schwester geschehen? Unter den Gefangenen waren sie nicht. Hatte man sie ermordet, wie soviele andere, oder war es ihnen gelungen, sich durch Flucht zu retten? Niemand konnte es Toni sagen, aber sein Herz brannte von dem Wunsche, die Trümmer seiner Heimat zu besuchen und nach den Spuren seiner Lieben zu forschen.

Dieselbe Sehnsucht verzehrte seine jungen Stammesgenossen auf der Farm, und endlich fanden sie Worte,

um sie auszusprechen. Bald gab ein Wort das andere, und jedes fachte die Sehnsucht an, und endlich rang sich aus der Sehnsucht ein verzweifelter Entschluß hervor. Die jungen Leute beschlossen, zu entfliehen und die Heimat wieder zu erreichen. Sie wußten, daß man sie verfolgen und töten würde, wenn man sie ergriffe; aber sie zogen den Tod den Qualen der Sklaverei vor. In unbelauschten Augenblicken entwarfen sie ihre Pläne und setzten den Tag fest, an dem sie die Flucht ergreifen wollten. Und endlich kam jener Tag heran.

Am Morgen desselben wurden die beiden Landsleute Tonis auf die Felder geschickt; Toni aber mußte im Hofe bleiben und dem alten Krieger, dem Verwalter der Farm, beim Ausbessern der Kriegsschilde helfen, da er zu derartigen Arbeiten eine geschickte Hand hatte. Nun, diese Trennung kreuzte ihre Pläne nicht, die Flucht sollte erst im Dunkel der Nacht beginnen. Abends würden die drei wieder zusammen sein.

Da geschah es, daß an jenem Tage die Prinzessin Mku ihre Farm besuchte, sie kam nicht allein, sondern brachte einen angesehenen Gast mit, den Haussahändler Osman, dem sie ihre Reichtümer zeigen wollte. Die Besichtigung des Gutes währte nicht lange; vor der Veranda des Hauses ließen sich die Gäste nieder und warteten auf das Mahl, das da kommen würde. Toni arbeitete unweit von ihnen an den Schäften der Speere. Trauriges Sklavenlos; vielleicht schliff er gerade dem Feinde die Waffen zu einem zweiten Raubzuge gegen seine Landsleute! Von Zeit zu Zeit blickte er verstohlen zu seiner Herrin hinüber.

Sie und ihr Gast wollten sich die Zeit vertreiben

und begannen ein Spiel, das hierzulande Safe genannt wird. Es gehört dazu ein Brett mit zwölf Höhlungen, in zwei Reihen zu sechs. Jeder der beiden Mitspielenden erhält 24 Steine. Beim Anfange des Spiels werden in jedes Loch abwechselnd vier Steine gesetzt und dieselben immer um ein Loch nach rechts verlegt. Die Anzahl der zu verlegenden Steine bleibt dem Ermessen des Spielers überlassen. Die Kunst des Spiels besteht nun darin, seine Steine so zu setzen, daß sie in einem Loche mit einem oder zwei Steinen des Gegners derart zusammentreffen, daß im ganzen drei in der Höhlung enthalten sind. Der Spielende hat alsdann das Recht, die Steine des Gegners herauszuwerfen. Wer auf diese Weise die meisten Steine übrig behält, ist Sieger.

Dieses Spiel wird im Hinterlande von Kamerun mit der größten Leidenschaft geübt und stiftet ebensoviel Unglück wie bei uns die unseligen Karten. Die Leute verspielen nicht nur Hab und Gut, sondern sogar ihre Freiheit; sie geben sich dem Gewinner als Sklaven hin, und der barbarische Brauch jener Völker läßt es geschehen. Und das Schrecklichste ist, daß der freie Mann, der auf diese Weise sich selbst verspielt hat, muß sich gefallen lassen, daß man ihn zum Sklaven brandmarkt, indem man ihm ein Ohr abschneidet oder ein Auge ausdrückt. So würdigt das Glücksspiel überall die Menschen herab, und mit Recht muß ein Spieler verachtet werden, da er sich selbst entwürdigt.

Prinzessin Mku war eine leidenschaftliche Safespielerin. Ihre Augen glänzten, als das Spielbrett zwischen sie und Osman gelegt wurde.

„Was soll der Einsatz sein?“ fragte Osman lächelnd;

denn er war Meister in diesem Spiele. Trotzdem pflegte er, wenn der Einsatz gering war, zu verlieren, sicher aber gewann er, wenn der Einsatz die Mühe des Aufpassens lohnte.

„Hast du deine Amulette bei dir?“ fragte ihn die Prinzessin.

„Ja!“ erwiderte er. „Aber merke dir, Prinzessin, die Amulette sind teuer!“

„Das weiß ich,“ erwiderte sie.

„Nun, dann kaufe lieber diejenigen, die du wünschest,“ entgegnete der Händler, „und spielen wir um ein Hähnchen.“

„Nein, nein,“ rief sie, „ich will um die Amulette spielen! Zeige sie mir, ich will wissen, wofür sie gut sind.“

Der Glaube an zauberkräftige Amulette und Talismane, die vor verschiedenem Unheile schützen sollen, ist in Afrika sehr verbreitet, und die schlauen mohammedanischen Händler, die selbst tief im Aberglauben stecken, wissen mit diesen Dingen bei den Negern gute Geschäfte zu machen.

Osman holte aus der Busenfalte seines Gewandes ein Säckchen hervor und packte seine Zaubermittel aus. Sie bestanden aus kleinen Ledertäschchen, in welchen kleine Papierblättchen staken, die mit Versen aus dem Koran, der Heiligen Schrift der Mohammedaner, beschrieben waren.

Die Augen der Prinzessin blickten lauernd auf die geheimnisvollen Sachen.

„Erzähle mir, wogegen sie helfen!“ befahl sie dem Händler.

„Dieses Amulett hier,“ begann jener, indem er ihr ein Täschchen vorhielt, „macht die Menschen hieb- und kugelfest. Wer es trägt, den trifft im Kampfe keine Kugel,

und weder Pfeil, noch Speer, noch Schwert kann ihn verletzen. Ein großes Amulett, Prinzessin! Wenn du später einen Mann haben wirst und er in den Krieg wird ziehen müssen, dann gibst du ihm das Amulett, und wie stark auch der Feind sein sollte, dein Mann wird heil aus dem Kampfe hervorgehen. Willst du es gewinnen, Prinzessin?"

Mku schüttelte ihren Wollkopf. „Ich habe noch keinen Mann!" entgegnete sie.

„Dann," fuhr der schlaue Händler fort, indem er der Negerin ein anderes Ledertäschchen vorhielt, „würde dir vielleicht dieses Amulett erwünschter sein!"

„Was vermag es?" fragte Mku.

„Es ist ein mächtiges Amulett und für Jungfrauen bestimmt," erwiderte Osman. „Es gibt ihnen Macht über die größten Krieger. Trage es, und wenn ein Krieger in das Land deines Vaters kommt, ein Krieger größer und ruhmreicher als Nanduku, er wird, wenn du es willst, von dir bezaubert werden und dir folgen, wohin du wünschst."

„Ja, das wäre etwas!" rief Mku. „Ein Krieger, größer als Nanduku meinst du? Da würde ich über Tini stehen!"

„Und was gibst du mir, wenn ich das Spiel gewinne?" fragte Osman.

„Drei Hühner!" erwiderte Mku.

Der Händler lächelte spöttisch.

„Du weißt es," entgegnete er, „daß dein Vater mir einen schönen Elefantenzahn oder eine Sklavin für ein solches Amulett gibt!"

„Aber ich habe keine Elefantenzähne," wehrte Mku ab.

„Dafür besitzest du Sklaven," meinte Osman und blickte zu Toni hinüber.

„Ach, den meinst du!" rief Mku lachend. „Ja, ja, den will ich gern einsetzen!"

„Also abgemacht!" sprach der Händler. „Der Tonisklave oder das Amulett!"

„Es gilt!" rief die Prinzessin.

Sie spielten. Der Händler blieb ruhig; die schwarzrote Prinzessin zitterte vor Aufregung, und der Händler gewann.

„Der Sklave ist mein," sagte er.

„Ja," erwiderte die leidenschaftliche Spielerin. „Spielen wir noch ein Spiel!"

„Gut," antwortete Osman, „aber was bietest du jetzt als Einsatz?"

„Bestimme!" sagte die Spielerin.

Osman dachte nach. Mku war noch jung, er durfte von ihr nicht zu viel gewinnen, sonst könnte Sultan Ngilla ihm das übelnehmen. Der schlaue Händler lenkte also ein.

„Drei Hühner hast du vordem vorgeschlagen," sagte er. „Ich will dir nachgeben. Drei Hühner oder das Amulett! Bist du einverstanden?"

„Es gilt!" rief Mku.

Sie spielten. Der Haussahändler lächelte, er konnte arabisch schreiben und noch viele derartige Amulette verfertigen. Er spielte diesmal schlecht, und Mku gewann.

„Das Amulett ist mein!" rief sie und griff danach.

„Selbstverständlich," erwiderte Osman, „und der Tonisklave ist mein!"

„Selbstverständlich!" erwiderte Mku.

Toni aber hatte ihr Gespräch nicht gut hören können;

er glättete weiter die Schäfte, schliff die Spitzen der Speere und ahnte nicht, daß er soeben seinen Herrn gewechselt hatte.

Das erfuhr er erst am Nachmittage, als Mku sich anschickte, von der Farm in die Stadt zurückzukehren; denn da trat der Haussahändler vor ihn und sagte:

„Höre, Bursche, jetzt bist du mein Sklave; du folgst mir; ich habe dich von Ngillas Tochter erstanden!“

Toni stand wie festgewurzelt da. Er sollte heute, in diesem Augenblicke die Farm verlassen, da er gerade die Rückkehr seiner Genossen erwartete! Er rührte sich nicht von der Stelle.

„Hast du es gehört?“ schrie ihn der Haussahändler an.

Toni stand immer noch unregsam da.

„Willst du hören!“ rief der Haussamann, und ungeduldig erhob er seinen Stock und schlug den Jungen auf den Rücken.

Toni blieb immer wie starr dastehen. Der Haussamann winkte seinen Diener, einen echten Sklaventreiber, heran.

„Bring' mir den Burschen in unser Lager,“ befahl er ihm. „Wir wollen ihn dort Gehorsam lehren!“

Unter Kniffen und Püffen trieb der Diener des Seelenverkäufers sein Opfer den Hügel hinab. Toni, der die Mißhandlungen nicht fühlte, wußte nicht, wie er in das Lager der Haussahändler gekommen war, um dort wegen Halsstarrigkeit in Eisen gelegt zu werden.

Er hatte den Herrn gewechselt, und nun kamen für ihn erst recht schlechte Zeiten. In den nächsten Tagen erfuhr man in Ngillastadt, daß die beiden Genossen Tonis

entflohen waren, und daß man sie nicht wieder hatte einfangen können.

„Das ist auch so ein unsicherer Vogel!“ tobte der Haussamann, auf Toni deutend. „Wir müssen ihn in Gewahrsam halten.“

Und so wurde Toni scharf beobachtet; er schleppte Eisenketten an seinen Füßen und fühlte jetzt erst recht, daß er ein Sklave war.

Auf der Farm hatte er wie ein ländlicher Arbeiter mit auskömmlicher Verpflegung gelebt, hatte zu essen und zu trinken gehabt; nur die Freiheit hatte man ihm entzogen. Hier in dem Lager der Haussa mußte er hungern und wurde bei geringstem Anlasse mißhandelt.

Seine glücklichen Kameraden, sie waren jetzt frei, lebten am Ufer des großen Stromes, bauten die Dörfer wieder auf, und das Rauschen der Wasserfälle wiegte sie ein in den süßen, ruhigen Schlaf, und wenn er in schlaflosen Nächten sich auf seinem elenden Lager herumwarf, hörte er das Klirren der Ketten an seinen wunden Füßen!



II.

Atangani Pita.

Das Lager der Haussahändler, an welches der junge Toni jetzt gefesselt war, lag am Ende der Ngillastadt. Man hätte, wenn man es besuchte, gar nicht glauben mögen, daß Osman und Achmed mit ihren nahezu hundert Begleitern sich auf Reisen befanden. Die Händler hatten regelrechte Strohhütten gebaut, den Hof eingezäunt, sie hielten Schafe, Ziegen und Hühner und bebauten Felder, die ihnen Ngilla angewiesen hatte; sie waren also im Besitze einer regelrechten Farm, die um so leichter zu bewirtschaften war, als die Felder hier bereits nach drei Monaten Früchte tragen. Auch ihre Frauen hatten die beiden Händler mitgebracht, und so lebten sie hier wohlgemut wie in ihrer Heimat. Sie konnten Monate und Jahre lang bleiben, je nachdem ihr Vorrat an Tüchern und Perlen, mit denen sie Elfenbein und Sklaven bezahlen mußten, reichte.

Toni befand sich also wieder auf einer Farm, und als der Sklavenaufseher bemerkt zu haben glaubte, daß der Bursche mürbe gemacht worden war, ließ er ihm die Eisenketten abnehmen. Dieser Aufseher war ein guter Menschenkenner, er verstand in den Herzen der Neger zu lesen. In der Tat war Toni völlig gebrochen, er dachte

nicht mehr an eine Flucht; das Unglück hatte ihn überwältigt, und er trug sein Schicksal mit stummer Ergebung. Ja, es regte sich in ihm der Wunsch, sein Schicksal ein wenig zu verbessern und durch Gehorsam und Willfährigkeit sich die Gunst seines zweiten Herrn zu erwerben. Das gelang ihm auch bald; denn er war ein flinker und geschickter Bursche, an dem Osman ben Fodio Gefallen fand.

So brauchte Toni nicht einmal die schwerere Feldarbeit zu verrichten, er bediente Osman im Hause und besorgte für ihn verschiedene Wege in der Stadt. Er konnte sich freier bewegen und das Leben und Treiben am Hofe des gefürchteten Ngilla näher kennen lernen. „Der Junge ist ein ganz artiger Bursche geworden!“ pflegte Osman zufrieden zu sagen, und man sah ihn überall gern, wohin er im Auftrage seines Herrn kam.

Nur eine Person in der Residenz mochte ihn nicht leiden. Das war die Königstochter Meku. Sie war noch immer neidisch auf ihre Tante Tini; denn der Vater dachte noch nicht im entferntesten an eine Reise nach den Haussastaaten, wo sie einen König heiraten sollte, und nach der Sultanin war die Feldmarschallin die bedeutendste Frau im Wutelande. Nun besaß zwar Meku das Amulett Osmans, das ihr den Besitz des größten Kriegers sichern sollte, aber von einem neuen großen Krieger drang keine Kunde nach Wute. Nanduku blieb immer noch der größte und ruhmreichste Feldherr.

Der Anblick Tonis erinnerte Meku stets an das Verlobungsfest ihrer Tante und an das Amulett, das sie vorläufig nicht trug, sondern in einer Kürbisschale aufbewahrte. Das Tragen wäre ja ganz zwecklos gewesen, und sie hätte es womöglich verlieren können. Vor den kleinen, schwarzen

Ratten, welche den Strohhütten des königlichen Palastes sehr unliebsame Besuche abzustatten pflegten, wußte Mku ihr Amulett sinnreich zu schützen. Sie hatte die Kürbisschale, in der es aufbewahrt wurde, an einem dünnen Faden wie eine Ampel von dem Dachbalken ihres Schlafgemaches herabhängen lassen.

Auch sollte bald die Zeit kommen, da sie das zauberhafte Amulett hervorholen würde.

Osman und Achmed machten gute Geschäfte. Mehr als ein Jahr hatten sie sich bereits bei Ngilla aufgehalten. Nun rüsteten sie sich zur Abreise; es ging zurück in das Haussaland, und der junge Toni freute sich beinahe auf die Reise; denn er hatte die Hoffnung, jemals wieder frei zu werden, aufgegeben, und in der Heimat Osmans, in der Hauptstadt Kano, sollte er Wunder zu sehen bekommen, eine Pracht, gegen die der ganze Hofstaat Ngillas reiner Plunder war. Ngilla war stolz auf seine Reiterei, die fünfzehn Rosse stark war. Mehr Pferde gab es im ganzen Wutelande nicht, und die Stadt Kano allein stellte sechstausend Reiter ins Feld. Was für ein Wunderland mußte dieses Haussa sein!

Vor der Abreise Osmans sollte sich jedoch noch etwas Großes, Unerhörtes ereignen. Eines Tages kamen Boten aus dem westlichen Nachbarlande nach Ngillastadt gerannt und brachten die Kunde, daß eine große Karawane, die von einem Ntangani Bita, von einem ‚weißen Krieger‘ geführt wurde, das Land der Wute aufzusuchen beabsichtige.

Die Kunde von dem Vorhandensein weißer Menschen war in jene Gebiete schon seit geraumer Zeit gedrungen und zwar auf zwei Wegen. Einerseits wurde sie von den Haussahändlern gebracht, die am Niger und Benuë

längst die Europäer kennen gelernt hatten; andererseits pflanzte sie sich von der Westküste her von Stamm zu Stamm in das Innere des Landes fort. Es gab aber in dem ganzen Wutelande nicht einen einzigen Menschen, der jemals ein weißes Gesicht geschaut hätte. Die Aufregung, welche die Nachricht von dem Herannahen eines Ntangani Bita am Hofe und in dem Volke der Wute erregte, war darum eine außerordentliche.

Der Eindruck, den das erste Erscheinen weißer Männer auf farbige Menschen verursacht, ist je nach dem Bildungsgrad und den Überlieferungen der Völkerstämme sehr verschieden. Als die Spanier in Mexiko einrückten, hielt man sie für Nachkommen des guten Gottes Quetzalcoatl, der über den Künsten des Friedens waltete, der vor Jahrhunderten Mexiko verlassen hatte und laut einer Prophezeiung vom Atlantischen Ozean her in das Land der Azteken heimkehren sollte. In Peru wurden die Spanier für Kinder des Sonnengottes gehalten und dementsprechend anfangs mit Furcht und Scheu empfangen. Im dunkeln Weltteile kommen unter verschiedenen Negerstämmen ähnliche Anschauungen zum Vorscheine. Da die neugeborenen Neger von heller Hautfarbe sind und erst in den ersten Tagen ihres irdischen Daseins nachdunkeln, so bildete sich vielfach der Aberglaube, daß Menschen, die von den Toten wiederauferstehen, von weißer Hautfarbe sein müßten. So wurde eine Anzahl europäischer Reisender, unter anderem auch einmal unser berühmter Afrikaforscher Hermann v. Wißmann, von den Negern im Innern Afrikas als wiederauferstandene große Häuptlinge der betreffenden Stämme begrüßt und dementsprechend mit Ehren aufgenommen. In der Regel aber kommt eine andere Anschauung zur Geltung.

Die weißen Menschen pflegen den Teufel in schwarzer Gestalt sich vorzustellen. Die farbigen Neger glauben an eine Menge von bösen Geistern, welche in Bergen und Flüssen, Bäumen und Tieren leben und auch in den Menschen fahren können. Diese Dämonen können natürlich nicht schwarz wie die guten Menschen aussehen, der Neger malt sich seine Teufel weiß an die Wand. Darum glaubt er auch, daß der weiße Mann, der plötzlich leibhaftig vor ihm erscheint, eine Art böser Geister oder mindestens einer sei, der mit dem Teufel im Bunde stehe. Da nun der Europäer dem Neger stets überlegen und außerdem mit verschiedenen Erzeugnissen der Zivilisation ausgestattet ist, die, wenn sie auch noch so harmlos sein mögen, dem dunkelfarbigen Naturkinde als ein Zauber erscheinen, so wird diese Anschauung anfangs durch die wahrgenommenen Tatsachen bestätigt, und der Weiße gilt dem Neger so lange als ein mächtiger Hexenmeister, bis ein längeres Zusammenleben die beiden menschlich einander näher rückt.

Auch im Wutelande huldigte man dieser Anschauung; man verabscheute die weiße Hautfarbe, und dieser angeborene Abscheu wurde noch durch die schwarzen Händler redlich genährt. Diese Kaufleute beuteten die im Inneren wohnenden Stämme aus, indem sie ihnen für ihre Waren möglichst niedrige Preise zahlten. Es war ihnen klar, daß dieses Ausbeutungssystem aufhören mußte, sobald die Weißen im Innern Afrikas erschienen. Außerdem aber befaßten sich die schwarzen Kaufleute samt und sonders mit dem Sklavenhandel, während die weißen Männer als geschworene Feinde dieser abscheulichen Jagd auf den schwarzen Menschen bekannt waren. Die eingeborenen

Händler suchten und suchen darum, die Europäer und die im Innern wohnenden Stämme miteinander zu verhetzen.

Von diesen Gesichtspunkten aus wurde auch im Rate Ngillas die bevorstehende Ankunft des weißen Kriegers erwogen. Man wollte vor ihm auf der Hut sein und beschloß, das ganze Heer, das gegen 2000 Mann stark sein durfte, aufzubieten. Diese Macht war für die innerafrikanischen Verhältnisse nicht unbedeutend, um so mehr als Ngilla über 200 Feuersteingewehre verfügte, die in der Hand des Negers dem Europäer viel gefährlicher sind als die modernen Gewehre. Der schwarze Krieger braucht nur Pulver zu besitzen, um mit der alten Steinschloßflinte kampffähig auf dem Platze zu erscheinen. Er ladet sie alsdann mit einer Handvoll Eisenstücken, lauert der Karawane im Hinterhalte, sei es im Urwalde, sei es in dem hohen Grase der Savanne versteckt, auf und feuert aus unmittelbarer Nähe. Die Eisenstücke, die sich beim Schusse zerstreuen, verfehlen alsdann selten ihr Ziel, während der Neger mit einem Remington- oder Mausergewehre nicht gut umzugehen versteht.

Toni zählte auch zu den Menschen, welche den weißen Mann für einen Teufel hielten, und er fürchtete die Annäherung des bösen Geistes sehr.

Prinzessin Mku fuhr aus ihrem Stumpfsinne auf, als sie die Worte Ntangani Bita hörte. Ein Krieger kam in das Wuteland, und der Krieger war groß, gefürchtet, da man zu seinem Empfange das ganze Heer aufbieten mußte. Dieser Ntangani Bita war vielleicht stärker als Nandufu!

Nun sie sollte den rätselhaften Ritter, der schon an den Grenzen des Wutelandes stand, bald sehen. Er hatte

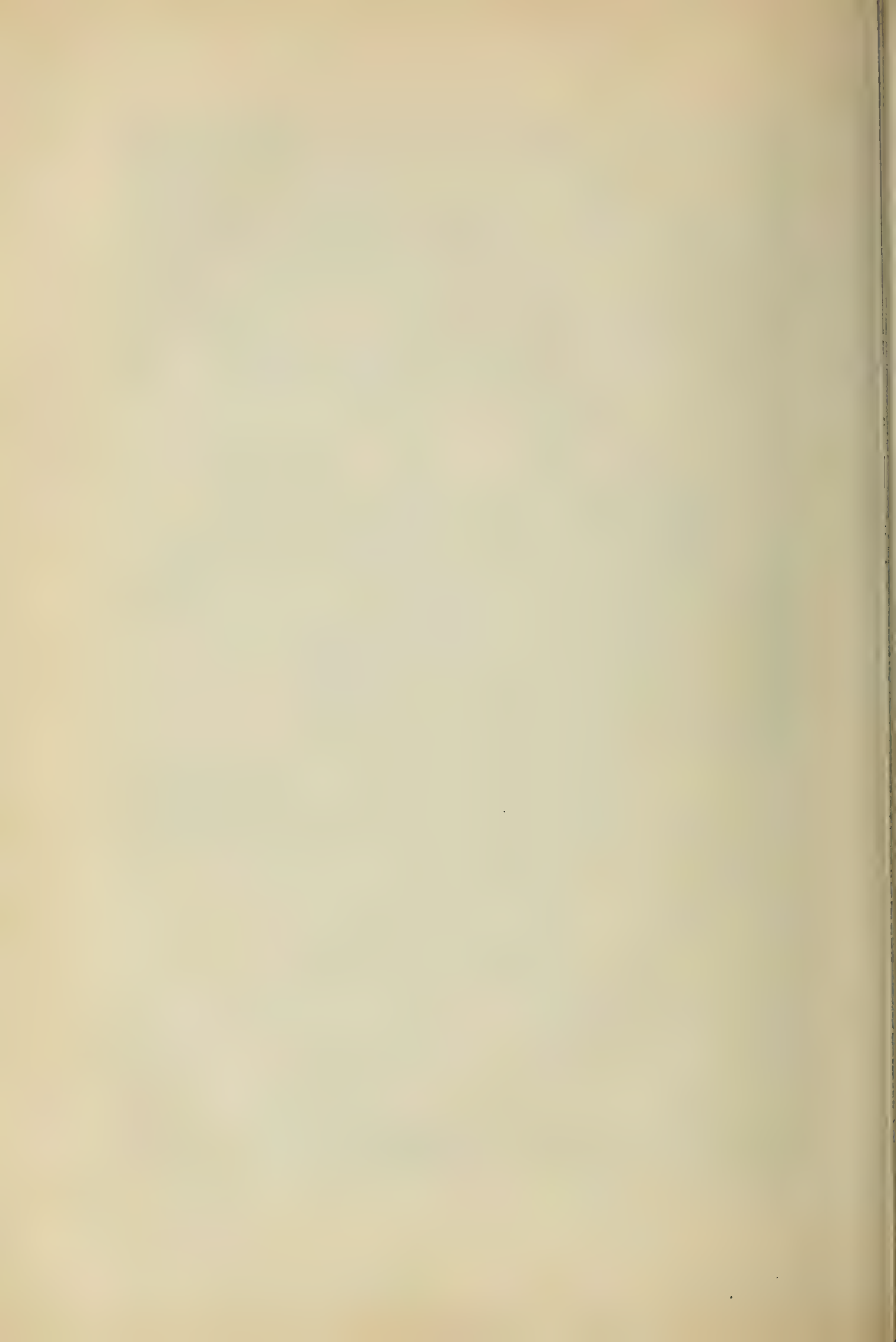
Boten an Ngilla gesandt und durch diese versichern lassen, daß er in friedlichen Absichten dem Wutelande nahe und mit Ngilla Freundschaft zu schließen gedenke. Nanduku und das ganze Heer atmeten auf. Sie waren froh, daß sie mit dem weißen Manne nicht zu kämpfen brauchten, aber vorsichtshalber wurden am Tage, da die Karawane des Ntangani Bita der Ngillastadt sich näherte, sämtliche Hügel mit Kriegern besetzt.

Ntangani Bita kam und hielt seinen Einzug in die Stadt. Auf dem großen Platze vor dem Sultanspalaste, wo der Empfang des seltenen Fremdlings stattfinden sollte, hatte sich eine Menge neugieriger Menschen angesammelt, auch Toni war unter ihr. Ngilla saß auf seinem Bänkchen vor der luftigen Empfangshalle, zur Feier des Tages wurde über dem Thronsessel noch ein Thronhimmel aus Stroh errichtet. Rings um ihn standen Reihen bewaffneter Krieger. Sonderbarer Paukenschlag und eigenartiges Trompetengeschmetter tönten bereits durch die Stadt, und endlich tauchte zwischen den Bäumen in einer der Ecken des Platzes die Spitze der fremden Kolonne auf.

Zuvorderst marschierten ein Tambour und ein Hornist, die einen wahren Höllenlärm erzeugten. Diese beiden Neger von der Westküste trugen blaue Soldatenmützen, blaue Hemden und lange, pumphosenartige Hüfttücher, die bis über die Knie reichten. So schön angeputzte Soldaten hatte Toni noch niemals gesehen, und er öffnete den Mund vor Staunen. Auch die Trompete erschien ihm äußerst kostbar; denn das Messing hatte hier mindestens den Wert, den bei uns in Deutschland das Silber besitzt. Dann aber folgte eine neue, wunderbare Erscheinung, ein hochgewachsener Mann von der Togoküste, in derselben



Der Einzug des weißen Kriegers. (S. 54.)



Uniform wie die Musikanten, er trug an einer langen Bambusstange eine aufgerollte schwarz-weiß-rote Fahne — das waren also die Kriegsfarben des Ntangani Bita.

Hinter dem Fahnenträger kam endlich der Weiße selbst. Wie stolz er einherschritt! Ein weißer Tropenhelm, dessen Schleier auf den Nacken herabfiel, schmückte sein Haupt; er trug eine kurze, hellgelbe Jacke mit glänzenden Knöpfen,' enganliegende Hose. Er ging nicht barfuß, sondern trug dunkelbraune Stiefel, deren Schäfte bis an die Knie reichten. Ein hellblonder Bart umrahmte sein Gesicht, und die blauen Augen glitten musternd über die Volksmenge, es war in der Tat etwas Geisterhaftes in diesem Gesichte und diesem Blicke. Aber dieser große Zauberer hatte eine gar winzige Waffe umgehangen, einen kurzen Karabiner, der sich mit den langen Steinschloßgewehren Ngillas nicht messen konnte.

Dem Weißen folgten Träger mit schweren Warenballen auf den Köpfen, und den Schluß des Zuges bildeten Soldaten in derselben Uniform wie der Fahnenträger und gleichfalls mit kurzen Gewehren ausgerüstet. Die Wute, bei denen nur die Allervornehmsten Kleider trugen, während die große Masse des Volkes sich mit einem dürftigen Hüfttuche begnügte, konnten sich an dieser Pracht der Karawane des Ntangani Bita nicht genug satt schauen. Wie reich erschien ihnen der fremde Mann! Er war sicher reicher als Ngilla, ihr Herr, und die Haussahändler zusammen.

Dreißig Schritt vor der Empfangshalle machte die Karawane Halt, und Ntangani Bita schritt auf den Sultan zu, um ihn zu begrüßen.

Da sprang ihm Nanduku entgegen und sprach:

„Ntangani Bita, es ist Sitte im Lande der Wute,

daß Fremde, die den Sultan besuchen, bevor sie ihn anreden, sich zum Zeichen der Ehrerbietung auf die Erde setzen!“

Ntangani Bita lächelte.

„Im Staub wälzen sich Diener vor ihren Herren. Ntangani Bita ist ein großer Häuptling; er kommt als Freund zu Ngilla und wird ihn begrüßen, wie es im Lande der Weißen unter Freunden Brauch uud Sitte ist!“

Und der Weiße schritt weiter, trat vor Ngilla und reichte ihm die Hand.

Ein Ruf des Staunens ging durch die versammelte Volksmenge. So hatte noch kein Mensch den mächtigen Ngilla begrüßt! Aber siehe da! Die Macht des weißen Kriegers war unwiderstehlich. Ngilla erhob sich und legte seine Hand in die ihm entgegengestreckte Rechte Ntangani Bitas; dann setzte sich der Sultan nieder und bedeutete den Fremden, er möge sich vor ihm auf die Erde niederlassen. Aber da ereignete sich noch Wunderbareres, aus der Karawanengruppe sprang ein schwarzer Diener des Weißen hervor und brachte ein kleines Gerüste herbei; er klappte es auseinander, und vor dem Bänkchen Ngillas stand ein Klappstuhl, auf den sich Ntangani Bita niederließ. Jetzt schienen die Rollen gewechselt. Der Fremde saß auf einem wahrhaftigen Throne, und Ngilla kauerte vor ihm auf einem niedrigen Bänkchen. Die Menge war aber mit diesem Rollenwechsel nicht zufrieden; denn Ntangani Bita kehrte ihr jetzt den Rücken zu, und so konnte sie nicht in das geisterhafte Gesicht des Weißen schauen. Aber diese Stellung, die der Fremde jetzt einnahm, kam einem Paar sehr neugieriger Augen zu statten.

An diesem ersten Empfange nahmen die weiblichen Mit-

glieder der königlichen Familie nicht teil. Wenn sie aber auch zu beiden Seiten Ngillas im Halbkreise nicht sitzen durften, so gaben sie sich selbst die Erlaubnis, zuzuschauen. In die Wände der Strohhütten und in die Zäune wurden Löcher gebohrt, und hinter diesen Schießscharten stellten sich die schwarzen Schönen auf. Selbstverständlich stand auch Prinzessin Mku auf einem derartigen Posten.

Die Karawane machte auf sie den großartigsten Eindruck; eine derartige Pracht hatte sie noch niemals geschaut. Auch die Fahne gefiel ihr, und die Zusammenstellung der Farben gab ihr viel zu denken. Schwarz-weiß-rot! Schwarzrot war ja die Prinzessin selber, und der Krieger war weiß! Das kam ihr wie ein Zeichen vor. Aber wie sah er selber aus?

Jetzt, wo er ruhig dasaß und mit Ngilla Freundschaftsbezeugungen wechselte, konnte sie ihn genau beobachten. Er kam ihr nicht so abstoßend gespensterhaft vor; sie sah ja nur ein weißes Gesicht und weiße Hände. Und warum verdeckte er den Körper mit Kleidern? Vielleicht war er nicht über und über weiß? Vielleicht hatte er einen schwarzen Rücken, eine schwarze Brust oder schwarze Beine, oder er war ganz und gar schwarz und hatte nur Gesicht und Hände weiß bemalt, der Schlaue!

Ob er ein großer Krieger war? Nach den kleinen Gewehren, die man im Wutelande schon spöttisch „Kindergewehre“ nannte, zu urteilen, mußte er im Gefechte kein gefährlicher Gegner sein. So etwas hatte ja gestern Feldmarschall Nanduku gesagt.

Die Unterredung dauerte nicht lange; Ntangani Bita erhob sich und zog mit seiner Karawane in die ihm angewiesenen Quartiere ab, die am Ende des Dorfes in

der Nähe der Farm der Haussahändler lagen. So kam es, daß der junge Toni Gelegenheit hatte, den weißen Mann und seine Begleiter aus der Nähe kennen zu lernen, da die Soldaten und Träger Ntangani Bitas öfter in der Farm vorsprachen, um Lebensmittel einzukaufen. Die Frau Osmans, die wegen ihres schönen, mehr schlichten als krausen Haares Gaschi, d. h. die Schönhaarige, genannt wurde, machte dabei ausgezeichnete Geschäfte, indem sie Pfannkuchen buk, welche die Soldaten Ntangani Bitas mit dem größten Appetit verzehrten.

Auch die Herren machten sich Höflichkeitsbesuche, und da Toni dabei als Leibdiener Osman zu begleiten pflegte, so konnte er auch dem Weißen aus der Nähe ins Gesicht schauen. Er gewöhnte sich nach und nach an die weiße Farbe, so daß sie für ihn nichts Abstoßendes hatte. Ja, er fühlte sich zu dem fremdartigen Menschen hingezogen, da er so gut gegen alle war, die ihm begegneten. Er, der mit dem mächtigen Ngilla so stolz verkehrte und dem Sultan den hohen Häuptlingsrang des Weißen fühlen ließ, fand für den armen Tonisklaven gute, freundliche Worte!

Eines Tages, als Toni Ntangani Bita von Osman frische Stengel Zuckerrohres brachte, damit dieser seinen Tee versüßen konnte, ließ sich der weiße Krieger mit dem Sklavenburschen in eine längere Unterhaltung ein. Wie freundlich dieser Fremde war! Wonach bis jetzt niemand in Ngillastadt Toni gefragt hatte, das wollte der Fremde wissen. Er fragte, woher Toni gekommen sei, ließ sich soviel von seinen Genossen, ihrer Lebensweise, von dem großen Strome und den Wasserfällen erzählen. Ja, er fragte sogar nach den näheren Umständen, wie

Toni in die Sklaverei geraten war, und als Toni erzählt hatte und ihm Tränen in den Augen standen, da erklärte Ntangani Bita:

„Im Lande der Weißen gibt es keine Sklaven. Jeder Mensch ist dort frei. Nur wer ein Unrecht begeht, wer da stiehlt, betrügt oder mordet, verliert seine Freiheit. Und glaube nur, mein Junge, auch hier im Lande der Schwarzen wird die Sklaverei aufhören. Schau' hinauf zu der schwarz-weiß-roten Flagge, die am Maste über meinem Lager weht. Auf dem Boden, den sie beschützt, darf niemand zum Sklaven gemacht werden, darf kein Mensch als Sklave verkauft werden, und wer da wagt gegen dieses Verbot zu handeln, der wird bestraft. Du lebst hier hinter dem großen, großen Walde, aber auf der anderen Seite dieser Wildnis da weht die schwarz-weiß-rote Flagge, und die Menschen leben dort frei und glücklich!" Ntangani Bita wollte noch weiter sprechen, aber er brach ab, er schaute sinnend auf den Burschen, dann entließ er ihn.

Sonderbare Worte! Wie lange tönten sie in den Ohren Tonis nach! Es sollte ein Land auf der Welt geben, in dem keine Sklaven geraubt werden durften! Wie herrlich mußte jenes Land sein, das von der schwarz-weiß-roten Flagge beschützt wurde! Er wollte den Worten des weißen Mannes kaum glauben, und er fragte später die Soldaten Ntangani Bitas aus.

„Es ist so," erwiderten sie, „der Weiße macht keine Sklaven und kauft auch keine. Er hat auch einen anderen Glauben als die Haussa, er ist kein Türke; bei ihm gilt der Grundsatz, daß die Menschen einander lieben sollen, da alle Menschen Brüder, Kinder eines Gottes sind."

„Und tun das auch die Weißen?" fragte Toni.

Da trat einer der Soldaten vor und sagte: „Das tun die Schwarzen an der Küste, die den Glauben der Weißen angenommen haben. Ich bin ein Christ. Ich liebe meinen Herrn; ich bin bereit, für ihn mein Blut zu vergießen, und ich weiß, daß er sein Leben opfern würde, um mich aus der Gefahr zu erretten."

Die Soldaten gingen, und Toni stand erstaunt da. Das waren andere Menschen! Er konnte sie nicht begreifen.

Es kam aber auch ein Tag, an welchem der Spott über die „Kindergewehre" Ntangani Bitas im Wutelande verstummen sollte. Auf dem großen Platze vor dem königlichen Strohpalaste hatte sich eine zahlreiche Menschenmenge versammelt. Ein noch nie dagewesenes Schauspiel stand bevor. Der weiße Krieger sollte seine Soldaten dem Sultan vorführen und ihm dabei die Wirkung seiner Gewehre zeigen. An dieser Vorstellung nahmen auch die weiblichen Mitglieder der königlichen Familie teil, und sie erschienen vollzählig, frisch angemalt, in der schönsten schwarz-roten Gala. Mku saß in der größten Spannung da; es mußte sich nun zeigen, ob Ntangani Bita wirklich ein großer Krieger war.

Markerschütternde Töne, welche ein Negersoldat einem alten deutschen Infanterie-Signalhorn entlockte, verkündeten dem versammelten Hofe, daß Ntangani Bita von seinem Lager zur Parade ausgerückt war. Bald darauf erschien die etwa hundert Mann starke Abteilung auf dem Festplatze. Sie war noch stattlicher ausgerüstet als am Tage des Einzugs; die Soldaten trugen neue „Uniformen" und die „Hauptleute" oder Unteroffiziere rote Schärpen über den blauen Wollhemden. Die Vorstellung begann damit,

daß Ntangani Bita die Wirkung der Mausergewehre dem Sultan zeigte. Zu diesem Zwecke wurde ein Büffelschild an die Lehmwand eines Hauses in etwa 100 m Entfernung aufgestellt. Das ist für die Afrikaner, die mit alten Steinschloßgewehren schießen, schon eine sehr große Entfernung. Auf diesen Schild gab nun Ntangani Bita aus seinem Karabiner zehn Schüsse ab. Das Staunen über das rasche Aufeinanderfolgen der Schüsse war ungemein, wollte aber kein Ende nehmen, als der Schild zu Ngilla gebracht wurde und man bemerkte, daß die Büffelhaut von sämtlichen Kugeln durchbohrt war und zehn Löcher aufwies!

Das Ansehen der Kindergewehre war plötzlich gestiegen; denn auf eine soweite Entfernung schützte der Schild gegen die Eisengeschosse der Steinschloßflinten. Nun aber brannte Ngilla vor Neugierde, die ganze Truppe in Tätigkeit zu sehen. Bevor dies geschah, trat eine peinliche Szene ein. Da man auf Expeditionen im Hinterwalde von Kamerun keine blinden Patronen mit sich führt, so forderte der weiße Krieger Ngilla auf, daß diejenige Seite des Dorfes, nach welcher geschossen werden sollte, von den Einwohnern geräumt würde.

Der Gewaltige fuhr aber, über diese Verzögerung ungehalten, auf: „Was hast du denn für Schaden, wenn einer von meinen Leuten erschossen wird?“

„Es sind Menschen wie du und ich,“ erwiderte Ntangani Bita und gab kein Zeichen zum Beginne des Kriegsspiels.

„Fange an!“ rief Ngilla nach einer Pause.

„Laß das Dorf räumen!“ erwiderte ruhig der Weiße.

„Du willst nicht?“ schrie der Sultan.

„Nicht eher, bis das Dorf geräumt ist!" entgegnete Ntangani Bita und trat zu seinen Soldaten zurück.

Ngilla saß einige Minuten still da, die Augen auf den Boden gesenkt; er schien mit sich zu kämpfen, ob er dem weißen Manne nachgeben oder seinen Willen durchsetzen solle. Endlich entschied er sich fürs erstere. Er stieß einige Worte hervor, seine Boten eilten ins Dorf, und als sie wiederkehrten, konnte die Vorstellung beginnen.

Ntangani Bita stellte nun die Hälfte seiner Leute in einer Linie auf, während er die andere Hälfte in den angrenzenden Hütten als Reserve verbarg. Dann gab er das Kommando „Niederknien!" und auf sein Pfeifensignal begann das Schnellfeuer gegen einige neu aufgestellte Schilde.

Die Schnelligkeit des Schießens übertraf alle Erwartungen der Wuteleute, und sie gerieten in eine solche Erregung und huben ein derartiges Geheul an, daß durch diesen Höllenlärm das Geknatter des Feuers beinahe überschallt wurde.

Da ertönte wieder ein Pfeifensignal Ntangani Bitas; eine Feuerpause trat ein. Es wurde ein Sprung vorwärts gemacht, dann die Feuerlinie durch die Reserve verstärkt, und zuletzt erfolgte der Sturm mit Hurra!

Der Erfolg war unbeschreiblich, die Aufregung wollte kein Ende nehmen, die Wute schrien: „Noch einmal! Noch einmal!" Aber Ntangani Bita wollte keine Patronen verschwenden, er rückte mit seiner Truppe in das Lager ab.

Rings um Ngilla bildete sich ein Kreis angesehener Räte, die in lauter Weise ihr Urteil abgaben. Unter ihnen sah man auch einige neugierige rote Frauengestalten. Mku fehlte selbstverständlich nicht.

„Das Schwert des Königs soll sprechen!“ hörte man von allen Seiten, und als eine Ruhepause eintrat, erhob sich Nanduku und erklärte:

„Jedes der Kindergewehre ist soviel wert wie zehn unsrer Feuergewehre, jeder dieser Krieger bedeutet soviel wie hundert unsrer Krieger, und Ntangani Bita ist selbst so stark wie eintausend seiner Krieger — er ist der Feldmarschall der Welt!“

Laute Beifallsrufe folgten diesen Worten, aber Ngilla runzelte die Stirn, erhob seine Hand und rief:

„Auf die Erde!“

Im Nu lag die Hofgesellschaft auf dem Erdboden und verhielt sich mäuschenstill, Ngilla aber sprach gemessen: „Er ist mein Freund und mir gleich. Das soll die Welt wissen, und das soll sie sagen. An meiner Seite kann Ntangani Bita die ganze Welt erobern.“

Er sprach's, erhob sich und ging. —

Wenige Minuten darauf stand Mku in ihrem Schlafgemache vor der Kürbisschale, die noch immer in rattensicherer Schwebe hing. Sie entnahm ihr das Amulett und hing es um den Hals. Dann setzte sie sich vor die Tür ihrer Strohhütte und blickte gespannt auf die Pforte der Umzäunung des königlichen Hofes. Durch diese Pforte gingen viele Leute, Männlein und Weiblein, aus und ein, aber er, Ntangani Bita, kam nicht, dagegen erfuhr Mku am nächsten Morgen, daß die Fremden ihre Lasten einpackten und sich anschickten, Ngillastadt zu verlassen. Unglaublich, aber leider wahr! Ngilla hatte den weißen Krieger sehr gebeten, er möge doch länger bei ihm bleiben, aber dieser ließ sich nicht halten. Allerdings hatte er dem Sultan versprochen, wiederzukommen und weiße Kaufleute

mitzubringen, die von dem Häuptlinge für schöne Waren Elfenbein kaufen würden. Das war ein Trost für Ngilla, aber was nützten Mku diese Versprechen auf spätere Zeiten. Der weiße Krieger ließ sich nicht halten; er war zu Fuß gekommen, jetzt ritt er von dannen auf einem flinken Rosse, das ihm Ngilla gegen angemessene Geschenke verehrt hatte.

Mku stand am Ausgange des Dorfes und blickte, ihr Amulett auf der Brust, dem im hohen Grase verschwindenden Reiter nach, aber das Amulett zog nicht; der Reiter entfernte sich mehr und mehr und verschwand endlich völlig in nebelweiter Ferne. Erzürnt und beschämt kehrte Mku in das Dorf zurück. Da begegnete sie der Karawane Osmans, die in einer anderen Richtung fortzog; sie stürzte auf den Haussamann zu und rief:

„Du, dein Amulett taugt nichts! Nimm es zurück und gib mir meinen Toniſklaven wieder!“

„O!“ erwiderte der Händler. „Verspielt ist verspielt, Prinzessin Mku! Toni geht mit mir zu den Königen von Haussa. Aber wie kannst du denn sagen, daß mein Amulett nichts tauge? Ich habe noch keinen großen Krieger in die Ngillastadt kommen sehen!“

„Ntangani Bita!“ rief Mku. „Und er ist fort!“

„Prinzessin!“ rief der Haussamann lachend. „Wer hat dir gesagt, daß das Amulett dir Macht über weiße Krieger verleihen soll? Das ist ein Amulett für schwarze Fräulein, probiere es an einem schwarzen Krieger aus, und du wirst sehen, daß es helfen wird. Auf Wiedersehen, Prinzessin!“

Er ging weiter, und Toni folgte ihm und nickte ihr lächelnd zum Abschiede zu.

Mku stand wieder beschämt und erzürnt da. Sicher hatte der Haussamann sie betrogen, und sie hatte sich noch von ihm verspotten lassen. Er nahm den flinken, artigen Toni fort, und sie behielt das wertlose Amulett, das sie vom Halse riß und beiseite warf.

Auch die Haussakarawane entschwand ihren Blicken. Die Sonne brannte heiß auf die öde Savanne nieder; man hörte nur das Zirpen der Graspferdchen in weiter Runde, selbst die Haushähne schwiegen um diese Stunde. Fort waren die Fremden aus der weiten, glänzenden Welt. Die Hinterwäldler waren wieder allein, um zu leben, wie ihre Vorväter gelebt hatten. Und Prinzessin Mku sollte in dieser Stille schlafen und schlafen, bis ein Ritter oder Prinz erscheinen würde.





III.

Könige über Könige.

Zu den Königen von Haussa wollte Osman ben Fodio den jungen Tonisklaven führen! Aber der Weg war weit.

„Der erste König, den wir besuchen werden,“ sprach Osman, „ist der Herr von Tibati. Ngilla ist sein Lehnsmann und bedeutet ihm gegenüber ebensoviel, wie euer Tonihäuptling dem Sultan der Wute!“

Toni war gespannt, diesen König zu sehen. Aber jetzt zogen sie noch durch die öde, hügelige Savanne; sie hatten die Grenzen des Wutelandes überschritten. Der Boden war derselbe, immer die rote, eisenhaltige Erde, die aus vermodertem Gesteine sich gebildet hatte, die ziegelähnlich aussieht und darum in der Wissenschaft den lateinischen Namen Laterit führt.

Aber aus diesem zerbröckelten, zu Erde gewordenen Material ragten Felsen aus festerem Gesteine empor, das dem Zahne der Zeit stand zu halten wußte. Ganz eigenartig nahmen sie sich in der grasbedeckten Savanne aus, wie Würfel, runde, mächtige Kuppeln oder gewaltige Pyramiden standen sie da. Am Nachmittage eines Tages erblickte Toni in der Ferne einen solchen Koloß, der einen Berg für sich ausmachte und die Gestalt eines Sattels hatte.

„Dort oben werden wir schlafen!" sagte Osman zu ihm.

Toni blickte verwundert zu seinem Herrn auf. Wozu sollten sie auf den Berg klettern? Konnten sie nicht ihre Zelte in der Ebene aufschlagen? Als sie aber näher gekommen waren, da entdeckte sein scharfes Auge, daß auf dem Sattel des Berges ein großes Dorf sich erhob.

„Diese Leute wohnen sicher!" rief er. „Die könnte man nicht so leicht wie unser Fischerdorf überrumpeln!"

„Ja, eine Burg ist dieses Dorf!" entgegnete Osman. „Es kostet schon Mühe, in Frieden zu ihm hinaufzusteigen. Wer es stürmen wollte, der wäre ein Narr! Aber du wirst noch andere Dinge sehen!"

Sie zogen in den nächsten Tagen wieder durch das Steppenland. Plötzlich tauchten vor ihnen bebaute Felder

auf; sie sahen Hirse und Mais, und diese Felder waren groß und in gutem Stande gehalten. Aber wo waren die Menschen, die sie bestellt hatten, wo waren die Wohnhäuser, die doch unbedingt zu einer Farm gehören? Toni spähte nach ihnen vergebens nach allen vier Himmelsrichtungen aus.

„Das Dorf liegt vor dir!" sprach lächelnd Osman.

„Wo?" fragte Toni. „Ich sehe nichts!"

„Dort gerade aus!" rief Osman und wies mit der Hand nach Norden.

„Ich sehe nur einen Felsen," erwiderte Toni, „aber auf seinem Rücken steht kein Dorf."

„Liegt es nicht auf dem Felsen, so liegt es im Felsen," erwiderte der Haussamann. „Du wirst es bald sehen."

Nach kurzer Zeit kamen sie an den Felsen, und der des Weges kundige Osman zeigte auf einen Spalt in dem Gesteine hin. Auch Toni sah jetzt Balken und Planken. Diese bildeten ein Tor, das sich auf gegebene Zeichen öffnete. Die beiden Wanderer zogen in den Felsen ein, der eine Art Kessel bildete, auf dessen Grunde ein wohlhabendes Dorf stand. Diese Leute wußten sich zu schützen; in der anscheinend kahlen Steppe bot ihnen die Natur Burgen und Festungen.

An einem anderen Tage zogen sie wieder durch das Steppenland; es war flach, eine Hochebene; die Luft wehte hier bereits kühler als unten in der Heimat Tonis und bei Ngilla. Der Boden war auch trockener, und dornige Bäume und Sträucher schlossen sich stellenweise zu einem Busche zusammen. Wieder zog die Karawane durch fleißig bestellte Felder, aber nach einem Dorfe sah sich Toni ver=

gebens um. Das war noch schwieriger zu finden; denn kein Felsen erhob sich, soweit das Auge blicken konnte. Osman aber lenkte seine Schritte gegen eine Buschwaldung, die sich abseits erhob. Das war ein echter Dornbusch, überall starrten einem spitze Dornen und Stacheln entgegen, aber auch hier fand sich ein Eingang. Auf allen Vieren mußte man durch eine Öffnung in das Dickicht kriechen, dann kam man auf einen viel gewundenen Pfad und betrat schließlich eine Lichtung, auf der sich ein großes, wohlhabendes Dorf befand.

Die Leute versteckten sich hier, so gut sie konnten, suchten Schutz hinter Felsen und Dornen; denn hier wütete ewig der Krieg, blühte ewig die Jagd auf den schwarzen Menschen.

„Das sind Grenzgebiete der Haussastaaten," belehrte Osman seinen Sklaven. „Wenn wir erst das eigentliche Adamaua, Tibati, erreichen, dann wird es besser werden."

Bald erreichte die Karawane die Grenze von Tibati. Auf einer Anhöhe erblickte Toni ein großes, mit Wall und Graben umfaßtes Dorf. Es machte einen bei weitem ansehnlicheren Eindruck als Ngillas Residenz.

„Dort wohnt der König von Tibati!" rief der Hinterwäldler.

„Was du sagst!" scherzte Osman. „Das ist nur eine Festung an der Grenze Tibatis, und der darin wohnt, ist nur ein Krieger Amalamus, des wahren Herrn von Tibati."

Dieser Krieger ritt jetzt der Karawane entgegen. Wie prächtig war er gekleidet, beinahe so prächtig wie Ntangani Bita damals auf der berühmten Parade! Und wie schön war das Pferd angeputzt! Mit Hunderten von Schellen war es behangen. Wie das klang und klirrte, als der

Reiter im Galopp heransprengte, um den ihm bekannten Händler zu begrüßen. Wenn der Krieger schon so prächtig war, wie mußte da erst der König von Tibati aussehen.

Yoko hieß das Dorf hinter Wall und Graben, die Grenzfeste Tibatis, und in Yoko mußte Osmans Karawane nahezu zwei Wochen bleiben; denn der Krieger sandte, wie es Brauch und Sitte in Adamaua ist, Boten an den König mit der Meldung, daß ein fremder Kaufmann das Land Tibati betreten habe, und mit der Anfrage, ob der König ihm erlaube, durch sein Gebiet zu reisen.

Der Sultan Amalamu gab die Erlaubnis, und so zog Osman weiter, und sein Weg führte ihn in das Kriegslager von Tibati, in welchem Amalamu sich gerade aufhielt.

Das Land war jetzt dichter bevölkert; man sah häufiger Dörfer; die Einwohner fühlten sich sicherer im Schutze des Amalamu; das Land wurde auch bergiger, und in den Schluchten der Berge, wo es grüne Triften gab, begegnete Toni eigenartigen Menschen. Das waren keine Neger. Sie hatten eine auffällig helle Hautfarbe und ein beinahe schlichtes Haar, ihre Gesichtszüge waren fein geschnitten. Solche Züge hatte auch Ngilla, nur waren sie bei dem Sultan gröber als bei diesen Leuten hier. Diese wunderbaren Menschen schienen gar keinen Ackerbau zu treiben. Sie gaben sich mit Büffeln ab, die gezähmt waren und ihnen folgten. Ganze Herden zahmer Büffel sah hier der staunende Toni.

„Sind das weiße Menschen, Brüder des Ntangani Bita?“ fragte er Osman.

„Nein,“ erwiderte dieser. „Das sind Fulbe, die Rinderzucht treiben und von Ort zu Ort ziehen, wo sie

gerade für ihre Herden gute Weiden finden. Ruhelose Leute sind das, Nomaden. Du wirst später mehr von ihnen hören!"

Bald darauf zog die Karawane in das Sanserni, d. h. das Kriegslager, ein. Es war nach Art der übrigen Dörfer aus runden Strohhütten gebaut, die mit Zäunen umgeben waren; nur lagen die einzelnen Gehöfte viel dichter aneinander, da Gärten und Viehställe in dem Kriegslager fehlten.

Es herrschte hier ein buntes Leben, ein Drängen und Hasten, und was Toni am meisten auffiel, das war die ungeheure Menge von Reitern, die nach Hunderten zählte. Nackte Menschen sah man hier gar nicht mehr, selbst Sklaven trugen hemdartige Toben, deren Stoffe im Lande aus Baumwolle gefertigt und viel besser und dauerhafter als die amerikanischen Zeuge waren, welche zu den Waldvölkern des Westens von der Küste her gelangten.

Schon am nächsten Tage sollte Toni der Zeuge einer Reiterübung sein. Dreihundert Reiter auf einmal, was für ein wunderbarer Anblick! Und wie schön waren sie gekleidet, sie trugen weiße, rote oder blaue bis an die Knie reichende Gewänder, einen Fes oder Turban auf dem Kopfe und an den nackten Füßen Sporen, die mit Riemen über Ferse und Spann befestigt waren. Die breiten Schwerter, die langen Lanzen machten einen gewaltigen Eindruck auf den einfachen Toni, und er brannte vor Begierde, den König zu sehen, der über ein solches Heer verfügen konnte.

Da erklärte ihm Osman am anderen Tage, Amalamu habe sich bereit erklärt, den Haussahändler zu empfangen

und seine Geschenke entgegenzunehmen. Wer aus dem Hinterwalde kam, der konnte natürlich nur Elfenbein und Sklaven bringen, und Osman verehrte beides Amalamu. Toni sollte einen der Zähne tragen und so in die Lage kommen, den Sultan zu sehen.

Durch die engen Lagergassen schritt der Negerbursche im Gefolge seines Herrn zu der Anhöhe, auf der sich die große Empfangshalle des Sultans befand. Vor ihr lagerten wohl an fünfzig Häuptlinge, von denen ein jeder mindestens ebenso mächtig wie Ngilla war, mit ihrem Gefolge, um dem Sultan bei dessen Erscheinen den Morgengruß: ‚Allah sabebani!‘ d. h. ‚Der Herr schütze dich!‘ entgegenzubringen. Am Rande des Platzes scharrten und wieherten die Pferde, Troßknechte plauderten in Gruppen, und die Großen saßen, mit allerhand bunten Toben angetan, auf Steinen und Bänken umher und besprachen anscheinend die wichtigsten Neuigkeiten.

Mit pochendem Herzen betrat Toni die Halle, die rein und sauber mit weißem Sande bestreut war. An der Wand, dem Eintrittstore gegenüber saß der Mächtige in einer prachtvollen, blauseidenen Tobe. Der große, weiße Turban und der Schleier verdeckten das Gesicht, so daß man nur die blauen Augen, die Nase und einige blonde Locken des Mächtigen sehen konnte. Unwillkürlich dachte Toni in diesem Augenblicke an Ntangani Vita; aber er mußte dem Beispiele Osmans folgen, sich auf die Erde werfen und Sand auf sein Haupt streuen.

Osman entschuldigte sich, daß er nur so wenig dem mächtigen Sultan schenken könne, aber dieser war zufrieden und beschenkte den Kaufmann noch reicher mit Vieh und Lebensmitteln.

Der Empfang machte auf Toni einen tiefen Eindruck. Es geschah alles so still, so ruhig, so würdevoll. Der Lärm, der alle Festlichkeiten und Empfänge bei Ngilla zu begleiten pflegte, fehlte hier gänzlich, und Toni sah ein, daß wirklich große Männer des prunkhaften Beiwerks nicht bedürfen, um der Welt Achtung einzuflößen. Aber er wollte es durchaus nicht glauben, als Osman ihm sagte, Amalamu sei nur ein Lehnsmann eines noch Größeren, des Königs von Jola, und der König von Jola sollte wieder nur ein Untergebener des Sultans aller Sultane in Haussa, des Herrn von Sokoto, sein.

„Wohin ziehen wir jetzt?" fragte Toni seinen Herrn, als sie das Kriegslager verließen und durch die bergige Landschaft nordwärts marschierten. „Werden wir auch den König von Jola besuchen?" „Nein," erwiderte Osman, „und du brauchst dich darüber nicht zu grämen. Der König von Jola ist so groß und stolz, daß er einen einfachen Kaufmann gar nicht empfangen würde. Wir werden in meiner Vaterstadt Kano einen anderen Sultan besuchen, der zwar ein Untergebener des Sultans von Sokoto, aber reicher als jener ist!"

„Wie ist das möglich?" rief Toni.

„Das ist eine lange Geschichte, mein Sohn," sagte Osman. „Heute abend, wenn wir am Lagerfeuer sitzen, will ich sie dir erzählen!"

Unweit einer Fulbeniederlassung brannten die Lagerfeuer Osmans. In Adamaua schwelgte man in besonderen Genüssen. Hier gab es Rindfleisch im Überflusse, frische Kuhmilch und ein eigenartiges, wohlschmeckendes Fett, das Toni bis dahin nicht gekannt hatte, die Butter. Die Sterne glänzten am Himmel, als Osman die versprochene

Erzählung begann und Toni den Worten seines Herrn lauschte.

„Einige Tagemärsche nördlich von der Stätte, auf der wir lagern,“ sagte der Haussamann, „wälzt ein großer Strom seine Fluten. Es ist der Benuë, dessen Wogen von Ost nach West eilen, um einen noch mächtigeren Strom, den Niger, zu erreichen. In alten, alten Zeiten — schon zwanzigmal mochten seit jener Zeit Kinder ihre Väter begraben haben — lebten an diesen Strömen und weit gegen die große Wüste des Nordens hin unsre Vorfahren, schwarze Haussamänner. Sie waren kluge und geschickte Leute; was wir heute können, alle Künste und Gewerbe, die uns reich machen, das Schmieden des Eisens, das Bearbeiten des Leders, das Schnitzen des Elfenbeins, das Weben und Färben der kostbaren Stoffe — das hatten sie erdacht. Sie waren fleißig, und von weither kamen Fremde, um die Erzeugnisse der Haussakunst zu kaufen, und mit ihren Waren zogen die Haussahändler durch den ganzen Süden vom Niger bis zum fernen Nil. Sie waren hochgeschätzt und geachtet; denn sie wußten, daß Einigkeit stark macht, und die sieben Haussastaaten hatten einen Bund geschlossen zum ewigen Schutz und Trutz.

Über das reiche, blühende Haussa sollte jedoch unerwartet ein Ungemach einbrechen. Im fernen Westen, wo die Quellen des Niger entspringen, erschienen hellgefärbte Menschen, man nannte sie Fulbe, Fellata oder auch Fullani. Du kennst sie bereits; sie sind ja heute unsre Gastgeber. Niemand vermochte und vermag zu sagen, woher sie gekommen waren; sie waren einfach da. Anfangs lebten sie ruhig mit ihren Herden in den Schluchten der Berge,

auf Weidetriften hinter den Wäldern. Sie bauten keine Städte und zogen von Ort zu Ort, für ihre Rinder nach guten Weiden suchend. Aber sie vermehrten sich wie Sand an den Ufern der Ströme, wie Grashalme in der Steppe, wenn erfrischende Regen fallen. Zu eng wurde ihnen ihre Heimat, und sie kamen in das Haussaland, um Nahrung für ihre Herden zu finden. Man duldete sie anfangs; denn sie besuchten Einöden, die der Spaten des schwarzen Mannes noch nicht in fruchtbare Felder verwandelt hatte. Als sie aber stark geworden waren, da begannen sie nach etwas Höherem zu trachten. Sie hatten den Reichtum der Haussastädte kennen gelernt, und er erweckte in ihnen Raubbegierden.

Zu der Zeit war es, da unsre Großväter Kinder waren. Damals verehrten noch die Haussa ihre eigenen Götter, die Fulbe aber hatten bereits das Licht des Islam erblickt; sie kannten schon das heilige Buch, den Koran, den der große Prophet Mohammed geschrieben hatte, und wußten, daß es nur einen Gott gibt, der Allah heißt. Durch den Mund des großen Propheten hatte Allah verkündet, daß die Welt seinen Bekennern gehöre und die Heidenvölker dazu da sind, um den Gläubigen zu dienen. Unter den Fulbe lebte ein heiliger Mann, der Osman hieß. Er konnte nicht nur den Koran lesen, sondern kannte alle seine Gesänge auswendig und verherrlichte Allah in Liedern, die er selbst dichtete und die so voll von Kraft und Glut waren, daß sie jeden entflammten und hinrissen, der sie einmal gehört hatte.

Dieser heilige Mann verließ die Wälder und baute eine Stadt, in der sich die Fulbe um ihn scharten. Er verteilte sie unter verschiedene Führer, jedem derselben gab

er eine weiße Fahne und befahl ihnen, hinzugehen und im Namen Gottes und des Propheten Eroberungen zu machen, da Gott den Fulbe die Länder und die Reichtümer der Heiden gegeben hätte. Außer der weißen Fahne mußten damals die Fulbe noch als Zeichen ihrer Reinheit eine weiße Tobe tragen. Ihr Kriegsruf war: ‚Allahu Akbar!‘ d. h. ‚Gott ist groß!‘ Auch Osman lehrte, wie Mohammed, daß jeder, der im Kampfe gegen die Ungläubigen falle, gewiß sei, in das Paradies zu kommen. Wie ein Wirbelsturm brachen die Fulbescharen in Haussa ein, und niemand konnte ihnen Einhalt gebieten. Die alten Könige der Haussa fielen im Kampfe oder beugten sich vor dem siegreichen Osman, und er und mit ihm die Fulbe beherrschten das ganze, weite Land. Osman war aber ein einsichtsvoller, guter Herr; die Haussa fühlten sich wohl, da sie das Licht des Islam erblickten, und lebten nun friedlich mit den Fulbe zusammen, als ob sie seit jeher Brüder gewesen wären. Haussa und Fulbe heirateten untereinander, und viele Fulbe blieben in den Städten. Unter der Herrschaft Osmans war die Ruhe und Ordnung im Lande so groß, daß man allgemein sagte, eine Frau könne mit einem goldenen Helme auf dem Kopfe von einem Ende des Gebiets zum anderen reisen.

Osman folgten nach seinem Tode Söhne und Enkel. Das Reich wurde größer, da man die Heidenstämme unterwarf; aber heute noch steht an seiner Spitze der Oberherr, den wir den ‚Beherrscher der Gläubigen‘ nennen, und der in Sokoto seinen Sitz hat. Ihm gehorchen andere Könige; einer von ihnen ist der König von Jola, der über das Land von Adamaua herrscht, in dem wir uns befinden; ihm müssen wieder andere Könige gehorchen,

wie z. B. Amalamu, den du kennen gelernt hast. Die anderen mächtigsten Könige, die nur dem ‚Beherrscher der Gläubigen‘ in Sokoto untertan sind, wohnen in Gandu und in Kano.

So ist das alte Haussa gefallen und ein neues, blühendes Haussa entstanden,“ fuhr Osman wie für sich fort. „Aber von Westen her droht ein neuer Sturm. Menschen, heller noch als die Fulbe, kommen in das Land, tragen Feuerwaffen, die schießen, soweit das Auge reicht, auf dem Niger lassen sie Schiffe fahren, die nicht mit Rudern, sondern vom Feuer getrieben werden; sie beginnen, wie einst die Fulbe, den Häuptlingen zu befehlen. Nun haben sie auch die Waldwüste im Westen überschritten und sind bei Ngilla erschienen! Die Fulbe waren gut, diese Menschen aber sind schlecht. Sie glauben nicht, daß Allah der wahre Gott und Mohammed sein Prophet ist. Sie sind Freunde der Heiden, die sie beschützen, und sie wollen uns befehlen, keine Sklaven zu machen; die Heiden solle man gleich uns achten!“

Düster schaute der Haussahändler vor sich hin; dann fuhr er fort:

„Das alte Haussa fiel, weil es die Fulbe nicht verjagte, da sie noch gering an Zahl waren. Die weißen Männer vom Meere sind jetzt auch nur ein kleines Volk. Es ist Zeit, daß Haussa sich aufrafft, daß es ihnen entgegen ruft: ‚Bis hierher und nicht weiter!‘ Sie sollen nicht in dem schönen Adamaua herrschen. Über den Hügeln des Landes soll die weiße Fahne der Haussafullani fortwehen, und die schwarz-weiß-roten Lappen müssen jenseit des Urwaldes in den Sümpfen der Meeresküste bleiben. Sonst werden wir alle zu Dienern des weißen Mannes und zu Sklaven

unsrer Sklaven werden. Haussa, mein Vaterland, dir fehlt ein neuer Osman, der dich zum Kriege gegen die weißen Ungläubigen entflammt!"

Osman schwieg. Seine Gedanken beschäftigten sich mit der Zukunft seines Volkes.

Toni schwieg auch. Der junge Hinterwäldler, der bis jetzt nur das Stückchen Savanne und einen Urwaldstreifen gekannt hatte, wurde in die große Welt eingeführt, und zum erstenmal im Leben hatte er aus dem Munde Osmans ein Stück Weltgeschichte vernommen. Er hatte das meiste nicht verstanden, aber heldenartig erschien ihm die Gestalt Osmans, der, ursprünglich ein einfacher Hirte, Königreiche erobert hatte. Was waren Nanduku oder Ntangani Bita im Vergleiche zu einem solchen Helden! Der junge Toni schlief ein, und Schlachtenbilder sah er im Traume, sah sich hoch zu Roß, von einer wilden Reiterschar umringt, brennende Dörfer tauchten in der Ferne auf, und er sprengte einher, die weiße Fahne hochschwingend. Gellende Hörner schallten um ihn, er hörte den Paukenschlag, bis all dieser Lärm von dem donnernden Rufe: ‚Allahu Akbar!‘ übertönt wurde und in diesem markerschütternden Ruf der wilde Traum erlosch.

Wie rasch wechseln die Träume! Rascher fließen sie dahin als die Wellen des Baches, verändern sich schneller als die am Himmelszelte jagenden Wolken! Toni sah sich jetzt im Traume in seinem Fischerdorfe, hörte das donnernde Rauschen der Wasserfälle, sah den gewaltigen Strom silbern im Sonnenlichte erglänzen, sah das wiederaufgebaute Vaterhaus und über ihm die schwarz-weiß-rote Flagge — und vor dem Hause stand Ntangani Bita und löste die Ketten zweier Sklavinnen. Vor den Augen Tonis tauchten

die wohlbekannten Gesichtszüge seiner Schwester und seiner lieben Mutter auf! Und wieder verschwamm der Traum in Nichts.

Als aber der junge Toni am anderen Morgen durch Berg und Tal dahinzog, als er die Rinder- und Schafherden der Fulbe, die hochgewachsenen Gestalten der Hirten und die schlanken Fulbemädchen erblickte, da dachte er nicht an die Fischerhütte, da sah er im Geiste Osman, den Fulbepropheten, hoch zu Roß weiße Fahnen austeilen — und ach, er hätte so gern eine dieser Fahnen erhalten mögen, um Berg und Steppe mit dem Ruhme seiner Taten zu erfüllen.

* *
*

Könige über Könige hatte Toni auf seinem Zuge gesehen. Nun sollte er dem größten nahen. Auf einer weiten Ebene schimmerte aus der Ferne ein Meer von weißen Häusern. „Das ist Kano, meine Heimat!" rief der Haussamann und sank auf die Knie und sprach das Dankgebet, daß er nach langen Fahrten wohlerhalten den Heimatsboden wieder betreten durfte.

Endlich standen sie vor der Stadtmauer, die, aus glattem Lehme gebaut, gegen 20 m hoch war und vor der ein etwa 15 m tiefer Graben gähnte. Toni konnte kaum fassen, daß Menschen solche ‚Berge' auftürmen könnten. Durch das mächtige, düstere Tor betrat er das Weichbild der Stadt, aber er sah noch keine volkbelebten Straßen. In weiter Runde dehnten sich Felder aus, die mit Durra bepflanzt waren. Erst hinter ihnen erhob sich eine zweite, von einem Tore durchbrochene Lehmmauer, und hinter ihr lag die Stadt. Die Felder

zwischen den beiden Mauern faßten an **15** qkm. So konnte Kano im Falle einer Belagerung sein Getreide selbst bauen und brauchte keine Hungersnot zu befürchten.

Als Toni in den nächsten Tagen durch die Straßen der Stadt wanderte, da empfing er dieselben Eindrücke, die einen europäischen Dorfjungen bewegen, wenn er plötzlich in eine Großstadt versetzt wird. Kano war auch für afrikanische Verhältnisse wirklich eine Großstadt, und das Leben und Treiben in ihr ist so eigenartig, daß es das Staunen der wenigen berühmten europäischen Reisenden, welche Kano besuchen konnten, hervorrief.

Hier war eine Reihe von Läden voll einheimischer und fremder Waren, mit Käufern und Verkäufern in allen Abstufungen von Gestalt, Farbe, Kleidung, dort eine große Schattenbude, wie eine Hürde, voll halbnackter, halbverhungerter Sklaven, ihrer Heimat, ihren Weibern oder Männern, ihren Eltern oder Kindern entrissen, wie Vieh in Reihen aufgestellt und verzweifelnd auf die Käufer starrend, ängstlich erwartend, in wessen Hände ihr Schicksal sie führen würde. Ein anderer Teil der Läden war mit Lebensbedürfnissen aller Art angefüllt, wo der Reiche die schmackhaftesten Dinge für sein Haus findet und der Arme anhält und begierig auf ein Stück trockenen Brotes schaut, um seinen Hunger zu stillen.

Dort sah Toni eine rege Marinä-Färberei, eine offene Terrasse aus Lehm, zwei oder drei Fuß über den Boden erhöht, mit einer größeren oder geringeren Anzahl von Farbetöpfen.

Hier stand ein Mann, die Flüssigkeit umrührend und mit gestampften Indigoblättern ein zweckdienliches Holz mischend, um dem Stoffe die rechte Tinte zu geben; dort

ein anderer, ein wohlgesättigtes Hemd aus dem Topfe ziehend und an einem Baume oder Seile aufhängend; dort schlugen zwei andere Männer ein gefärbtes und getrocknetes Hemd in regelmäßigem Takte, um ihm den feinsten Glanz zu geben. Weiterhin fertigte ein Grobschmied geschäftig mit seinem rohen Werkzeuge einen haarscharfen Dolch oder einen furchtbaren, mit Widerhaken versehenen Speer oder die schätzbareren und nützlicheren Geräte zum Ackerbaue. An anderer Stelle hingen Frauen und Männer in einer weniger belebten Straße ihr Baumwollengarn auf die Zäune.

Was Toni früher staunend bewundert hatte, da es die Menschen schmückte oder ihnen diente, das sah er hier aus rohen Pflanzenfasern, aus unförmlichen Metallklumpen entstehen.

Da kam der Tag, an welchem Osman zu dem Könige von Kano befohlen wurde. Toni folgte ihm wieder, indem er mit einem anderen Sklaven den schönsten der Elefantenzähne Ngillas als Geschenk in den Palast trug.

Das war in der Tat ein königliches Schloß. Diese große Zahl von hohen Lehmhäusern, die für sich allein Straßen und Plätze bildeten, erinnerte nicht im entferntesten an die Strohhütten der Adamauahäuptlinge. Die Empfangshalle war riesengroß, Hunderte von vornehmen, in feinste Gewänder gekleideten Würdenträgern kauerten ringsherum an den Wänden, und in einer Art Nische saß der König auf einem prachtvollen, mit Decken und Teppichen belegten Ruhebette. Die Kuppel der Halle erschien Toni als ein Wunderwerk; denn sie war blau bemalt und mit massigen Becken verziert, sie sollte wohl das Himmelsgewölbe mit seinen Sternen darstellen.

Weit über 50 000 ständige Einwohner lebten damals in den Mauern der Stadt, die vielen aus- und ein ziehenden Fremden nicht gerechnet.

Die weiße Fahne Osmans wehte hier öfters durch die Stadtstraßen; denn die 6000 Reiter, auf welche Kano so stolz war und die zum Teil mit Wattepanzern und glänzenden Helmen ausgerüstet waren, blieben nicht müßig. Von Zeit zu Zeit sprengten sie in einen der Landstriche, in welchen noch Heiden wohnten, plünderten die Ungläubigen und brachten Sklaven heim.

Toni bedauerte nicht mehr die Unglücklichen. Er war der Lieblingssklave Osmans, der Vertraute seines Herrn, soweit seine Jugend es zuließ. Er übte sich in den Künsten des Handels, und als sein Herr merkte, daß Toni auch zu kriegerischem Handwerke Lust habe, ließ er ihn bei einem königlichen Offizier ausbilden, und Toni lernte nicht nur aus alten Steinschloßflinten, sondern auch aus den neuen Karabinern schießen, die den „Kindergewehren" Ntangani Bitas nicht nachstanden; denn auch solche Waffen hatte man in dem weltberühmten Kano. Der Offizier, der einst in der türkischen Armee gedient und gegen die Russen gekämpft hatte, war mit seinem Zöglinge zufrieden und meinte, daß Toni bald der beste Schütze Kanos werden würde.

Die militärischen Übungen hielten Toni vom Hause ab. Er war nicht Zeuge der langen und stürmischen Beratungen, die Osman mit den vornehmsten Haussahändlern und Arabern der Stadt abhielt, er wußte nicht, daß selbst der Minister des Königs, der Galadima, wiederholt vertrauliche Besprechungen mit seinem Herrn abhielt, und Toni war erstaunt, als eines Tages sein

Herr ihm erklärte, daß er eine neue Karawane ausrüste und bald aufbrechen werde.

„Und weißt du, wohin wir ziehen werden?" fragte der Haussamann seinen Sklaven.

Toni schwieg. Wie sollte er das wissen! Er war betrübt, daß er schon sobald Kano verlassen mußte; denn das lange Jahr war ihm beim Schießen- und Reitenlernen wie ein Tag vergangen.

„Freue dich!" sagte ihm der Haussamann. „Nach Adamaua geht's! Zum Sultan Ngilla ziehen wir wieder. Dort ist das Elfenbein billig, und diesmal nehme ich so viel Waren mit, daß wir reich, steinreich heimkehren und nicht mehr zu reisen brauchen werden. Wie werden die Leute bei Ngilla staunen, wenn sie sehen, was aus dem kleinen Toni geworden ist! Mit dem Hinterlader wirst du Nanduku in den Schatten stellen und just so berühmt werden wie der Ntangani Bita!"

Aber Toni stand immer noch traurig da.

„Nun," rief Osman, „freust du dich nicht? Junger Bursche, auf Abenteuer ziehen wir aus, und du sollst der Hauptmann meiner Soldaten sein, die weiße Fahne Osmans sollst du hoch in Ehren halten und sie siegreich in die Heidenländer tragen!"

Da glitt es wie ein Sonnenschein über Tonis schwarzes Antlitz. Träume gingen in Erfüllung!



IV.

Die Blauhemden.

Wie groß die Aufregung im Lande der Wute war, als der Haussahändler Osman mit seiner Karawane wieder in der Stadt Ngillas erschien! Er brachte so viele, so seltsame Waren, daß die Wute außer sich vor Staunen gerieten.

Boten berichteten Ngilla, Osman habe ein Dutzend gezähmter Büffel, die dem Rufe des Hirten folgten, herangetrieben.

Der Sultan sprang auf, als er dies hörte. Er wußte, was diese zahmen Büffel waren. Rinder hatte der gute Osman geholt. Rinder, die in diesen Grenzbezirken Adamauas noch nicht bekannt waren! Das Blut der Fulbehirten rollte in den Adern Ngillas. Er hatte sich so sehr nach dem Besitz von Rinderherden gesehnt. Er vergaß seine Würde, eilte in das Quartier der Haussa, liebkoste die mit Schellen behangenen Kühe und schloß stürmisch mit dem Haussamanne den Handel ab.

„Wähle! Sklaven oder Elfenbein?“ rief er.

Und Osman forderte Elfenbein. Ngilla zahlte den Preis.

Der Händler hatte aus dem berühmten Kano noch andere Herrlichkeiten mitgebracht: Prachtvolle Sättel, Helme,

Wattepanzer, Toben, wie sie von den Großen im Haussalande getragen werden.

Ngilla kaufte, bis sein Elfenbein erschöpft war. Der Händler besaß aber noch soviel anderes, das der Häuptling begehrte.

Also mußte Elfenbein beschafft werden; denn Osman wollte jetzt keine Sklaven kaufen. Sollte er sie monatelang durchfüttern? Diese Ware wollte er erst erstehen, wenn der Zeitpunkt der Heimkehr herannahen würde.

Elfenbein war also die Losung, aber die abgabepflichtigen Häuptlinge der Nachbarstämme lieferten es so langsam und in so geringen Mengen ab.

„Züchtige die Säumigen!" flüsterte Osman dem begehrlichen Sultan ins Ohr. „Ich habe jetzt auch Soldaten mitgebracht; ich will deinen Kriegern helfen!"

Ja, Osman hatte auch einige Soldaten in seinem Zuge, und diese Handvoll Krieger erregte die größte Bewunderung der Wute; denn diese Leute waren zum Teil mit Gewehren ausgerüstet, welche den gefürchteten Kindergewehren Ntangani Bitas gleich waren. Sie trugen Remingtongewehre, Hinterlader, die Osman in Kano aufgekauft hatte. Es waren alte, ausrangierte Stücke, die schon in Amerika und Ägypten ihre Dienste geleistet hatten, bevor sie den Weg in das Herz von Afrika fanden. Auch der Vorrat an Patronen, den Osman mitführte, war nur ein geringer; in einer ernsten Schlacht würde er verbraucht werden. Das wußte Osman wohl; nichtsdestoweniger waren die Wute über diese Gewehre erstaunt, und Hauptmann Ali gab auf dem großen Platze eine Vorstellung, die ein gleiches Entzücken wie seiner Zeit die Parade Ntangani Bitas erregte.

Hauptmann Ali, der ehemalige Tonisklave, wurde jetzt, da er in schönen Gewändern einherging und ebenso rasch wie der weiße Mann schoß, als ein großer Krieger gefeiert. Osman lobte ihn, und er verlangte von Ngilla, daß bei dem nächsten geplanten Raubzuge Ali und nicht Nanduku den Oberbefehl führen sollte.

Da blickte auch Prinzessin Mku gar freundlich auf ihren ehemaligen Sklaven und nahm willig seine Höflichkeiten entgegen.

Dem jungen Hauptmanne stand indessen eine ernstere Tätigkeit bevor. Osman und Ngilla hatten lange Unterredungen abgehalten und beschlossen, gegen den Nachbarstamm der Mwelle einen Raubzug zu unternehmen. Ali sollte der Führer sein, aber der schlaue Osman wollte ihn begleiten.

So saß denn der Sultan vor seinem Hofe und braute aus Baumrinden die ‚Mada‘, ein Gift, mit welchem er die Eisengeschosse seiner Krieger vergiftete. Man hütete sich wohl, Pfeile oder Wurfspeere mit Mada zu tränken, da der Feind die abgeschossenen Pfeile und geschleuderten Speere sammeln und dem Gegner zurückschleudern würde. Vergiftete Waffen dienen meistens zu Jagdzwecken, aber Sultan Ngilla, ein berühmter Giftmischer, vergiftete wenigstens die Eisenstücke, die zum Laden der Steinschloßgewehre dienen sollten.

Während die Wute und Haussa mit derartigen Kriegsrüstungen beschäftigt waren, erschien ganz unerwartet Ntangani Bita mit einer großen Karawane. Er hielt Wort und brachte einen weißen Kaufmann, der Elfenbein einhandeln wollte.

Ngilla empfing den Fremden mit großer Freude;

aber aus dem Geschäfte sollte nichts werden. Ngilla hatte kein Elfenbein mehr und wollte die Waren dem Weißen mit Sklaven bezahlen. Dieser aber weigerte sich entschieden, Menschenhandel zu treiben.

Das verletzte den Sultan, und mißmutig sagte er:

„So warte, bis Ali wiederkehrt und Elfenbein bringt."

Osman aber beobachtete die weißen Konkurrenten mit spöttischen Blicken. Er war ihnen zuvorgekommen; er hatte gewußt, warum er den Elfenbeinschatz Ngillas leer machte. Ntangani Bita und sein weißer Freund merkten sofort die Hinterlist des Haussahändlers. Das Volk der Wute bewunderte nicht mehr so sehr die Macht Ntangani Bitas. Hatte doch Osman gleichfalls die schnellfeuernden Gewehre!

Der junge Hauptmann Ali trat eines Tages an das Lager der Deutschen. Er sah, daß dieselben sich zum Abmarsche rüsteten. Ntangani Bita stand in der Nähe des Tores, und Ali trat übermütig an ihn heran.

„Du ziehst schon fort?" fragte er. „Ich wollte dich zum Wettschießen herausfordern. Die Wute sollen erfahren, wer ein besserer Schütze ist, Ntangani Bita oder Ali?"

Der Deutsche blickte ruhig auf den übermütigen Jungen.

„Bist du nicht der Tonisklave Osmans?" erwiderte er. „Mit mir möchtest du dich messen? Geh hin und frage einen meiner Jäger, ob er gewillt ist, deinen Übermut zu strafen."

Er wandte sich ab und ließ den Neger stehen.

Hauptmann Ali kehrte um. Hinter ihm schallte das Hohngelächter der Soldaten Ntangani Bitas. Er ballte

die Faust zusammen. Wie haßte er in diesem Augenblicke die schwarz-weiß-rote Flagge, die über dem Lager der Fremden wehte!

Osman hatte aus der Ferne der Szene zugeschaut. Als Ali neben ihm stand und ihm Auskunft über die Antwort Ntangani Bitas auf seine Herausforderung gab, sprach der Händler:

„Beruhige dich, mein Sohn! Ein ohnmächtiger Stolz sprach aus ihm. Schau! Sie ziehen fort. Wir sind ihnen zuvorgekommen; sie müssen weichen vor dem Zeichen der Haussa-Fullani!"

Nach dem Abmarsche Ntangani Bitas setzten Ngilla und sein Feldmarschall Nanduku die Vorbereitungen zum Raubzuge in altgewohnter Gemächlichkeit fort. Osman drängte jedoch zur Eile; eine fieberhafte Unruhe schien ihn zu verzehren.

„Wir müssen ihnen zuvorkommen!" sprach er von Zeit zu Zeit in seinem Lager.

„Wem müssen wir zuvorkommen?" fragte ihn Ali betroffen.

„Das verstehst du nicht!" erwiderte der Haussa in einem Tone, der Geringschätzung gegen Ali verriet.

Endlich kam der Tag des Abmarsches. Osman nergelte wieder; er machte Ngilla Vorwürfe, daß er nur einige dreißig Flinten ins Feld stellte und sonst nur mit Speer und Bogen Bewaffnete in die Heidenländer schickte. Aber Ngilla erwiderte ihm lächelnd: „Freund, wozu soll ich mein Pulver in Heidenländern verschießen lassen? Du nimmst ja deine Schnellschützen mit!"

Hoch zu Roß zogen Ali, Osman und Nanduku endlich zu den Toren der Ngillastadt hinaus. An fünfhundert

Krieger und ein großer Troß von Wuteweibern folgten ihnen. Die weiße Fahne der Haussa=Fullani wehte über der Grassteppe. Alis Herz jauchzte auf. Träume gingen in Erfüllung!

Die Räuberbande überschritt den Sannaga weit oberhalb der Wasserfälle, die Toni so wohlbekannt waren. Durch eine reizende Parklandschaft näherte sie sich den Gebieten, welche von den Mwelle bewohnt wurden.

Wie leicht erschien Ali die Kriegführung an der Spitze einer solchen Schar! Wie mühelos ließen sich hier Lorbeeren pflücken! Nandukus Kundschafter hatten die Lage der nächsten Dörfer ausspioniert, und gegen das größte wurde der erste Schlag geführt. In der Nacht schlichen die Räuber an das Dorf heran; kurz vor Sonnenaufgang begann der Angriff. Die Überrumpelten vermochten keinen regelrechten Widerstand zu leisten. Bald standen ihre Hütten in Flammen, und Ali verfolgte an der Spitze seiner Haussa die fliehenden Krieger, während hinter ihm Nanduku in altgewohnter Weise Sklaven machte, die Alten über die Klinge springen ließ, die Jüngeren aber überwältigte und fesselte.

Das war ein guter Anfang; nun hieß es vorwärts, bevor sich die Mwelle sammeln konnten. Bald kam ein zweites Dorf in Sicht, aber zum Staunen und Ärger der Sklavenräuber war es verlassen, völlig menschenleer. Das Heer Alis mußte hier übernachten, und während die Führer am Lagerfeuer saßen und berieten, wohin sie am nächsten Tage ziehen sollten, vernahm man aus der Ferne Trommelsignale.

„Die Hunde verraten sich," rief Osman, „wir folgen dem Trommelschalle und werden sie finden!"

Nanduku aber schüttelte das Haupt und sprach:

„Das verstehst du nicht! Sie warnen sich, sie sprechen miteinander durch die Trommeln. Das eine Dorf meldet dem andern, wo wir liegen, und zeigt ihm den offenen Weg zur Flucht an. Diese Trommelsprache ist eigentlich nur den Völkern des großen Waldes bekannt. Es wundert mich, daß die Mwelle sie nunmehr auch kennen."

Der erfahrene Nanduku hatte sich nicht getäuscht. Die Mwelle hatten sich gegenseitig durch die Trommelsignale gewarnt, und auch am nächsten Tage rückten die Räuber in leere Dörfer ein.

„Vorwärts!" rief Ali. „Einmal müssen sie uns doch standhalten."

Aber Nanduku riet zur Vorsicht; er sprach von Hinterlist und Überfall, während Osman schweigend mit gerunzelter Stirn dahinritt.

Der Abend nahte. Vor der Kolonne der Haussa und Wute erhob sich ein sanfter Höhenzug, der die Fernsicht benahm. Der ungeduldige Ali gab seinem Pferde die Sporen und sprengte voran, um das Gelände zu überschauen. Kaum aber hatte er den Kamm der Anhöhe erreicht, als er plötzlich sein Pferd anhielt und in einen Ruf des Staunens ausbrach. Kurze Zeit darauf standen Nanduku und Osman an seiner Seite und waren nicht minder überrascht.

Vor ihren Blicken breitete sich ein Tal aus. Zwischen lieblichen Baumgruppen sah man, soweit das Auge reichte, wohlbestellte Felder; auf einem etwa tausend Schritt von der Anhöhe entfernten Hügel lag ein schmuckes Dorf — und es war nicht leer; friedliche Rauchwölkchen stiegen





Die Unterhandlung mit dem Mwellehäuptlinge. (S. 71.)

zwischen den Hausgruppen empor, und von einer großen und hohen Halle, die am Ende des Dorfes stand, wehte eine Flagge. Täuschten Ali seine Augen? Waren die Farben wirklich schwarz-weiß-rot?

O, er brauchte nur etwas tiefer gegen den Fuß des Hügels zu blicken, um nicht mehr zu zweifeln und zu raten! Dort unten standen, in Haufen gesammelt, die feindlichen Mwelle in voller Kriegsrüstung. Zwischen den langen Speeren sah man in dem Scheine der Abendsonne auch die Läufe von Gewehren blitzen, und in der Mitte stand ein Häuflein Soldaten, die alle blaue Hemden trugen und von einem schwarzen Hauptmanne mit roter Schärpe angeführt wurden. Ali sah, wie die Leute auf ihn und seine Begleiter hinwiesen, und hörte, wie über das Tal das deutsche Signalhorn schmetterte und aus dem Dorfe neue Krieger hervorlockte, die drohend neben den übrigen sich aufstellten.

Das war eine unangenehme Überraschung in diesem so glücklich begonnenen Feldzuge. Die feindliche Macht war bedeutend. ‚Bis hierher und nicht weiter!‘ schien die schwarz-weiß-rote Flagge den Räubern zu gebieten.

Verwirrt sammelten sich die nachrückenden Haussa und Wute um ihre Führer. Aber es sollte nicht zum Kampfe kommen. Der Mwellehäuptling kam auf sie zugeschritten und hielt eine stolze Rede.

„Was wollt ihr? Abgaben für Ngilla? Ziehet heimwärts. Er hat hier nichts zu befehlen. Seht ihr die Flagge über unserm Dorfe? Wir stehen unter dem Schutze Ntangani Bitas!“

Da kochte der junge Ali vor Wut und drängte in Osman, ihm den Angriff gegen den Feind zu gestatten.

„Sind nicht die Wute kriegerischer als die Mwelle?" rief er.

„Und haben wir nicht Hinterlader wie die verhaßten Blauhemden?"

Aber Osman und Nanduku waren klüger, vorsichtiger. Sie wollten rauben und plündern, solange sie Schwache vor sich hatten. Es fiel ihnen nicht ein, hier ihr Leben aufs Spiel zu setzen, trotz aller Wut, die in diesem Augenblicke in ihrem Innern tobte.

„Sage doch ja!" drängte Ali Osman. „Du wirst sehen, wie auch hier die Fahne Ntangani Bitas weichen wird vor dem Zeichen der Haussa-Fullani. Und wenn wir auch fallen sollten, winken uns alsdann nicht die Freuden des Paradieses?"

Aber Osman war mit anderen Gedanken beschäftigt und hörte nicht auf die Reden seines gelehrigen Schülers.

„Ist Ntangani Bita bei euch?" fragte er die Mwelle.

„Nein; er ist in seiner Stadt im Jaundelande!" lautete die Antwort.

„Und wieweit ist der Weg dahin?"

„Drei Tagemärsche," erwiderte der Mwellehäuptling. „Aber seine Jäger sind bei uns, und wie du siehst, sind wir stark genug, um euch nicht zu fürchten."

„Gut," erwiderte Osman. „Sagt Ntangani Bita, Osman ben Fodio aus Kano lasse ihn grüßen und wolle ihn als Freund besuchen!"

Ali und Nanduku waren erstaunt.

„Gut," erwiderte der Mwellehäuptling. „Morgen erhältst du Antwort."

„Morgen?" fragte Osman. „Sagtest du nicht eben, Ntangani Bita weile drei Tagemärsche weit von hier?"

Der Mwellehäuptling lächelte. „Die Worte der Trommel fliegen rasch!“ war seine überlegene Antwort.

Etwas abseits vom Feinde errichteten die Wute und die Haussa ein Lager, das sie rasch verschanzten. Bei dieser Arbeit hörten sie wohl, wie durch die Stille der Nacht ‚die Worte der Trommel rasch in die Ferne flogen!‘

— — — — — — — — — — — — — — —

„Ntangani Bita läßt dich grüßen. Du darfst ihn besuchen!“ lautete die Antwort, welche die Mwelle Osman am nächsten Morgen überbrachten. Während nun Nandufu mit dem Heere nach den leeren Dörfern, die man am Tage vorher passiert hatte, sich zurückzog, um dort Lager zu beziehen und die weitere Entwickelung der Dinge abzuwarten, ritten Osman und Ali, von einigen Leuten gefolgt, in die Stadt der Weißen.

Von den Höhen Zentralafrikas fiel hier das Land abwärts zur Küste.

Die Gegend wurde allmählich gebirgig, und die Karawane zog durch anmutige Täler.

Die Ansiedelungen der Mwelle wurden größer und ansehnlicher. Während in der Nähe des Wutelandes die Eingeborenen bereits viele Haussasitten angenommen hatten und nach Art der Sudanneger runde Hütten bauten, bestanden hier die Dörfer aus einer Reihe aneinander gebauter viereckiger Hütten, wie sie in Westafrika üblich sind. Die starke Bevölkerung der Dörfer und der sichtbare Wohlstand der Einwohner überraschten Osman; wenn er aber bis dahin geschwiegen hatte, so konnte er seinen Groll nicht mehr beherrschen, als er einer kleinen Karawane begegnete, die Elfenbein nach Südwesten brachte.

„Wohin ziehen die Leute?“ fragte er.

„In die Stadt der Weißen!" lautete die Antwort.

Osman ritt an Ali heran.

„Schau," sagte er zu ihm mit bebender Stimme. „Allah hat das Land der Heiden uns überliefert. Diese reichen Dörfer sollten uns als Beute zufallen, aber der Christ hat von dem Lande Besitz ergriffen. Wir dürfen hier keine Sklaven mehr machen. Und sieh, seit uralten Zeiten ging alles Elfenbein von hier nordwärts in die Haussaländer, jetzt aber bringen es die Leute in die Stadt des Weißen, der es durch den Urwald zur Küste des Meeres tragen läßt. Auf diese Weise müssen die Kaufleute, die den weiten Weg von Kano bis zu Ngilla nicht gescheut haben, zu Bettlern werden!"

Endlich hatte man das Gebiet der Mwelle verlassen und zog durch das Land der Bawa. Am Wege standen neugierige, zumeist nackte Menschen, die sich durch einen schönen Körperbau auszeichneten. Die Pferde der Haussa erregten ihre Bewunderung; denn die meisten von ihnen hatten diese Tiere noch nicht gesehen. An demselben Tage wurde noch das Land der Jaunde betreten, ein Blauhemde kam der Karawane entgegen und begrüßte Osman im Namen Ntangani Bitas.

In einem reizenden Gelände, das von Bergzügen und Tälern durchbrochen und mit seinen Waldungen, Grasfluren und den weiten, bebauten Feldern an die Sächsische Schweiz erinnerte, lag die Stadt des Weißen. Im Westen erhob sich die bis 900 m hohe Kuppe des Elementénberges, und im Süden sah man in langer Linie an den Ufern des Njong den Urwald wie eine schwarze Mauer sich hinziehen.

Von der Spitze eines Hügels warfen Osman und

Ali einen Blick in das Tal, in welchem die Stadt des Weißen lag. Ali lächelte.

„Die Haussastädte sind anders!“ sagte er zu seinem Herrn.

Ja, einen besonderen Eindruck machte die Station Ntangani Bitas nicht.

Die Wunder, die man sonst an den Begriff einer Stadt zu knüpfen pflegt, fehlten hier gänzlich. Man sah keine geräumigen, gemauerten Häuser, keine Turmspitzen, weder Wall noch Graben. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß Ntangani Bita sich mitten unter den Hinterwäldlern von Kamerun niedergelassen hatte und selber das Leben eines Hinterwäldlers führte. Dagegen war der Anblick herzerfrischend für jeden, der an friedlichen Bildern Wohlgefallen findet.

Die Sonne war gerade im Untergange begriffen. Als feuriger Ball versank sie am Horizonte und vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Baumkronen und die Dächer der im Tale liegenden Ortschaft.

Es war ein Jaundedorf, das aus einer langen Reihe von viereckigen Häusern bestand, die sich kilometerweit voneinander entfernt an einem Bache entlang erhoben. An beiden Enden des Dorfes stand je eine gewaltige Halle, aus den biegsamen Schäften der Weinpalme gebaut, die den Einwohnern als Versammlungsort für Beratungen und fröhliche Tänze diente.

In der Mitte des Dorfes erhob sich seitwärts gelegen ein Hügel, dessen Anstieg kahl, dessen Spitze aber von geräumigen Blockhütten gekrönt wurde, zwischen denen das Grün junger Bäumchen hervorlugte. Diese Blockhäuser waren von einem Pfahlzaune umgeben, so

daß das Ganze wie eine kleine Festung das Dorf beherrschte. Auf dem Dache des größten Gebäudes wehte aber eine mächtige, schwarz-weiß-rote Flagge. Das war also die Residenz des Ntangani Bita unter den Hinterwäldlern von Kamerun.

Bald darauf ritten Osman und Ali den Hügel hinauf und wurden am Eingangstore der Station von Ntangani Bita empfangen.





V.

Der Ränkeschmied.

Wenn vornehme Leute in Afrika sich besuchen und zu diesem Zwecke Reisen unternehmen müssen, so pflegt der Besuch wochenlang zu dauern. Osman hatte Eile. Immerhin aber hielt er sich bei Ntangani Bita einige Tage auf, da er dessen Verbindungen mit den eingeborenen Stämmen und dessen Mittel zum Kriegführen erforschen wollte.

Ntangani Bita erschwerte ihm diese Studien keineswegs; im Gegenteile, er zeigte ihm seine Macht, die im Augenblicke um so größer erschien, als gerade die Truppen zweier anderer Stationen in der Jaundestation vereinigt waren. Außerdem aber verfügte dieselbe über eine besondere Truppe.

Ntangani Bita hatte die geschicktesten Schützen unter den Eingeborenen ausgesucht, sie noch besonders ausgebildet und aus ihnen eine Jägertruppe geschaffen, welche in den nahen Wäldern Elefanten jagte. Schon diese zwanzig Schützen, die mit dem Gebrauche der Feuerwaffen aufs beste vertraut waren, bildeten für die eigenartigen Verhältnisse des Hinterwaldes eine beachtenswerte Macht. Osman bemerkte, daß die Eingeborenen im Dorfe auffallend viel Feuergewehre besaßen, und er sah auch einmal, daß eine Anzahl der Krieger von einem der Blauhemden im Kriegführen unterrichtet wurde. Das gab dem Haussamanne zu denken. Der Weiße stellte hier sicher ein neues Heer zusammen, mit dem er auf Eroberungen ausgehen wollte. Und wen konnte er bekriegen? Die Mwelle waren seine Freunde, sicher plante er einen Schlag gegen Ngilla. Er konnte nicht glauben, daß Ntangani Bita lediglich den einmal erworbenen Besitz sichern und die noch frei gebliebenen Völker vor den Raublüsten der Sklavenjäger schützen wollte.

Die Jaunde waren aber auch so beschaffen, daß sie die Raublust eines Mannes wie Osman zu Flammen entfachen mußten. Sie waren ein geradezu prachtvoller Menschenschlag! Wie die schönste Bronze erglänzte ihre dunkle Haut; ihre Körper waren schlank und ebenmäßig gebaut, und die Gesichtszüge zeigten namentlich bei den Frauen einen geradezu kaukasischen Schnitt. Das war keine verkommene Negerrasse; die Leute strotzten von Gesundheit und Lebenslust, und wenn sie im Tanze dahinflogen, so sahen sie geradezu bezaubernd schön aus.

Wenn man einige Dutzend dieser Leute auf den Sklavenmarkt von Kano bringen könnte, wie würden sich

die Araber um diese Ware reißen! Die Jaunde würden bald die begehrtesten Sklaven an den Höfen des Sudans vom Niger bis zum Nil werden. Aber die herrlichen Früchte dieses Paradieses durfte Osman nur sehen, pflücken durfte er sie nicht!

Auf Schritt und Tritt bemerkte Osman, daß die Jaunde ihren Ntangani Bita hochschätzten, ihm mit wahrer Liebe zugetan waren; er beherrschte sie nicht durch Furcht allein, sie hingen auch mit allen Herzensfasern an ihm; es würde sich sicher keiner unter ihnen finden, der wagen würde, dem Herrn nur ein Haar zu krümmen.

Er hatte genug gesehen und begann mit dem Weißen über die Hauptangelegenheit zu verhandeln.

„Ntangani Bita," sagte er, „als ich dich kennen lernte, warst du ein Waller, der von Ort zu Ort zieht, um die Wunder Gottes in der Welt zu schauen, der nirgends eine Heimat hat und überall ein flüchtiger Gast ist. Nun hast du dir ein Heim gewählt, hast dich als Herr und König mitten unter den Jaunde niedergelassen. Das ist gut, Ntangani Bita. Wir wissen jetzt, daß an den Grenzen von Adamaua ein Häuptling lebt, gleich unsern Häuptlingen. Wir ehren deine Rechte. Aber, Ntangani Bita, die Sache ist neu. Sage nur, was soll das werden? Wieweit reichen deine Grenzen und wieweit die des Reiches von Ngilla? Du wirst doch nicht immer weiter landeinwärts ziehen und in den Dörfern deine Flagge hissen wollen? Wir könnten uns das nicht gefallen lassen, und eines Tages müßten wir Feinde werden. Dann würde es Krieg geben, einen furchtbaren Krieg, und die Länder würden verwüstet werden. Schon jetzt liegen die Dinge schlimm. Du sagst, die Mwelle ge-

hören mir! Ngilla hat aber schon früher gesagt: ‚Allah hat mir die Mwelle ausgeliefert!‘ Willst du gegen göttliches Recht verstoßen? Nimm Vernunft an, lasse ab von den Mwelle und behalte die Jaunde, die Bawa, die Jatenge. Das ist schon viel, glaube mir. Und dann, wem sollen die Tschinga am Strome, die Jettuta und die Bati im Graslande gehören? Alle diese Fragen müssen geordnet werden, und das wollen wir in Frieden tun. Darum schlage ich dir vor, komm zu Ngilla, verhandle mit ihm, dann wollen wir die Völker am Sannaga, Mbam und Njong brüderlich unter uns teilen und in Frieden nebeneinander leben.“

Ntangani Bita schien nicht abgeneigt, auf den Vorschlag des Haussamannes einzugehen. Er konnte doch nicht alle Negerstämme auf einmal glücklich machen.

„Geh zurück zu Ngilla,“ sprach er, „und sage ihm, ich sei bereit, mit ihm zu verhandeln und mit ihm in Frieden zu leben. Wenn er mich zu sprechen wünscht, so soll er Boten senden, und ich werde zu ihm kommen.“

„Gott hat dir nicht nur Tapferkeit, sondern auch Weisheit geschenkt,“ erwiderte Osman, indem er den Rosenkranz durch seine Hände gleiten ließ und die üblichen Gebete der Abendstunde herzusagen begann.

Um dieselbe Zeit schritt Ali durch das Jaundedorf. Er hatte sich die große Signaltrommel vor dem Häuptlingshause angesehen. Dieser urwüchsige afrikanische Telegraph besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamme mit einer länglichen, schmalen Öffnung an der oberen Seite und wird mittels zweier Holzstöcke geschlagen.

Durch die verschiedenen Töne, die mit der Trommel erzeugt werden, indem der eine Wandteil an der Öffnung dünner als der andere ist, und durch die verschiedene Art

des Trommelns entstehen die der betreffenden Sprache ähnelnden Laute. Jeder auch nur halbwüchsige Mensch ist imstande, sich in der Sprache seines Landes auf der Trommel auszudrücken und dieselbe auch zu verstehen. Diese Töne sind weithin vernehmbar, und die Stämme können sich dadurch auf große Entfernungen verständigen, Zusammenkünfte verabreden, anrückende Feinde melden usw.

Ali wollte gerade nach der Station auf dem Hügel zurückkehren, als ein Bursche in seinem Alter vor ihn trat.

„Du erkennst mich wohl nicht wieder?" sagte der Fremde. „Ich habe dich aber trotz der schönen Gewänder sofort erkannt."

An der Stimme erkannte jetzt Ali einen seiner Jugendgenossen, einen der Tonisklaven, die mit ihm von der Farm der Prinzessin hatten fliehen wollen. Es war ihm aber unangenehm, jetzt solche Bekanntschaften zu erneuern, und er erwiderte barsch:

„Laß mich, ich kenne dich nicht!"

„Oho, wie stolz! Du kennst mich, deinen Freund Luba, nicht mehr?" rief der Tonibursche. „Freilich, freilich, ich trage nur mein Hüfttuch und du eine feine Tobe. Aber gelt, ich bin ein freier Mann und du bist ein Sklave! Hattest keinen Mut mit uns zu fliehen um der Freiheit willen! Feig warst du damals, und jetzt bist du ein gemeiner Schurke geworden. Du hast vergessen, wie man deinen Vater ermordet hatte, und mit seinen Henkern mordest du jetzt deine Brüder. Deine Mutter wird sich freuen, wenn sie hört, wie du dich emporgearbeitet hast, aber nimm dich in acht, Verräter; jetzt bist du ein Gast Ntangani Bitas, das schützt dich vor unserm Zorne; wenn

wir dir aber an einem anderen Orte begegnen, so werden wir dich am nächsten Baume aufknüpfen. Merke dir das, Verräter!"

Luba warf dem Jugendgenossen einen verächtlichen Blick zu und ging. Aber er hetzte eine Schar halbwüchsiger Burschen hinter dem Hauptmanne her, die ihn verfolgte und ihm höhnend nachrief:

„Seht, da geht der Sklave! Hauptmann Ali ein Sklave!"

Ein paar alte Weiber trieben die Rotte auseinander, und Ali ging raschen Schrittes in die Station; er war froh, als er erfuhr, daß Osman am nächsten Morgen abreisen wollte. Die Toni hatten ja zum Teil bei den Jaunde Zuflucht gesucht. Er, der Hauptmann der Sklavenjäger, hatte keinen Mut, jetzt seinen Landsleuten zu begegnen.

Die Sonne war untergegangen. Sterne funkelten am Himmel; vor den großen Hallen an den beiden Enden des Dorfes loderten mächtige Feuer; dort tanzten die Jaunde und die Toni, von dort schallten Flötenspiel und ebenmäßiger Gesang herüber; wie sich die Leute freuten! Sie waren frei und fühlten sich sicher im Schutze des Ntangani Bita. Hauptmann Ali ballte die Faust zusammen und preßte zwischen den Zähnen hervor:

„Ihr sollt mich nicht wieder verhöhnen!"

* * *

Das ‚große Heer' war in Ngillastadt eingezogen; aber wie kühl gestaltete sich der Empfang!

Die Herren Haussa waren solange im Felde gewesen, und nun kehrten sie mit einer so geringfügigen

Beute zurück. Da pflegte das ‚Schwert des Königs‘ anders unter den Feinden zu wüten. Diese Hinterlader schienen doch mehr für Paradespiele als für den rechten Krieg brauchbar zu sein. Aber freilich, wen hatte man an die Spitze des Heeres gestellt? Einen jungen Menschen, der nicht einmal ein Wute oder ein Haussa, sondern ein Toniſklave war. Ein Grünschnabel, der sich bis jetzt nur durch das Tragen schöner Kleider bemerkbar gemacht hatte, war dem bewährten Führern der Wute vorgezogen worden, und dieser Ali-Toni war jetzt die Zielscheibe des Spottes.

Inzwischen hielt Osman mit Ngilla geheime Beratungen ab.

„Ich sage dir, Ngilla,“ sprach Osman bei einer dieser Besprechungen. „Seine Stellung im Jaundelande ist fest! Das Volk liebt und verehrt ihn, hängt an ihm treu, und er hat sich auch die Bawa, zum Teil die Jatenge und die Mwelle abgabepflichtig gemacht. Wenn er die Kriegstrommel rühren läßt, so werden ihm an 2000 Mann in den Krieg folgen, und er hat sie reichlich mit Gewehren versorgt, dabei hat er selbst weit über hundert wohl ausgebildete Soldaten und eine Truppe von Elefantenjägern, die mir ganz tüchtige Burschen zu sein scheinen. Auch der Weg zur Küste ist ihm sicher. Durch den finstern Urwald zieht er unangefochten, die Völker, die in ihm wohnen, sind ihm befreundet. Und denke dir, die Küste ist zehnmal näher als Kano!“

Ngilla lachte. „Das freut mich, Osman,“ sagte er. „Ntangani Bita wird mich gut bezahlen. Er wird mir das Elfenbein abkaufen, du kannst die Sklaven nehmen!“

„Nichts wird er dir abkaufen!“ rief Osman. „Er

holt das Elfenbein aus dem Walde. Die Jaunde, die Bawa, die Jatenge und die Mwelle liefern es ihm ab; und sein weißer Kaufmann ist zu den Tschinga und den Bati jenseit des Stromes gegangen und hat alles aufgekauft, was diese an Elfenbein besaßen. Was kümmern sich jetzt die Leute um Ngilla und den Markt der Haussa, der Händler kommt in ihr Dorf und bezahlt sie besser als du. Der weiße Kaufmann will auch nach Ngaundere im Norden; er wird das ganze Land um Ngilla auskaufen, und selbst die Wute schaffen ihr Elfenbein heimlich zu den Tschinga und Jaunde und verkaufen das, was dir als Abgabe gehört. Du wirst bald durch die Nachricht überrascht werden, daß der Elefant in deinem Lande ausgestorben ist, aber der Weiße wird immer Zähne zur Küste schleppen lassen."

„Weißt du das alles sicher?" fragte Ngilla Osman mit deutlichen Zeichen von Unruhe und Aufregung.

„Geh hin in die Stadt des Weißen!" erwiderte der Haussa. „Dort spricht jedes Kind davon. Der Weiße ist gut; wir haben ihn früher nicht gekannt, jetzt wissen wir, daß er gut ist und alles bezahlt, und er zahlt besser als Ngilla und die Haussa zusammen."

Ngilla saß nachdenklich da.

„Die Mwelle verhöhnen dich schon," fuhr Osman fort. „Bald werden es die Tschinga und die Bati tun; die Toni, die du gezüchtigt hast, haben in der Stadt des Weißen freundliche Aufnahme gefunden. Sie flüstern schon von einem Rachezuge gegen dich. Ich habe sie singen hören: ‚Unser Herr ist der weiße Krieger. Wie ein Elefant bahnt er sich den Weg. Ihn hält nicht der Urwald, nicht der reißende Strom, nicht der steile Berg auf. Unser

Herr ist der große Schütze! Er streckt den Elefanten nieder, holt die Vögel vom blauen Himmel herunter und trifft die flinke Maus im Felde. Unser Herr ist der Ntangani Bita! Sein Kriegsruf verscheucht die Feinde, wohin er blickt, da lohen auf die Dörfer, wohin er zielt, da gibt es Tote; Städte erstürmt er, Länder bezwingt er. Sagt, wer ist der mächtigste Herr im Lande! Ist es Ngilla? Ha, ha, ha! Was ist Ngilla? Ntangani Bita ist der Fürst der Fürsten! Ngilla wird ihm die Füße waschen. Ngilla wird ihm dienen. So wird uns Ntangani Bita rächen, rächen an Ngilla! Ntangani Bita, der Fürst der Fürsten!'"

Durch solche Reden wußte Osman Ngilla in die größte Besorgnis zu versetzen, und Nanduku bestätigte zum großen Teile die Aussagen des Haussamannes.

Infolgedessen äußerte einmal Ngilla zu Osman: „Ich muß nach Tibati zu Amalamu; ich muß ihm die Sache vorstellen; da ist ja ganz Haussa in Gefahr. Amalamu muß ein Heer senden, damit wir den Weißen vertreiben!"

„Viel Glück auf die Reise!" höhnte Osman. „Du wirst mit einem Heere zurückkehren, aber der Fulbe, der es führt, wird sich auf die Thronbank Ngillas setzen. Amalamu will Krieger als Fürsten an der Landesgrenze haben. Denke doch, seit hundert Jahren sind Haussa und Adamaua noch niemals kleiner geworden; stets sind neue Heidenländer unterworfen worden, und du willst der erste sein, der da sagt: Hilf mir, Herr und König, ich kann mein Land nicht halten!"

Osman kannte die Verhältnisse, und Ngilla konnte nicht widersprechen, er senkte den Kopf auf die Brust.

Auf diesen Augenblick wartete Osman, und er begann den unglücklichen Sultan mit guten Ratschlägen zu trösten.

„Höre, Ngilla, und erhebe dein Haupt!“ flüsterte er ihm ins Ohr. „Die Macht, die dir vom Westen droht, besteht in einem einzigen Menschen. Nur Ntangani Vita ist dir gefährlich. Stirbt er, so zerfällt sein Reich. Seine Negersoldaten werden zur Küste zurückkehren; die Jaunde werden sich gegen die Jatenge erheben und beide die Bawa bekriegen. Die Mwelle werden wie früher schutzlos dastehen; die Tschinge werden sich auf die Bati stürzen. Es wird wieder die alte Sonne über das Land der schwarzen Menschen scheinen, und die Worte des Propheten werden Geltung haben. Ngilla wird wieder der mächtigste Fürst der Grenzmarken sein, und das Land wird ihm zufallen bis an die Grenze des dunkeln Urwaldes. Die schmucken Kinder der Jaunde wird er zu seinen Sklaven machen, und sie werden ihn mit Flötenspiel und Tanz erfreuen!“

„Ja, ja,“ rief Ngilla ungeduldig, „aber jetzt lebt er noch!“

„Aber er kann sterben!“ flüsterte Osman und heftete seine Augen auf Ngilla.

Dieser lachte kurz und höhnisch auf. „Du bist ja ein Zauberer, Osman,“ erwiderte er. „Du hast ja Amulette, die vor Kugeln und Schlangen schützen. Hast du nicht solche, die aus der Ferne Menschen töten können?“

„Frevle nicht!“ verwies ihn Osman. „Auf meinen Amuletten stehen Koranverse, und der Koran tötet nicht. Das Wort des Propheten verleiht nur Glück, Kraft und Leben. Aber er kann sterben, das sage ich dir. Er kann sich selbst aus Unvorsichtigkeit mit einem Giftspeere verletzen, oder ein Sklave kann ihn aus Versehen damit ritzen;

er kann von Giftschlangen gebissen werden; er kann im Durrabier ein Gift kosten, das den Menschen langsam, wie ein Fieber verzehrt. Höre Ngilla, ein solches Unglück kann ihm hier begegnen. Dann werden wir ihn beweinen und die Leiche einbalsamieren und sie mit seinen Soldaten seinen weißen Brüdern an der Küste zurückschicken. Was meinst du dazu, Ngilla?"

Der Sultan überlegte eine Weile, dann sprang er auf und rief:

„Ich meine, Osman, daß ein solches Unglück ihm hier begegnen muß!"

Der Sultan und der Händler reichten sich die Hand.

Schon am nächsten Morgen eilten Boten zu Ntangani Bita, um ihn zu Ngilla einzuladen.

Osman sprach inzwischen mit seinem Hauptmanne Ali.

„Du bist traurig und betrübt, mein Junge. Ich weiß es, ich weiß es. Sie verhöhnen und verspotten dich, und das alles hast du nur Ntangani Bita zu verdanken. Aber laß nicht die Hoffnung schwinden. Es wird schon besser gehen. Ngilla ist dir gewogen; er möchte dich vor dem Volke erhöhen und, um zu zeigen, wie hoch du in seiner Gunst stehst, dir seine Lieblingstochter Mku zur Frau geben. Dann wirst du der Schwiegersohn des Sultans sein — und wer weiß — vielleicht wird er Mku zu seiner Nachfolgerin ernennen, und du wirst der Sultan der Wute werden!"

Ali blickte ungläubig zu dem Haussamanne hinüber.

„Ja, ja, ich rede die Wahrheit," fuhr dieser fort. „Habe ich dich nicht zum Hauptmanne meiner Soldaten gemacht, habe ich dich nicht mit den besten Waffen ausgerüstet und dir den Oberbefehl über die Wute verschafft?"

„Ich weiß es und danke dir!“ erwiderte Ali.

„Aber wer stand dir denn im Wege, zu Ansehen und Ruhm zu gelangen? Ntangani Bita! Nun, er steht dir auch zu dem neuen Glücke im Wege. Denn höre wohl, du darfst nicht eher der Schwiegersohn Ngillas werden, bis Ntangani Bita tot ist.“

Ali lachte bitter auf.

„So erlaube mir doch, mit ihm zu kämpfen!“ rief er, einem lang verhaltenen Grolle freien Lauf lassend. „Ich werde ihn töten oder selbst fallen!“

„Mit ihm kämpfen?“ erwiderte Osman. „Ja, dann bekommen wir nicht nur die Blauhemden, sondern auch die ganze Bande der Mwelle, Jaunde, Jatenge, Bawa und Bati auf den Hals. Nein, nein! Ali, höre mich: Ntangani Bita muß im Frieden sterben. Er wird hierher kommen, und dann muß er verunglücken. Kannst du schweigen, mein Sohn, und hassest du Ntangani Bita?“

„Ob ich ihn hasse!“ rief der junge Ali. „Wie glücklich würde ich sein, wenn ich ihn tot wüßte!“

„Aber schreie nicht so!“ ermahnte ihn Osman. „Komm näher; ich will dir etwas ins Ohr flüstern!“

Osman flüsterte dem jungen Neger vieles ins Ohr, und das Gesicht Alis wurde düsterer, und die Farbe wechselte zwischen dunkelbraun und aschgrau, je nachdem das Blut in seine Wangen schoß oder zum Herzen zurückwich.

Osman hatte geendet, und Ali saß starr da.

„Versprichst du es mir, deinem Vater und Freunde?“ fragte ihn Osman.

Ali nickte halb gedankenlos mit dem Kopfe.

„So gib mir deine Hand darauf und gelobe mir

das tiefste Schweigen. Denke an die Zukunft! Prinzessin Mku deine Frau; du wieder an der Spitze des Heeres, hoch zu Roß im Siegeslaufe durch die Mwelle, Bawa und Jaunde! Und keine schwarz=weiß=rote Flagge wird dir gebieten können: Bis hierher und nicht weiter! Und wenn man in Kano staunend fragen wird: Woher kommen diese schönen Sklaven? so werde ich mit Stolz antworten: Ali, mein Sohn, hat sie erobert, Ali, der Sultan der Grenzmarken von Adamaua! Lockt dich diese Zukunft, so reiche mir deine Hand!"

„Hier ist sie, ich bin bereit," sagte der junge Hauptmann düster, und Osman beugte sich über ihn und küßte ihn auf die Stirn.



VI.

Die Waldgeister.

Die Savanne an der Grenze des Miwellelandes, in deren hohem Grase sich sonst Mensch und Tier verbergen konnten, lag wie eine schwarze Fläche da. Gegen das Ende der Trockenzeit hatten die Neger, wie immer, das Gras abgebrannt; schwarze Asche bedeckte nun den Boden, hier und dort ragten verkohlte Schilfstengel empor, halbversengt stand der niedrige, für die Savanne charakteristische Anonestrauch, auch die spärlich vorhandenen Weinpalmen zeigten Spuren des Feuers. Das war das Ende des afrikanischen Winters. Aber das Feuer hatte das Leben nicht vernichtet. In den roten, meterhohen Bauen arbeiteten rüstig die Termiten, und die Pflanzenwelt sollte erwachen, sobald die ersten Regenschauer fielen. Und er nahte bereits auf Sturmesflügeln, der kurze afrikanische Frühling!

Am Himmel türmte sich im Westen eine hohe, schwarze Wolkenwand, ihre Stirn war in weite, weiße Fransen zerzaust, und auf dem dunkeln Grunde tauchten unaufhörlich in feurigen Schlangenlinien die Blitze auf. Dumpf grollte der Donner in der Ferne, und über die Savanne fegten die ersten Windstöße.

Durch diese kahle Ebene schritt Hauptmann Ali, aber

nicht in der glänzenden Haussauniform. Wie ein einfacher Neger war er nur mit dem Hüfttuche bekleidet; er schaute sich um und begann rascher zu eilen. Wen floh er? Hatte er die Herrlichkeit der Haussa satt bekommen und wollte in den düstern Wäldern seiner Heimat aufatmen? Oder flüchtete er vor dem Tornado, dem Gewittersturme, der heranzog?

In der Tat ein grausiger, furchterweckender Anblick! Mit dumpfem Heulen brach der Wind über die Ebene herein, und siehe da, er wirbelte Asche und Kohle von der Steppe auf; schwarze Säulen stiegen aus dem Boden hervor und wuchsen höher und höher gegen den Himmel.

Im Wirbeltanze jagten sie dahin, als ob sie Ali verfolgten.

Er eilte rasch dem nahen Walde zu, aber die schwarzen Ungetüme holten ihn ein, und die eine der Aschesäulen zerbarst neben ihm und überschüttete ihn mit beißendem Staube; der Rest der schwarzen Riesengestalten stürmte aber in wilder Jagd bis an den Rand des Waldes, zu dessen Füßen er niedersank.

Ali eilte; denn der Wind trug ihn jetzt. Aus verschiedenen Stellen des Bodens zu seiner Rechten und Linken zuckten bläuliche Flammen hervor, und aus dem Haare Alis sprühten Funken: derart waren Boden und Luft mit Elektrizität geladen.

Da fielen die ersten, schweren Regentropfen nieder, und in eine der Palmen, die sich tief zu Boden neigten, schlug der Blitz ein. Nun öffneten sich die Schleusen des Himmels, und der Regen rauschte, nein, brauste mit solcher Wucht hernieder, daß er selbst den Donner übertönte.

Lachen und Tümpel bildeten sich augenblicklich in der Savanne, und Bäche begannen zu rieseln, dann verschwamm alles in wässerigem Dunst und Gischt.

Ali atmete auf, als er den Urwald betrat, der im Tale eines Flüßchens sich dahinzog. Welch ein Gegensatz! Hier herrschte beinahe ein Nachtdunkel, und der gedämpfte Schein der rasch, beinahe sekundenweise zuckenden Blitze tanzte gespenstisch auf den Stämmen der Bäume, aber von dem Regengusse spürte man wenig; hier und dort rauschte es wie aus Dachrinnen durch die Lücken der Baumkronen, sonst aber drang der Regen nicht durch das dichte Blätterdach. Hier in dem feuchten Grunde blieben die Bäume immer grün. Aber man hörte wohl das Tosen des Sturmes; wie ein Pelotonfeuer platzte der Regen auf das Blätterdach nieder, wie Geschützsalven krachte der Donner dazwischen, und der Sturm erhob dazu das wilde Kriegsgeheul.

Ali war an solche Gewitterstürme gewöhnt. Sie sind nichts Seltenes im tropischen Afrika. Auf dem wohlbekannten Pfade schritt er weiter, während der Schein der Blitze ihm den Weg beleuchtete.

Endlich tauchte vor seinen Blicken eine kleine Lichtung auf; ein riesiger Baumwollbaum, gewaltiger als unsere stärksten Eichen, erhob sich in ihrer Mitte, und im Schutze dieses Waldriesen stand eine Hütte, die nach westafrikanischem Brauche viereckig gebaut war. Auf der weiß getünchten Wand sah man im Scheine des Gewitters verschiedene bunte Tiere: Schlangen, Eidechsen, Krokodile auftauchen und wieder verschwinden.

Ali stand schon am Rande der Lichtung, als eine unermeßliche Lichtflut ihn plötzlich blendete; er blieb wie

festgewurzelt stehen; der Baum schien eine einzige riesenhohe Flamme zu bilden; es schmeckte ihm so sauer im Munde, als er die Augen schließen mußte; in demselben Augenblicke hörte er einen Krach, als ob der ganze Wald unter die Erde versänke — dann tönte wieder das Brausen des Sturmes und das Prasseln des Regens.

Ein Blitz hatte in den Baumwollbaum eingeschlagen. Ali blickte, als er sich gesammelt hatte, ängstlich und besorgt zu der Hütte hinüber; sie stand noch unversehrt auf ihrem Platze da. Die Luft roch so eigentümlich nach Schwefel; Alis Füße wankten, als er über die Lichtung schritt, seine Arme waren so schwer, als er an die Tür der Hütte pochte!

Erst auf wiederholtes Poltern mit den Fäusten wurde die Tür ein wenig seitwärts geschoben, und durch den Spalt grinste Ali ein pockennarbiges Gesicht an.

„Wen bringt da der Teufel mit Blitz und Donner?" tönte eine dumpfe Stimme aus der Hütte heraus.

Da erhellte ein Blitzstrahl das Gesicht des Negers, und der Pockennarbige rief: „Ach du bist es, der Sklave Ngillas!"

Er schob die Tür weiter zurück und ließ Hauptmann Ali eintreten.

Das Innere der Fetischhütte wurde durch eine Öllampe erhellt. Dicht neben ihr saß eine Meerkatze, ein zahmer, kleiner Affe, der, durch den Blitzschlag erschreckt, den Rücken krümmte und das Haar sträubte. An den Wänden standen einige roh aus Holz geschnitzte, mit bunten Farben bemalte Menschengestalten mit unmäßig übertriebenen Gliedern, die Fetische, welche dem Heidenvolke der Mwelle heilige Scheu einflößten. Auf den Regalen sah

man Schädel und Knochen verschiedener Tiere und dazwischen geheimnisvolle Töpfe und Krüge sowie einige Schnapsflaschen, die von der Westküste bis hierher den Weg gefunden hatten, mit braunen Säften gefüllt.

So bot sich im matten Lampenscheine den Blicken Alis das Innere der Hütte des Fetischpriesters dar, der bei den Völkern der Umgegend im Rufe eines großen Zauberers stand. Er sollte die Macht besitzen, mit den Dämonen zu verkehren, er konnte mit ihrer Hilfe die Schuldigen, die andere Menschen behext hatten, ausfindig machen; er konnte Kranke heilen, und man wußte, daß er nicht nur im Besitze von Heilkräutern war, sondern auch schlimme Gifte im Walde zu sammeln pflegte. Sein Ruf war auch zu Ngilla gedrungen, der zwar selber ein Giftkundiger war, im stillen aber zugeben mußte, der heidnische Medizinmann sei ihm doch überlegen.

„Du suchst wohl Schutz vor dem Unwetter?“ fragte der Medizinmann Ali.

„Das Unwetter hat mich unterwegs überrascht,“ erwiderte dieser.

„Ich bin aber gerade zu dir gegangen, als es losbrach. Ich wollte dich fragen, ob du jetzt bereit bist, mir das Gewünschte zu geben!“

„Du verlangst etwas Unmögliches,“ erwiderte der Medizinmann. „Solche Kräuter wachsen nicht im Walde. Mittel, die eine schleichende Krankheit hervorrufen, gibt es wohl; aber man muß sie täglich einnehmen lassen. Erst ein wenig, daß der Betreffende sich unwohl fühlt, dann wieder ein wenig, dann etwas mehr, daß er matt umhergeht, dann wieder etwas mehr, daß er sich hinlegt, dann noch mehr, daß er elend wird, und zuletzt da gibt man ihm etwas,

daß er einschläft und nicht mehr erwacht. Du willst aber ein Mittel haben, das, einmal eingegeben, eine langsame Krankheit vortäuscht und erst nach Tagen tötet. Freund, das ist eine Zaubermacht, welche wir nicht besitzen. Nur der Waldgeist verfügt über sie; wenn er in den Menschen fährt, dann kann er ihn auf diese Weise zu Tode martern. Du weißt, ich habe Freunde unter den Geistern; ich kann auch den Waldgeist an mich locken und ihn bewegen, daß er in einen Menschen fährt. Darum sage mir, wen du aus der Welt schaffen möchtest. Du wirst sehen, wie er dahinsiechen wird. Freilich muß ich den Menschen auch kennen lernen, muß dabei sein, wenn der Zauber wirken soll."

Ali blickte verdrossen auf den Medizinmann oder den Nganga, wie er in der Volkssprache genannt wurde.

„Wozu diese Ausreden!" rief er. „Ich weiß wohl, daß du alle Gifte kennst. Du wärest sonst kein so berühmter Nganga!"

„Du weißt es?" fragte der Medizinmann spöttisch. „Und wer hat es dir gesagt?"

„Ich habe es am Hofe Ngillas gehört!" gab Ali zur Antwort.

„Und aus dem Munde Ngillas, nicht?"

„Ich glaube es!" bestätigte Ali.

„Es freut mich, daß ich es höre," sagte der Nganga. „Dein Sultan hat ja sonst immer behauptet, er sei der größte Giftkenner im Lande. Er braut das beste Mada. He? Soll unter seinen Madaspeeren der Elefant nicht so rasch sterben, daß man in der Zeit kaum drei Zweige brechen kann? Er kennt auch ein Gift gegen den Schlangenbiß. Grüße ihn von mir. Ich habe ein Geschenk für ihn zurechtgelegt. Nimm das Ledersäckchen; drei braune Tierchen sind darin; nur so lang, wie von

der Fingerspitze bis zum Ellenbogen sind sie. Vielleicht läßt sich Ngilla von einem der Tierchen beißen, und er mag dann von seinem Gegengifte trinken, wieviel er will, er wird nicht wieder gesund werden. Ja, wenn die Schlänglein richtig zubeißen, so stirbt er noch schneller als der Elefant unter seinen Madaspeeren."

„Geh, Nganga!" fiel ihm Toni ein. „Wie soll ich dein Geschenk Ngilla übergeben! So dumm bin ich nicht: er wird mich ja dann fragen: ‚Was wolltest du bei dem Nganga?'"

„Das wird er dich nicht fragen!" erwiderte höhnisch der Nganga. „Glaubst du wirklich, daß du mich hinters Licht führen kannst? Du stellst dich mir vor als ein Sklave Ngillas und bietest mir königlichen Preis für das Gift. Ich will dir sagen, wer du bist. Du bist der Hauptmann Ali, der die Dörfer der Mwelle verbrannt hat."

Ali wurde durch diese Eröffnung auf das peinlichste überrascht; er wollte dem Nganga widersprechen, aber nur stammelnde Laute kamen über seine Lippen.

Das Auge des Pockennarbigen leuchtete.

„He, Hauptmann Ali," höhnte er, „wen will denn Ngilla aus der Welt schaffen? Ein geringer Mann muß es nicht sein; denn selbst den Feldherrn Nanduku könnte er getrost dem Henker übergeben. Es muß ein Mächtiger, ein Großer sein. Ist es sein Bruder, der Sultan von Ngutte? Oder ist es gar Amalamu von Tibati? Oder gar Ntangani Bita, der Freund der Toni und der Mwelle?"

Der Pockennarbige schwieg. Er weidete sich an der Verwirrung Alis.

„So antworte doch," fuhr er fort. „Ist es nicht

gleich, ob ich es heute oder später erfahre? Ich werde doch wissen, wem das Gift verabreicht worden war, wenn man im Lande von dem Tode eines Großen sprechen wird!"

Ali schwieg. Er war kein Meister der Verstellung. Das bemerkte der Nganga und rief:

„Schau, schau! Häuptlinge gehen zu den Nganga in die Schule, und du, noch ein Ei, willst klüger sein als die Henne? Ngilla ist dumm, das wissen wir längst, aber Osman schien uns klüger zu sein, als er in Wirklichkeit ist. Dich zu mir zu senden! Unbegreiflich! Geh wieder heim, mein Sohn. Der Sturm verhallt, die Sonne wird dir heimwärts leuchten, und sage Osman und Ngilla: ‚In diesen Wäldern und Steppen ist kein Gift gewachsen, das Ntangani Bita töten könnte; denn der weiße Krieger ist ein Freund der Mwelle!‘ Und du denke dir noch dazu, daß er auch der beste Freund der Toni ist!"

Der Nganga schwieg. In Ali schien jetzt eine Verwandlung vor sich zu gehen; sein Auge funkelte trotzig, und ein verwegenes Wort schwebte auf seinen Lippen.

Der Nganga kam ihm aber zuvor, er legte seine Hand auf die Schulter Alis und sprach:

„Versuche dich nicht in leeren Drohungen! Was kannst du mir anhaben? Was kann Ngilla mir tun? Krümmt er mir ein Haar, so werden sich alle Nganga gegen ihn erheben, und er wird sterben, das weiß er! Früher oder später trinkt er doch den Becher, der ihn rasch von den Leiden der Welt erlöst. Darum bleibe nur ruhig, mein Sohn, und nimm von dem Alter einen guten Rat an. Sage weder Osman, noch Ngilla, was du von mir gehört hast; denn wenn sie es erfahren, so werden sie sagen: ‚Ali hat uns verraten!‘ Dann aber wird es für dich vorbei sein mit der Gunst

deines Herrn und vielleicht auch vorbei mit dem goldenen Sonnenscheine! Sag ihnen lieber: ‚Nganga behauptet, er habe das Gift nicht.‘ Dann wird man mir zürnen und dich in Ruhe lassen.“

Die Windstöße des Sturmes drangen durch die schwache Wand in das Innere der Hütte, das Flämmchen der Öllampe wackelte hin und her. Bald war es finster in dem Raume, bald sah Ali beim Aufflackern der Flamme das pockennarbige Antlitz mit zwei funkelnden Augen, bald die rohen Fetische, die an der Wand lehnten und in dem flackernden Lichte wie lebendige Gestalten sich zu senken und zu erheben schienen. Das waren die Fetische, vor denen auch das Volk der Toni in banger Furcht erzitterte, das waren Verkörperungen der Dämonen, an die auch Ali als Knabe und Jüngling mit Schrecken und Grauen gedacht hatte. In diesem Augenblicke vergaß er, daß er die Worte des Propheten vernommen und das Licht des Islam erblickt hatte. Er war voll und ganz der Tonineger, und ein unheimliches Grauen erfaßte ihn.

In demselben Augenblicke trat der Nganga an die Tür und riß sie auf. Eine goldene Lichtflut ergoß sich in den Raum; denn ebenso rasch wie die Gewitter hier heranbrausen, verschwinden sie auch. Ali war es, als ob die Tür eines peinlichen Kerkers sich vor ihm öffnete, mit einem Satze sprang er ins Freie und jagte wie ein gehetztes Wild über die Lichtung in den Urwald. —

Als Ali das Ende des Waldes erreichte und die offene Savanne vor sich erblickte, atmete er auf. Aber er konnte den Marsch nicht fortsetzen; die Sonne mußte bald hinter der zerrissenen Wolkenwand untergehen; er war müde und hatte gedacht, daß er in der Hütte des Nganga

übernachten würde. Aber um keinen Preis würde er jetzt neben den Fetischen seines Volkes verweilen. Er machte sich am Rande des Waldes aus verhältnismäßig dürrem Laube ein notdürftiges Lager zurecht und legte sich nieder, um auszuruhen und zu schlafen. Aber hiervon war keine Rede. Sein Gehirn arbeitete immerfort. Er hatte bis jetzt den Spott und Hohn der Menschen ertragen, nun aber begannen ihn Geister zu foltern.

Diese Fetische! Ali suchte sich jetzt, da er auf die freie Savanne blickte, Mut zuzureden. Es gab ja nur einen Gott! Das wußte er, und die Fetische waren Götzen, tote Hölzer. Aber glaubten auch die Araber und Haussa nicht an Geister, an Dämonen? Wieviel Spuk- und Hexengeschichten hatte er auf den weiten Reisen aus dem Munde Osmans vernommen! O ja, die Welt war voll von Geistern; sie lebten in der Wüste und beunruhigten die Häuser der Haussa. Warum sollte es hier in seinem Vaterlande keine Geister geben? Sicher trieben auch hier die Teufel ihr Spiel. Wie konnte er daran zweifeln; hatte er in seiner Jugend nicht genug derartige Geschichten erlebt? War nicht in seinem Heimatsdorfe vor einigen Jahren der Häuptling behext worden, so daß er plötzlich starb? Der dortige Nganga hatte die Hexen unter seinen Frauen herausgefunden. Vor den Augen Alis schwebte jetzt die kleine Insel im Strome, und auf ihr sah er die fünf lodernden Scheiterhaufen, auf welchen die Hexen verbrannt wurden. Und wie oft hatten sich bei geringeren Anlässen Leute durch die Giftprobe von dem Verdachte reinigen müssen, mit Hilfe böser Geister andere verhext zu haben! War nicht auch dieselbe Giftprobe am Hofe Ngillas im Gebrauch, obwohl dieser ein Fulbefürst war?

Diese Waldgeister! Sie waren so mächtig! Unsichtbar nahten sie den Menschen und vernichteten, wer ihnen mißfiel! Und es gab ja Waldgeister, welche die Toni beschützten und welche man gegen die Feinde der Toni zu hetzen pflegte!

Ach, wie hatte er einst auf diese Schutzgötter seines Volkes gebaut! Wie wohl und sicher schlief er an den Grenzen der wilden Bawa ein, wenn er auf Jagdzügen bis ans Ende des Tonilandes gekommen war! Er wußte, daß dort die Waldgeister der Toni herrschten und daß sie ihm gut waren, da er ihnen opferte, was in seinen Kräften stand. Wie oft hatte er Muschelschmuck oder die schönsten Vogelfedern an die heiligen Bäume gehängt! Wenn er damals die Wildnis durchstreifte, so hatte er auf den grimmen Leoparden und auf Giftschlangen acht gegeben, und an die Waldgeister der Toni hatte er nur in frommer, freudiger Scheu gedacht.

Und heute — Schauer durchrieselten seinen Leib. Man haßte den Hauptmann Ali im Lande der Toni, man wollte ihn am nächsten Baume aufknüpfen, wenn man ihm allein begegnete. Sicher hetzte man auch die Waldgeister hinter ihm her. Gottlob! Er war im Lande der Mwelle, bis hierher durften jene ihm jetzt feindlichen Geister nicht folgen. Aber waren jetzt die Toni und Mwelle nicht Freunde und Brüder geworden? Fühlten sie sich nicht als Kinder des Ntangani Bita? Hu! Und der alte Nganga hatte entdeckt, daß Ali diesem neuen Vater der Mwelle nachstellte! Wenn es ihm nun einfiel, die Teufel der Mwelle hinter ihm loszulassen?

Vergebens suchte Ali sich Mut einzureden. Vergebens sagte, rief er die wenigen Suren (Sprüche) des

Korans, die er auswendig wußte, her. Die alten Götter seines Volkes wurzelten fester in seinem Herzen als die Lehren des Propheten. Im Rauschen des Windes, im Geschreie der Nachtvögel, im Gebrülle der Waldtiere, welche sich durch den ersten Regen erquickt fühlten und durch die Wildnis streiften, glaubte er Geisterstimmen zu vernehmen, und wenn Leuchtkäfer zwischen den Büschen auftauchten, zuckte er zusammen; denn sie schienen ihm die feurigen Augen der Fetische zu sein.

Ach, wo waren die goldenen Tage der Kindheit hin, wo die selige Ruhe, mit der er einzuschlafen pflegte? Jetzt zuckte er alle Augenblicke zusammen, und als ein morscher Baum des Urwaldes zusammenbrach, als der alte Riese in seinem Sturze hundert junge Bäume zerschmetterte und die Luft mit erdbebenartigem Krachen erfüllte, da sprang Ali auf, da litt es ihn nicht mehr am Rande des Waldes; er eilte, floh durch die Savanne, obwohl die Sterne der Nacht noch am Himmel funkelten und weder der Morgenstern, noch der blasse Streifen des Zodiakallichtes das Nahen des Tages verkündeten. Er floh vor den Göttern der Mwelle und der Toni und atmete erst auf, als er die Grenzen des Wutelandes überschritt und sich in der Gewalt der Geister Ngillas fühlte.

Er war todmüde, seine Stirn glühte, seine Füße bluteten, da er sich in den scharfen Stoppeln wundgelaufen hatte, und sein Herz hämmerte furchtbar und drohte ihm die Brust zu sprengen. Keuchend schleppte er sich einem Hügel zu, auf dem ein Wutedorf stand.

* * *

Drei Tage später zog weiter westlich eine kleine Karawane durch die Steppe. Sie näherte sich bereits der Grenze des Wutelandes.

Die schwarz-weiß-rote Flagge wehte ihr voran; denn es war Ntangani Bita, umgeben von seinen treuen Blauhemden, der Ngilla besuchen wollte, um über die brüderliche Teilung der Negervölker am Sannaga und Mbam zu verhandeln. Er wollte einen befreundeten Fürsten besuchen, und so war seine Karawane klein. An Bewaffneten folgten ihm nur fünfzehn Mann, darunter zehn der Elefantenjäger, die Osman ganz besonders tüchtige Schützen zu sein schienen. Die Zahl der Träger mochte gegen zwanzig betragen, und dann befanden sich in der Karawane, wie stets in Afrika, einige Weiber, Frauen der Träger und Soldaten oder Dienerinnen des Führers.

Wie anders sah jetzt die Steppe aus! Welche Wunder hatten die ersten Regenschauer vollbracht!

Das Gras sproß überall hervor und verfilzte sich zu einem dichten Rasen. Ihm waren aber verschiedene tulpen- und narzissenartige Zwiebelgewächse vorausgeeilt und erhoben über dem grünen Teppiche ihre bunten Blumenkronen. Aus dem Walde waren Vögel, bunte Finken und Weber, herübergeflogen und suchten Stand- und Brutplätze auf; sie umschwirrten die Palmen und Anonasträucher und erfüllten die Luft mit ihrem Gezwitscher.

Das war ein Frühlingsbild in den Tropen, aber wie kurz währt hier der holde Lenz! In acht bis vierzehn Tagen wächst das Gras empor; es wogt wie ein Kornfeld, und die blumige Wiese ist verschwunden; dann wandert man wieder durch die hochgrasige, einförmige Savanne.

Die Stimmung der Leute Ntangani Bitas war ernst.

Sie wußten alle, daß man am Hofe Ngillas gegen den Vater der Jaunde und Toni Ränke schmiedete; ein Nganga aus dem Walde hatte sie vor dem Giftmischer Ngilla gewarnt. Aber es war eine auserlesene Schar, die Ntangani Bita führte, und trotz aller Besorgnis fühlte sie keine Furcht im Herzen, als sie sich den Grenzen des Wutelandes näherte.



VII.

Mutter Enda.

An demselben Tage kehrte Hauptmann Ali in die Residenz Ngillas zurück. Osman erschrak, als er ihn erblickte; denn der junge Bursche sah abgemattet, hohläugig aus und brach vor seinem Herrn zusammen.

„Ali, was fehlt dir?" fragte der Haussa.

„Die Geister foltern mich!" stöhnte Ali.

„Rede vernünftig!" befahl der Haussa wieder. „Bist du krank, Ali?"

„Wenn das nur eine Krankheit wäre!" erwiderte Ali. „Er hat die Waldgeister der Mwelle hinter mir losgelassen, und sie haben mich gepackt und würgen mich!"

Osman schüttelte das Haupt und legte seine Hand auf die Stirn und die Brust Alis. „Er fiebert . . ." sprach er für sich, dann sagte er laut zu Ali:

„Du meinst den Nganga?"

Ali nickte.

„Und hat er dir das gegeben, was wir wünschten?" forschte der Haussa weiter.

„Gar nichts hat er mir gegeben . . ." erwiderte der Kranke, nach Atem ringend. „Er sagte, ein solches Gift habe er nicht. Ob er es wirklich hat oder nicht, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, er ist ein Mwelle; er haßt

mich, er haßt dich und Ngilla, und schau, was er durch seinen Zauber aus mir gemacht hat. Hu, wie sie mich jagten durch Wald und Steppe! Gib mir zu trinken, Osman!"

Der junge Ali fieberte. Aber aus den wirren Reden konnte Osman so viel entnehmen, daß der Nganga das Gift nicht ausliefern wollte. Osman rief einen seiner vertrauten Sklaven herbei, übergab ihm Ali zur Pflege und ging zu Ngilla, der ungeduldig auf die Rückkehr Alis wartete, um ihm Bericht zu erstatten.

Osman erzählte dem Sultan, was er von Ali erfahren hatte.

„Vielleicht ist er schon krank beim Nganga erschienen, und dieser hat ihm darum das Gift nicht gegeben. Hast du Vertraute, die wir noch einmal in den Mwellewald schicken könnten?"

Der Sultan aber saß nachdenklich da.

„Er hat ihn behext! Gewiß hat er ihn behext," sprach er nach einer Weile. „Das kennst du nicht, Osman. Er ist ein großer Zauberer, der größte in der Umgegend. Und er haßt mich? Sagtest du das nicht? O ja, er kann mich hassen; denn ich habe seinen Ruhm verdunkelt. Und er droht mir? Sagtest du das nicht? He, Osman, das Wort des Propheten gibt Kraft und Leben. Wo sind deine Amulette, Osman? Gib mir die kräftigsten. Auf der Stelle, Osman!"

„Der Heide kann über uns keine Macht haben!" suchte Osman den plötzlichen Ausbruch der Furcht bei Ngilla zu bekämpfen.

Der Sultan schüttelte aber den Kopf und blickte finster drein.

„Der Teufel, der Böse, fragt nicht nach dem Koran,“ murmelte er.

„Mit Heiden und Gottlosen steht er im Bunde. Er hat ihn behext, sicher hat er ihn behext, und hier bei mir treiben sich soviele Mwelleleute umher. Steckt nicht mein Haus voll von den Mwellemädchen, die Ali geraubt hat? Bring mir deine Amulette, Osman. Auf der Stelle, sage ich dir! Sonst gehe ich selber in dein Haus und hole sie mir!“

Osman blickte erstaunt auf Ngilla. Er hatte nicht geglaubt, daß der Sultan so abergläubisch war. Der Haussamann ging und holte drei Ledertäschchen.

Ngilla griff gierig nach den Talismanen und hing sie um seinen Hals, er schien beruhigt zu sein.

Als Osman dies merkte, sprach er: „Ich will selbst zu dem Nganga gehen!“

„Bist du von Sinnen?“ rief der Sultan empört. „Willst du mit einem zweiten Mwelleteufel im Leibe in das Wuteland zurückkehren? Ich dächte, wir hätten schon an dem einen genug! Wir wollen abwarten, wie die Sache mit Ali abläuft. Geh nach Hause, Osman; beobachte den Jungen und komm täglich, zweimal täglich, dreimal täglich und erstatte mir Bericht!“

„Aber wir müssen an etwas anderes denken,“ entgegnete Osman. „Schau, Ntangani Bita kann jeden Tag kommen, und wir sind nicht vorbereitet!“

Aber Ngilla schüttelte den Kopf, daß die ‚Ohren‘ am Turban wackelten.

„Ntangani Bita kommt als mein Freund, aber der Mwelleteufel ist mein Todfeind. Mit dem muß ich zuerst fertig werden. Geh nach Hause, Osman, und be-

obachte den Behexten. Stelle Wachen auf und laß ihn nicht entweichen. Die Besessenen laufen umher und behexen die Menschen mit ihrem Blicke. Halt, ich hab' es! Du bringst ihn auf die Farm, Osman — auf die äußerste Farm, die Mku gehört, bringst du ihn, und bleibe dort und sorge dafür, daß Ali nicht in meinen Palast kommt und mir nicht unterwegs begegnet. Mit deinem Kopfe birgst du mir dafür. Und nun rasch ans Werk! Was stehst du da? Nandufu soll mit dir gehen und mir melden, wann der Mwelleteufel meine Stadt verlassen hat. Eile, eile! Ich sende dir Nandufu nach!"

Osman war auf diesen Ausgang der Dinge nicht gefaßt; aber er sah, daß Ngilla in diesem Augenblicke von einem Wahne befangen und zu allem fähig war. Sein Kopf war noch heil, Osman wollte ihn nicht verlieren, und so ging er, die Befehle des Sultans auf der Stelle auszuführen.

So wurde Ali wieder zum Bewohner der Farm, in welcher er als der Sklave Mkus seine Lebensbahn im Wutelande begonnen hatte.

Osman brauchte indessen nicht zu fürchten, daß der Sklave ausbrechen und die Ruhe Ngillas stören würde. Der Kranke lag still, zumeist bewußtlos da, er fieberte nicht mehr, verlangte kaum zu trinken, und der Bericht, der täglich von Osman erstattet werden mußte, konnte sich die ersten Tage hindurch auf die zwei Worte beschränken: „Er schläft!"

Trotzdem war Ngilla durchaus nicht beruhigt. Das Essen schmeckte ihm nicht; in den Getränken verspürte er stets einen besondern Beigeschmack, er war wirklich magenleidend geworden, und infolge der Unruhe und Aufregung

verschlimmerte sich das Leiden von Tag zu Tag. Wer auf kleine Beschwerden zu sehr achtet, sich mit seiner Krankheit zu viel beschäftigt, der kann schließlich trübsinnig werden; die kleinsten Schmerzen empfindet er dann doppelt heftig, die Krankheit erscheint ihm größer, als sie wirklich ist. Er fühlt sich zu Tode krank, während ihm eigentlich sehr wenig fehlt.

Auch Ngilla befand sich in der Lage eines solchen Menschen; sein Magenkatarrh erschien ihm als der Anfang eines schweren, peinvollen und lebensgefährlichen Leidens; er wähnte sich in der Art vergiftet, wie er Ntangani Bita hatte vergiften wollen, und in seinem abergläubischen Gemüte begann sich die Überzeugung festzusetzen, daß man ihn behext hatte.

In seiner Verzweiflung nahm er Gegengifte ein, von denen er stets einen großen Vorrat bereit hielt, und diese verschiedenartigen, oft scharfen Arzneien verdarben seinen Magen vollends, so daß er sich wirklich elend fühlte.

In einer solchen trostlosen Verfassung befand sich der Sultan des Wutelandes, als Ntangani Bita erschien, um die brüderliche Teilung der Negervölker mit ihm zu besprechen. Ngilla war dazu nicht aufgelegt; die Begrüßung fiel ungemein kurz aus; der Sultan ließ sich durch seine Krankheit entschuldigen und war auch in den nächsten Tagen nicht zu sprechen. Das Staatswesen mußte ruhen. Der zauberkräftige weiße Mann erhielt diesmal zum Lager einen Hügel in ziemlich weiter Entfernung von dem Dorfe angewiesen. Diese Einzellage war ihm und seinen Leuten willkommen; denn der Hügel bildete an und für sich eine Art Festung, Schutz vor etwaigem, unverhofftem Überfalle, da man auf

ihm das Annähern fremder Personen wohl bemerken konnte.

Ali lag indessen krank auf der Farm der Prinzessin Mku. Osman fiel es nicht ein, den Kranken hier zu bewachen; nachdem bei Ngilla die erste Aufregung sich gelegt hatte, würde er sich wohl zweimal überlegen, sich an einem Osman ben Fodio zu vergreifen. Die Sklaven, denen die Obhut Alis übertragen wurde, waren nichts weniger als Krankenpfleger von Beruf, und sie hatten auch kein Mitleid mit dem Hauptmanne. Hatte er sich jemals um sie bekümmert, da sie selbst krank dalagen? Hauptmann Ali war blind gegen das Elend der andern, da er selbst glücklich war.

Und doch wurde der kranke Ali auf das trefflichste verpflegt.

In den Stunden, da allmählich sein Bewußtsein wieder erwachte und der Geist für äußere Eindrücke empfänglich wurde, ohne sich über dieselben voll und ganz klar zu werden, fühlte Ali die Wohltat einer von Herzen kommenden Krankenpflege, die er auf der Farm der Prinzessin Mku, auf der er einst an Osman verspielt worden war, niemals erwartet hätte.

An einem Tage da tat es ihm so wohl, als ihm auf die glühende Stirn und die heiße Brust kühlende Umschläge gemacht wurden und eine Hand seine Wangen streichelte. Freilich, die Augen konnte er noch nicht aufmachen; die Lider waren zu schwer, und er konnte nicht sehen, wer ihm die Wohltat erwies.

Aber es war ihm so, als ob er in seiner Heimat an dem rauschenden Strome sich befände, als ob er in der Fischerhütte läge und den leichten Tritt und die weiche Stimme der Mutter hörte.

Und am andern Tage vernahm er wieder der Mutter Stimme:

„Nkole," sprach sie zu ihm, „willst du trinken? Deine Lippen sind so heiß! Trinke, mein Nkole!" Und er schlürfte den labenden Trunk.

Nkole — ja, das war sein Toniname! Ach, seit Jahren hatte ihn niemand so genannt, niemand nach diesem Namen gefragt. Seine Herren nannten ihn, wie's ihnen beliebte. War es wirklich seine Mutter, die zu ihm sprach?

Ali schlug die Augen auf, und er bebte zusammen. Wirklich, das liebe, traute Gesicht beugte sich über ihn. Träumte er, oder war es Wirklichkeit? Ach, er konnte es nicht ausdenken; das überstieg seine Kräfte; es schwindelte ihn, und es versank alles um ihn wieder in Nebel und in Grauen.

Nach einigen Stunden fühlte er, daß jemand seine Hand hielt, und er spürte einen leisen, innigen Druck.

„Mutter?" lispelte er.

„Nkole, ich bin es!" lautete die leise Antwort.

Und als er die Augen aufschlug, da saß die Mutter neben ihm und drückte ihm fester die Hand. Er träumte nicht, das wußte er.

Wo war er denn? Er konnte nicht fragen; er war zu schwach; war er wieder in seiner Heimat? Sonderbar, in diesem Augenblicke waren alle Erlebnisse der letzten Jahre in seiner Erinnerung wie verloschen. Es tauchten nur Bilder der Kindheit vor ihm auf; er und seine Mutter, das war der Inhalt der Welt, die ihn jetzt bewegte, in der er jetzt lebte. Und wie groß und mannigfaltig, wie sonnenhell und freudig war diese Welt; denn

wie tief ist die Liebe des Sohnes zur Mutter, wie unendlich die Mutterliebe!

Das war auch ein seliges Erwachen aus der Nacht der Krankheit, und Ali konnte lange in ihm schwelgen; denn Tage vergingen, bis er sich darauf besinnen konnte, daß er ja nicht mehr der junge Nkole, sondern Hauptmann Ali war. Und diese Besinnung fiel wie ein tiefschwarzer Schatten auf das goldene, herrliche Reich der Erinnerungen, in dem er bis jetzt gelebt hatte. Wie ein Sturm brach sie über ihn ein und zerriß ihm Herz und Seele, so daß er laut aufstöhnte!

Junge Leute erholen sich rasch, wenn die Krankheit einmal überwunden ist. So war es auch bei Ali der Fall. Er saß nun mit der Mutter im Schatten der Veranda und konnte erfahren, was sie seit jenem Schreckenstage erlebt hatte und wie sie so unverhofft in seine Nähe gekommen war.

„Als die Wute unser Dorf plünderten," erzählte die Mutter Alis, die Enda hieß, „rettete sich ein Teil der Bewohner auf das gegenüberliegende Ufer des Flusses. Im Morgengrauen sahen wir uns an, und ach, da fehlten so viele! Meine Tochter war bei mir, aber ich mußte meinen Mann und meinen Sohn beweinen. Von deinem Vater erzählten mir die Krieger, daß er wie ein Held im Kampfe gefallen war. Von dir wußte mir niemand etwas zu sagen. Ich wußte nicht, ob du gefallen oder als Sklave fortgeschleppt worden warst. In den nächsten Tagen trieben wir uns im Walde umher und suchten nach einer neuen Wohnstätte; denn obwohl Nanduku abgezogen war, wollte niemand das alte Dorf wieder bewohnen. Zwischen uns und den Wute sollte der Strom liegen.

Als wir so umherirrten, begegneten wir Elefanten-jägern, die in schöne Blauhemden gekleidet waren. Diese fragten uns über unsere Schicksale aus und gaben uns den Rat, uns unter den Schutz Ntangani Bitas, der im Jaundelande weilte, zu stellen, da würden uns die Wute nie mehr etwas anhaben dürfen. Sie erzählten uns so viel Gutes von dem weißen Manne, daß wir unsere Scheu vor der blassen Hautfarbe überwanden und uns an Ntangani Bita wandten. Er empfing uns freundlich und wies uns Wohnsitze neben den Jaunde an. Seit jener Zeit sind die Jaunde und die Toni Brüder und Freunde geworden, und ihre Häuptlinge gehorchen dem großen Ntangani Bita.

Ich habe mich aber von meinem Volke getrennt; denn ich heiratete einen der Elefantenjäger und Soldaten Ntan-gani Bitas. Ich habe mit ihm weite Reisen gemacht; du, Nkole, bist weit im Osten gewesen, ich habe den fernen Westen gesehen. Wochenlang zogen wir durch einen düstern Wald, so daß wir kaum jemals einen Sonnen-strahl erblickten, dann kamen wir aber an ein großes Wasser, das eben so groß ist wie das Land, und auf einem Schiffe, das Feuer und Rauch spie, fuhren wir nach der Hauptstadt der Weißen, die man Kamerun nennt.

Ich hätte nicht träumen mögen, daß hinter dem fin-stern Walde solche Wunder sich befinden könnten. Denke dir allein das große Wasser und das wunderbare Schiff darauf, das tausend Menschen und die Waren von tausend Trägern fassen kann und von selbst fährt, sobald der Weiße es will. Denke dir auf dem Schiffe Riesengewehre, länger und dicker als der stärkste Mann! Wenn diese los-brennen, dann bebt die Erde, als ob zehn Donner auf

einmal grollten. Und in Kamerun habe ich an zweihundert weiße Männer und an zwanzig solche Schiffe gesehen! Die Leute wohnen dort in Häusern, die aus Eisen gebaut sind und dem Sturme und dem Feuer trotzen. Und sie sind gut. Ein weißer Mann ist da, der die Kinder der Schwarzen aufnimmt und sie in den Künsten der Weißen unterrichtet. Aber die Wunder könnte ich dir nicht beschreiben, und selbst, wenn ich hundert Zungen hätte. Du mußt selber dorthin reisen, mußt sehen und wirst staunen. Dort wirst du Bekannte finden, gute Bekannte! Deine Schwester Anna, die dort ein Blauhemde geheiratet hat — ja, ein Blauhemde mit roter Schärpe; du weißt ja, was das bedeutet, sie ist Frau Hauptmann!

Von Kamerun sind wir auf demselben Wege wieder nach der Jaundestation zurückgekehrt, und da erfuhr ich von Luba, daß du dort gewesen wärest. O, wie freute ich mich, dich am Leben zu wissen, und wie stolz war ich, als ich hörte, daß du ein Hauptmann geworden bist!

Höre, Nkole, wenn du ein Hauptmann bist, so mußt du ja ein Freier sein; dein guter Herr hat dich freigelassen; du kannst tun, was du willst.

Und so dachte ich mir und kam mit meinem Manne und Ntangani Bita hierher, um dich abzuholen und auf unsere Jaundestation mitzunehmen. Wozu sollst du den Feinden der Toni dienen, lebe wieder unter deinen Brüdern!"

Wie schnitten die Worte der Mutter dem jungen Hauptmanne tief ins Herz, wie düster klang seine Stimme, als er kurz erwiderte:

„Ich bin noch immer ein Sklave, und Osman ist mein Herr!"

Da senkte die Mutter das Haupt und weinte bitterlich.

Diese schwere Krankheit bildete einen Abschnitt im Leben des jungen Negers. Er erwachte aus ihr zu einem neuen Dasein. Unter dem Einflusse der Mutter fühlte er sich wieder in seine Knabenjahre versetzt, er fühlte und dachte wie ein freier Toni, und er bäumte sich auf gegen die traurige Wirklichkeit. Er achtete den Reichtum und den Glanz, der ihn umgab, gering und beneidete seine Brüder, die einfacher, aber frei im Schutze der schwarz-weiß-roten Flagge lebten. Wie hatte er nur einen Mann wie Ntangani Bita hassen können!

Aber er durfte seine Gefühle niemand verraten, selbst der Mutter nicht. Würden ihm die Blauhemden Glauben schenken? Ihm, dem Führer der Sklavenräuber? Zu tief war die Kluft, die zwischen ihm und seinen Landsleuten gähnte. Das Schicksal war mächtiger als sein Wille, und er beugte sich im stillen vor ihm. Osman gegenüber war er anscheinend der treue Ali geblieben und heuchelte vor ihm Haß gegen Ntangani Bita. Auch bedauerte er, daß seine Mutter in dessen Lager lebte.

Der Haussa war damit zufrieden; er tröstete seinen Zögling und sagte: „Wenn du willst, so kannst du deine Mutter immer bei dir haben und der alten Frau eine sorgenfreie Zukunft bereiten!“

„Wenn ich will?“ fragte Ali erstaunt.

„Nun ja!“ erwiderte Osman. „Du brauchst mich nicht so verwundert anzuschauen. Wir können auf Ngilla nicht rechnen; er kämpft mit Geistern, während wir mit Menschen Krieg führen wollen. Aber auch ohne den Sultan werden wir unser Ziel erreichen. Die Häuptlinge von Mango und Ngaundere werden sich mit mir gern zur Eroberung des Jaundelandes verbinden. Nur muß ich sorgen, daß Ntangani Bita lebend den Sannaga nicht wieder überschreitet.

Du kennst das Land an den Stromfällen, und auf dich rechne ich, mein Ali. Doch später mehr davon!"

Ali war durch diese Mitteilung tief erschüttert. Osman plante also einen neuen Anschlag gegen Ntangani Bita. Das eine beruhigte ihn nur, daß er dabei dem Haussahändler helfen sollte. Er brannte vor Neugierde, etwas Näheres zu erfahren, aber dazu bot sich jetzt keine Gelegenheit; denn das Wuteland wurde zum Schauplatze unerhörter Ereignisse.





VIII.

Die Giftprobe.

In alten Zeiten kannte man in Europa Ordalien oder Gottesurteile, d. h. Proben, an deren Ausgang man einen Ausspruch der Gottheit über Schuld oder Unschuld, Recht oder Unrecht zu erkennen glaubte.

In Afrika wendet man noch heute solche Proben an, und die weitestverbreitete unter ihnen ist die Giftprobe, die ebensoviel und noch mehr Unheil stiftet, wie bei uns ehemals die Hexenprozesse.

Ngilla saß eines Morgens im Hofe seines ‚Palastes‘, er war allein; denn er mied jetzt die Menschen. Seine Rechte glitt über die Spange aus Elfenbein, die er am Arme trug, und dann über die Ringe an den Fingern der Linken. Wie leicht konnte er sie hin und her bewegen! Es war ihm klar, daß er mager, schrecklich mager geworden war!

Ali war bereits gesund geworden, und Ngilla war noch immer krank, fühlte sich matter und matter. Der Grund seiner Krankheit mußte ein anderer sein als die Ursache, die Ali krank gemacht hatte. Das war Ngilla klar, und er forschte jetzt nach diesem Grunde.

Eine Stunde verging, und Ngilla grübelte noch immer. Endlich erhob er sich von seinem Sitze und klatschte in die Hände. Ein Diener stürzte herein in den Hof und erwartete kniend den Befehl des Herrschers.

„Nanduku soll kommen!“ befahl Ngilla, und der Diener sprang davon.

Nanduku erschien, warf sich zur Erde nieder und streute Staub auf sein Haupt.

„Nanduku!“ sprach Ngilla. „Laß die Pauken schlagen! Sammle das Heer, umringe das Dorf, damit niemand hinauskann, und dann komm mit einem Trupp in die Straßen und setze alle Mwelle gefangen. Alle — Männer, Weiber und Kinder!“

Nanduku sprang auf und eilte hinaus.

Bald darauf ertönten dumpf die Schläge der großen Kriegspauke, die vor dem königlichen Palaste stand. Eine Weile später ließen sich Trommelwirbel vernehmen, und von den Hügeln rings um Ngilladorf tönten dumpf die Elfenbeinhörner.

Kriegslärm! Wie war der Anblick der sonst so ruhigen Straßen verändert! Menschen liefen hin und her und unter ihnen wilde Kriegergestalten der Wute. Da jagten mit Speeren, mit Bogen oder Feuergewehren bewaffnet die mäßig langen, muskulösen Gestalten. Ihr Kinnbart ragte spitz in die Luft, und den Kopf bedeckte die in Kappenform geordnete Frisur. Wo die Kriegsdrommeten

schallten, hatte der Gesichtsausdruck der Leute ein entschlossenes, kriegerisches Gepräge. Die Augen blitzten feurig, und die hakenförmig gefeilten, im halbgeöffneten Munde sichtbaren oberen Mittelzähne ähnelten denen des Tigers. Selbst Knaben von zwölf Jahren eilten, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, herbei, und sogar Weiber folgten dem Alarmsignal; eine Schar junger Frauen stellte sich mit Waffen in der Hand als Amazonengarde vor dem Sultanspalaste auf, andere erschienen mit Körben und Stricken, um als Troß den Männern in den Krieg zu folgen.

Wo war der Feind? Hatten die Tschinga oder die Mwelle einen Einfall gewagt, oder trug gar der Ntangani Bita böse Absichten im Schilde?

Wo war der Feind? So fragte man auch auf den Farmen, und von den Hügeln eilten Kriegerhaufen im Laufschritte nach der Stadt.

Wo ist der Feind? So fragte man auch im Haussalager, und das Elfenbeinhorn Osmans rief die Haussasoldaten zusammen.

Der Trompeter Ntangani Bitas hatte den Alarm kaum vernommen, als auch er das Horn schmettern ließ, und die Blauhemden standen im Nu auf ihren Posten, und Ntangani Bita trat mit dem Wundergewehre aus dem Zelte und fragte nach der Ursache des Kriegslärms. Nirgends ließ sich der Feind blicken; man sah nur das Heer der Wute sich auf dem großen Festplatze und vor der Stadt sammeln.

Die Lage schien ernst, und der Fahnenträger teilte unter die Blauhemden Patronen aus. Ntangani Bita sandte einen Kundschafter in die Stadt, um zu erfahren, was geschehen sei.

Der Mann kehrte zurück. Niemand hatte ihm Auskunft geben können, und auf die Frage: „Warum sammelst du das Heer?" erwiderte Nandufu:

„Geheimnis! Auf Befehl Ngillas!"

Hauptmann Ali stand, das Gewehr im Arme, im Hofe des Haussalagers.

„Wem gilt das, Osman?" fragte er seinen Herrn.

„Ich weiß nicht," erwiderte jener.

„Du weißt es nicht?" erwiderte Ali spöttisch lächelnd. „Doch diesen da!" Und er wies auf den Hügel, auf dem die schwarz-weiß-rote Flagge wehte.

„Nein!" rief der Haussa. „Dazu ist Ngilla viel zu feig! Er wird ein kleines Mwelledorf plündern lassen. Viel Lärm um nichts!"

Zwei Stunden waren seit dem ersten Schlage der großen Kriegspauke verflossen. Das Heer der Wute stand in Haufen geordnet. Um Nandufu bildeten die Hauptleute einen Kreis; er erteilte ihnen Befehle, und sie sprangen zurück zu ihren Abteilungen, Nandufu schwang sich aufs Pferd und gab mit einem weißen Fähnchen das Zeichen zum Aufbruche.

Wohin ging's? Die Amazonengarde blieb vor Ngillas Palast wie festgewurzelt stehen, ihr gegenüber nahm eine Abteilung von zweihundert Mann Aufstellung, auch die sämtlichen Weiber mußten auf dem Platze bleiben; die übrigen Kriegshaufen aber eilten durch verschiedene Straßen aus der Stadt hinaus, und siehe da, dreihundert Schritt vor derselben bildeten sie eine Kette, einen dichten Ring um die Stadt — ein sonderbarer Anblick! Ngilla ließ seine Residenz belagern, während die Besatzungen der Farmen im Laufschritte auf ihre Posten zurückkehrten.

Ja, was sollte das bedeuten? Die Spannung wuchs aufs höchste, während Nanduku auf seinem kleinen Kosakenpferde den Belagerungsring umritt. Dann sprengte er zurück in die umzingelte Stadt.

Wieder wurde ein Zeichen gegeben, und der Kriegerhaufen und die Weiber, die auf dem Platze gewartet hatten, zerstreuten sich in der Stadt, um die Mwellesklaven in den Häusern einzufangen und gefesselt auf den Festplatz zu bringen.

Nur wenige der Verfolgten versuchten ihr Heil in der Flucht, ergaben sich jedoch in ihr Schicksal, als sie den Kriegerring vor der Stadt erblickten. Die Furchtsamsten hatte man aus verschiedenen Verstecken hervorgeholt; allerdings konnten nur wenige ans Verstecken denken, so plötzlich wurden sie von dem sonderbaren Geschicke ereilt.

Auch von den Farmen brachte man einige Mwelle in die Stadt.

Was wollte Ngilla mit diesen Sklaven beginnen? Sie sollten die Nacht über unter starker Bedeckung auf dem Festplatze bleiben. Mehr konnte man nicht in Erfahrung bringen.

Das Heer, welches gegen Abend die Belagerung aufgab und heimkehrte, wollte in üblicher Weise ein Festgelage abhalten, sich nach dem unblutigen Kriege in Tanz und Gesang erlustigen, aber das wurde streng verboten. Ngilla war krank, und das Volk der Wute sollte trauern. Ein dumpfes Gemurmel lief indessen durch die versammelte Volksmenge, als man in den ersten Nachtstunden den Scharfrichter mit dem breiten Richtschwerte in die Hütte Ngillas treten sah.

„Er wird sie hinrichten lassen!" Diese Vermutung flog von Mund zu Mund und gelangte auch in die Lager

der Haussa und Ntangani Bitas; aber auf dem Platze übernachteten an dreihundert Mwelle, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen. Sie waren alle Sklaven und vergegenwärtigten einen hohen Geldwert. Man glaubte nicht, daß Ngilla unter ihnen ein Blutbad anrichten würde. Er müßte denn sonst wahnsinnig geworden sein.

Der größte Teil der Wuteleute brachte die Nacht schlaflos zu und umkreiste den Festplatz, auf welchem düster einige Feuer brannten und ihren flackernden Schein auf den traurigen Haufen der Mwelle und auf die in doppelten Reihen aufgestellten Wachen warfen.

Der Morgen graute, und kurz vor dem Sonnenaufgange wurde das Vorhaben Ngillas allen kund!

Der Scharfrichter verließ, von Dienern begleitet, die königlichen Hütten. Die Diener trugen ihm Krüge nach, und das Volk rief: „Nkasa, Nkasa!“ Aus dem Haufen der Mwelle erscholl aber ein herzzerreißendes Wehklagen; denn die Ärmsten wußten wohl, daß vielleicht der größte Teil von ihnen den Sonnenuntergang nicht erleben würde.

Nkasa heißt das Gift, welches aus der Rinde eines den Europäern noch nicht näher bekannten Baumes gewonnen wird. Dieses Gift wird in den afrikanischen Gerichten zur Ermittelung der Schuldigen benutzt. Man läßt eine mit Wasser vermischte Menge des Giftes den Angeklagten einnehmen und beobachtet ihn bis zum Sonnenuntergange; erbricht er das Gift und bleibt infolge dessen am Leben, so gilt er als unschuldig. Wirkt aber das Gift, und stirbt der Beklagte, so ist seine Schuld erwiesen. Vielfach begnügen sich die Richter mit dem Vergiftungstode, an andern Orten aber greift noch der Henker

ein, sobald sich die Wirkung des Giftes gezeigt hat, und richtet das Opfer.

Durch diese Giftprobe wird vieles entschieden. Leute, auf denen der Verdacht gemeiner Verbrechen, wie z. B. des Diebstahls, ruht, müssen sich durch Einnehmen der Nkasa von dem Verdachte reinigen. Vor allem aber wird es zur Ermittelung der Zauberer benutzt. Die Neger glauben, daß die Krankheit das Werk böser Geister sei und daß diese Dämonen in die Menschen fahren. Ein solcher Besessener ist alsdann der Zauberer, und er vermag seinen Nächsten derart zu behexen, daß er krank wird und stirbt. Dieser Aberglaube ist für die Negervölker äußerst verhängnisvoll. Stirbt in einem Dorfe irgend ein angesehener Mann oder gar der Häuptling oder eine Frau, an welcher der Mann mit besonderer Liebe hing, so vermutet man sofort, daß dabei eine Hexerei im Spiele war. Es wird gegen diesen oder jenen, gegen einen Mann oder eine Frau der Verdacht erhoben; der Nganga wird in das Dorf gerufen, er mischt alsdann die Nkasa, dem Beschuldigten werden die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, und er muß das Gift einnehmen. Nun geht er auf und ab bis Sonnenuntergang oder bis sich Erbrechen oder die tödliche Wirkung des Giftes eingestellt hat.

Der ziemlich häufige glückliche Ausfall dieser Giftprobe hängt von verschiedenen Umständen ab. Die Rinde enthält nicht immer dieselben Mengen Giftes. Kommt also eine schwache Rinde zur Anwendung, so bleibt das Opfer am Leben. Ferner ist die Empfänglichkeit der Menschen für dieses Gift verschieden. Der eine verträgt es besser als der andere. Vor allem aber hat der Gift-

mischer die Entscheidung in der Hand; es liegt in seiner Hand, wieviel er den Beklagten einnehmen läßt. Schon aus diesem Grunde ist in den Heidendörfern der Nganga nächst dem Häuptlinge die einflußreichste Person und läßt sich zum Glücke der Neger durch heimliche Geschenke mild stimmen.

In den Grenzdörfern der halbmohammedanischen Haussa besorgt der Henker das Amt des Giftmischers; da Ngilla aber sich brüstete, ein besonderer Giftkundiger zu sein, so pflegte er oft selbst den Trank zu mischen, und so geschah es auch diesmal.

Kurz nach Sonnenaufgang sandte Ntangani Bita seinen Fahnenträger in die Stadt, um zu erfahren, was dort vorgehe. Nach zwei Stunden kehrte der Mann zurück und berichtete von dem schrecklichen Hexengerichte, das auf dem Festplatze abgehalten wurde.

„Sie weigern sich nicht, die Nkasa zu trinken," sagte er, „denn sie wissen, daß jeder, der sich weigern sollte, totgestochen würde!"

Ntangani Bita war bis in das Innerste seiner Seele empört! Er nahm sofort drei seiner Elefantenjäger mit und eilte in die Stadt, um diesem Massenmorde Einhalt zu tun.

Als er auf dem Platze erschien, saß Ngilla auf der Bambusbank und schaute dem Verhalten seiner Opfer zu. Es war ein schauriger Anblick, diese auf und ab wankenden Menschen, diese verstörten Blicke, die zuckenden Glieder — und dann die Schwachen, die auf dem Boden zusammengebrochen dalagen und sichtbar mit dem Tode rangen!

Ntangani Bita machte dem Sultan die heftigsten

Vorwürfe und drohte ihm mit seiner ewigen Feindschaft, wenn er noch einen einzigen Mwelle vergiften wollte.

Ngilla lächelte.

„Du bist zu spät gekommen," sagte er. „Sie alle haben schon die Nkasa getrunken. Setze dich neben mich nieder und sieh, wie die Schuldigen sterben!"

Aber Ntangani Bita litt es nicht auf der schaurigen Richtstätte. Er hatte in Ngilla die Bestie in Menschengestalt erkannt und ging in sein Lager zurück, um zu überlegen, was er für die Unglücklichen tun könnte.

Ngilla hatte für die verhaßten Mwelle einen schweren Nkasatrunk zubereitet, und als die Sonne im Mittag stand, war die Richtstätte mit Toten besät. Man wollte die Leichen fortschaffen, aber Ngilla rief: „Laßt sie liegen; es tut mir wohl, wenn ich die toten Frevler sehe! Das stärkt mich, lindert meine Schmerzen und belebt meine Pulse!"

Als die Kunde von der Massenhinrichtung in das Lager der Haussa gelangte, war auch dort die Empörung groß. Aber aus rein menschlichen Rücksichten verdammte nur Ali den bestialischen Sultan in der Stille seines Herzens. Die Haussa verfluchten ihn aus andern Gründen.

Das waren ja die Mwellesklaven, die sie auf dem letzten Zuge erbeutet hatten! Ein Teil dieser Sklaven war ja Eigentum Osmans, der sie, um sie nicht ernähren zu brauchen, zu Landarbeiten auf den Farmen vermietet hatte. Wie kam Ngilla dazu, diese Sklaven zu töten? Und dann waren in diesem Jahre die Sklaven im Wutelande überhaupt knapp. Ngilla vergiftete noch die geringe Menge. Das Geschäft, das man hier zu machen gehofft hatte,

wurde immer unsicherer. Darum verfluchten die Haussa den Wutesultan.

Osman eilte auf den Festplatz, um noch zu retten, was zu retten war, aber auch er kam zu spät, ja Ngilla, der schon durch den Besuch Ntangani Bitas gestört worden war, ließ ihn nicht einmal in seine Nähe kommen. Er sandte ihm die Amulette zurück und ließ ihm durch Nanduku sagen: „Ich heile mich jetzt selbst, die alten Mittel der Wute sind besser als die Zauberdinge der Haussa; ich sehe meine Feinde sterben, und ich fühle mich wohler!“

Vor Wut schäumend, kehrte Osman in sein Lager zurück.

Als die Sonne an diesem Schreckenstage untergegangen war, hatte die Hälfte der Mwelle ihren Geist ausgehaucht, und die ganze Nacht hindurch wurden die Leichen von dem Platze hinter einen weitab von der Stadt liegenden Hügel geschleppt. Beim Morgengrauen war das schreckliche Werk beendet; die Mwelle, die am Leben geblieben waren, wurden ihren Herren wieder ausgeliefert; mit dem Sonnenaufgange aber sah man um den Totenhügel Geier und andere Raubvögel in Scharen auf und ab fliegen.

An diesem Morgen erschien Ali im Lager des Ntangani Bita. Der Haussa fragte den weißen Krieger, ob er nicht bereit sein würde, gemeinschaftlich mit ihm Ngilla von weitern Massenmorden abzuhalten. Osman war ein Sklavenhändler, aber diese bestialische Grausamkeit Ngillas überschritt ja alles Maß.

Ntangani Bita war mit dem Vorschlage Osmans einverstanden und ersuchte den Haussamann, sich behufs Besprechung im Lager des Weißen einzufinden.

Bald darauf stellte sich Osman in Begleitung Alis ein, und die Verständigung wurde rasch herbeigeführt.

Ntangani Bita meinte, daß die Vorstellung einen bessern Eindruck machen würde, wenn die beiden angesehenen Gäste zusammen Ngilla aufsuchten, aber Osman fand hundert Gründe, die dagegen sprachen. Den einzigen, der ihn bewegte, verschwieg er wohlweislich; er wollte nicht neben Ntangani Bita vor dem Sultan erscheinen, da er nicht ohne Unrecht fürchtete, der aufgeregte Sultan könnte ihm, dem Haussa, Treubruch vorwerfen und aus der Schule schwatzen.

So ging Ntangani Bita, von seinen treuen Blauhemden begleitet, zu dem Wüterich.

Ngilla begrüßte ihn fröhlich.

„Schau, Ntangani Bita," sagte er, „das alte Mittel der Wute hat geholfen. Die Feinde, die wie ein Alp meine Brust bedrückten, sind verschwunden; ich atme freier; ganz wohl ist mir noch nicht, aber ich fühle Besserung, eine bedeutende Besserung."

Ntangani Bita wurde durch diesen Ausdruck tierischer Roheit mit tiefstem Abscheue gegen den Wutesultan erfüllt. Am liebsten hätte er der Bestie in Menschengestalt eine Kugel durch den Kopf gejagt oder sich auf der Stelle verabschiedet. Aber er mußte bleiben, um dem Wüten des Schrecklichen eine Schranke entgegenzusetzen.

„Höre, Ngilla," sprach er. „Ich bin in dein Land gekommen, weil ich gehört habe, daß in ihm ein Fürst gebietet, in dessen Adern das Blut der Fulbe fließt; ein Fürst, der das Licht des Islam erblickt hat und an einen Gott glaubt. Zu meinem tiefsten Bedauern muß ich jetzt erfahren, daß ich belogen wurde; denn ich sehe hier einen

Heiden auf dem Throne, der an die Waldgeister der Mwelle glaubt und darum niemals das Paradies erblicken wird. Heidenfürsten kann ich nicht als Leute anerkennen, die mir gleich sind. Mit Ngilla, dem Heiden, kann ich nicht verhandeln; und so bin ich zu dir gekommen, um Abschied zu nehmen. Ich gehe zurück in meine Stadt. Dort hole ich Waren, Träger und Soldaten und werde über Ngaundere zu Amalamu in Tibati ziehen. Er ist ein echter Fulbefürst, ihm werde ich sagen: ‚Herr, Heiden treiben an deinen Grenzen Mißbrauch mit deinem Namen. Die Worte des Propheten habe ich dort niemals gehört, wohl aber habe ich auf dem Throne der Wute einen Nganga gesehen! Hast du, mächtiger Herr von Tibati, keinen edeln Sohn oder Bruder, den du ins Wuteland schicken könntest, damit Fremde, wenn sie dorthin kommen, wissen, daß sie das Land der siegreichen Fulbe betreten haben?‘“

Ngilla schaute erstaunt zu Ntangani Bita auf.

„So spricht Ntangani Bita?“ fragte er. „Ntangani Bita, der mir gesagt hat, er sei mein Freund, der die Völker am Sannaga und Mbam mit mir brüderlich teilen wollte?“

„Ja, das habe ich versprochen!“ erwiderte der Weiße. „Aber meine Worte galten Ngilla, dem Fulbe, und jetzt sitzt der Heide Ngilla vor mir!“

„Aber, Mensch!“ rief der Sultan. „Seit uralten Zeiten wandten die Wute die Giftprobe an!“

„Ja,“ erwiderte Ntangani Bita, „die heidnischen Wute haben es getan, aber kamen nicht deine Väter in das Land, um als Fulbe das Licht des Islam zu verbreiten? Du hast dich vergessen, Ngilla,“ fuhr der Weiße

in gütigem Tone fort. „Du bereust es, und du versprichst mir, daß du niemand mehr den Gifttrank reichen wirst!"

Ngilla lächelte. „Ich wüßte nicht, wem ich ihn heute reichen sollte!" erwiderte er. „Ich fühle mich wohler! Sprechen wir von etwas anderm. Ich wollte dir vorschlagen, daß die Flüsse Sannaga und Mbam die Grenzen unserer Reiche bilden. Bist du damit einverstanden?"

„Ich will mir das überlegen," gab Ntangani Bita zur Antwort. „Aber lenke nicht das Gespräch von der Hauptsache ab. Die Heidenfürsten in Jaunde haben auf meine Vorstellung die Giftprobe abgeschafft; sie wissen, daß sie teuflisch und ungerecht ist, daß sie lügt und niemals die Wahrheit zu Tage fördert. Willst du schlechter als die Jaundehäuptlinge sein?"

Ngilla runzelte die Stirn. „Ich habe es dir gesagt, Ntangani Bita," sprach er mit rauher Stimme, „ich wüßte nicht, wem ich heute die Nkasa reichen sollte. Bist du damit nicht zufrieden?"

„Und mehr willst du mir nicht versprechen?"

„Auch ich muß mir Zeit zur Überlegung ausbitten!" erwiderte der Wutesultan höhnisch.

„Gut, Ngilla," sagte Ntangani Bita, indem er sich erhob. „Überlege! Ich werde wiederkommen, aber das sage ich dir: An dem Tage, an welchem noch einmal die Schale mit dem Nkasagift verabreicht wird, werde ich meine Lasten aufnehmen und das Land des Heidenkönigs verlassen. Und ich werde es niemals wieder als Freund betreten. Das schwöre ich dir, so wahr ich Ntangani Bita heiße!"

Er ging, und Ngilla schaute ihm finster nach.

„Ha," murmelte er, „ist ihm der Kamm so sehr ge-

schwollen, daß er mir befehlen will? Und womit droht er? Mit Amalamu? Ich will ihm das nicht vergessen!"

Nach der erregten Verhandlung verspürte Ngilla Durst; er klatschte in die Hände; ein Diener kroch heran, und der Sultan schalt: „Wo ist meine Milch?"

Seit er die Kühe von Osman gekauft hatte, pflegte er jeden Tag einige Becher Milch zu trinken. Die Kühe standen jetzt noch immer unter Aufsicht der Haussa, da die Wute erst nach und nach die Behandlung der Tiere und die Milchwirtschaft erlernen konnten. Namentlich das Melken war eine Kunst, die sie nicht begreifen wollten.

Der Diener zitterte und lag stumm auf dem Erdboden.

„Meine Milch!" rief Ngilla zum zweiten Male.

„Es gibt keine Milch!" stöhnte der Diener.

„Was?" rief Ngilla ärgerlich.

„Der Haussa ist da, er kann es erklären!" stotterte der Bursche.

„Der Hirte ist da?" fragte Ngilla.

„Ja!" sprach der Junge erleichtert.

„Laß ihn vortreten!" befahl der Sultan. „Zwölf Kühe und keinen Tropfen Milch für Ngilla, woran liegt das?"

Der Haussahirte trat ein; er stellte den Krug auf die Erde und warf sich zu der üblichen Begrüßung nieder.

„Aber da bringst du mir meine Milch," sagte Ngilla.

Der Hirte erhob sich und schüttelte den Kopf.

„Nein, Herr," sagte er ruhig und fest. „Die Kühe geben keine Milch, wir melken nur Blut. Schau, wie rot die Milch ist! Böse Menschen haben die guten Kühe behext, und wir können den Zauber nicht von den Tieren nehmen!"

Ngilla schaute in den Krug und wich grauwerdend zurück.

„Blutige Milch!“ flüsterte er entsetzt.

Die Milch ist weiß, aber manchmal wird sie in den Milchwirtschaften blau oder rot. Diese Milchfehler sind unsern Landwirten wohl bekannt, und die Wissenschaft hat auch längst die Ursache des Rot- oder Blauwerdens der Milch entdeckt. Es sind winzige, nur mit den stärksten Vergrößerungsgläsern erkennbare Spaltpilze, Bakterien, welche, wenn sie zufällig in die Milch geraten, die Farbenveränderung hervorrufen.

In Afrika meinen die Hirtenvölker, daß solche Milch durch Behexung der Kühe erzeugt werde, und der Anblick der roten Flüssigkeit erweckte in dem Herzen Ngillas von neuem die grenzenlose Furcht vor den bösen Geistern.

Der Haussahirte, den Osman nach dem Wutelande mitgebracht hatte, heuchelte nur das Entsetzen; denn er hatte im Auftrage des Ränkeschmieds richtiges Blut unter die Milch gemengt.

Während aber Ngilla sich von seinem Schreck infolge der Entdeckung einer neuen teuflischen Zauberei noch nicht erholt hatte, verlangte schon Osman Eintritt bei seinem königlichen Freunde. Da der Sultan mit Kühen noch nicht umzugehen verstand, so war ihm der Besuch willkommen. Der Haussahirte entfernte sich, und der Sklavenhändler trat ein.

Ob Osman sein Wort gehalten und Ngilla dieselben Vorstellungen wie Ntangani Bita gemacht hatte? Die nächsten Ereignisse sollten es lehren. Inzwischen schritt Osman vergnügt in sein Lager zurück. „Ich werde schon den weißen Krieger von hier forttreiben,“ flüsterte er für sich.

Und er hatte nichts Eiligeres zu tun, als im Lager Vorbereitungen zum Abmarsche zu treffen. Er teilte den Leuten besondere Kugeln und Patronen aus und warnte sie, indem er sagte: „An den Kugeln haftet das Mada!“

Die Haussa fragten ihren Führer nicht, wohin sie marschieren sollten. Sie wußten ja längst, daß sie Elefanten jagen sollten; sie dachten sich zwar etwas anderes, aber sprachen nicht davon.

„Zweibeinige Elefanten!“ meinte der eine.

„Dem seltenen weißen Elefanten werden wir auflauern!“ sagte der andre.

„Still!“ mahnte ein dritter. „Gute Jäger schleichen leise!“



IX.

Die Elefantenjäger.

Am Mittage desselben Tages sah man Feldmarschall Nanduku wieder in Tätigkeit. Er arbeitete aber diesmal geräuschloser; die große Kriegspauke wurde nicht gerührt, die Elfenbeinhörner schallten nicht dumpf von Hügel zu Hügel; man sah nur kleine Trupps Bewaffneter nach den Farmen eilen.

Dieses Treiben entging dem wachsamen Auge der Blauhemden nicht, und als am späten Nachmittage Nanduku mit einem Trupp Gefangener an dem Lager Ntangani Bitas vorbeizog, ging ihm der Fahnenträger entgegen und fragte, was da in Ngillastadt wieder vorgehe.

„Geheimnis! Auf Ngillas Befehl!“ lautete wieder die Antwort.

Ntangani Bita wollte den Sultan aufsuchen und erfahren, ob er wieder einen Massenmord zu veranstalten gedenke; aber Osman überhob ihn der Mühe; denn er sprach im Lager der Weißen vor und gab Auskunft über die Vorgänge des letzten Tages.

„Ja, Ntangani Bita,“ sprach er am Schlusse seiner Erzählung, „die Kühe sind verzaubert, und Ngilla forscht nach den Schuldigen. Er hat alle möglichen Leute, die auf den Farmen mit dem Viehe zu tun hatten, ergreifen

lassen. Diesmal werden die Wute an die Nkasarinde glauben müssen. Der Henker ist schon bestellt, Ngilla mischt den Trank, und wenn morgen die Sonne aufgeht, wird das heidnische Gericht losgehen! Alles Reden hilft nichts. Ngilla ist in einem Wahne befangen. Reizen wir ihn, so wird er das ganze Volk der Wute die Nkasa trinken lassen. Ich will mein Wort halten und marschiere heute ab. Die ganze Karawane kann ich nicht mitnehmen. Ich habe keine Stadt in der Nähe wie du. Und in der Steppe müßte ich mit meinen Leuten verhungern! Ich habe das Gerücht aussprengen lassen, daß ich in die Wälder gehe, um Elefanten zu jagen, in Wirklichkeit aber ziehe ich zum Sultan Mango, um bei ihm Quartiere für mich zu bestellen. Bei dem Wüterich Ngilla bleibe ich nicht mehr. Kein Haussa wird mehr in sein Land kommen. So lebe denn wohl, Ntangani Bita! Und wenn du neue Länder erforschen, durch Adamaua nach Haussa oder in die Reiche von Bornu und Bagirmi gelangen willst, so komm zuerst zu Mango; er verschließt die Wege friedlichen Reisenden nicht!"

Er empfahl sich, und bald sah man das weiße Fähnchen der Haussa über dem hohen Savannengrase flattern.

Osman hatte nicht übertrieben. Auf dem Festplatze in Ngillastadt lagen die gefangenen Wute gefesselt, und Ngilla saß mit seinem Henker in der Hütte und braute den Nkasatrank.

So mußte Ntangani Bita sein Wort halten. Er gab seinen Leuten Befehl, sich zum Abmarsche bereit zu halten. Mit dem Morgengrauen des nächsten Tages sollten sie die Lasten aufnehmen. Der weiße Krieger ließ dies dem Wutesultan melden.

Er hoffte noch immer, daß der Wüterich zur Besinnung kommen werde. Aber er erhielt keine Antwort; niemand kam, um ihm zu sagen: Bleibe!

So flatterte die schwarz-weiß-rote Fahne bereits über der Savanne den Marschierenden voran, als am nächsten Morgen die Sonne blutigrot aufging.

Da kam ein Reiter in vollem Laufe der Karawane nach. „Ngilla läßt dich bitten, du möchtest umkehren," meldete er. „Sie haben die Nkasa getrunken, und die Haussahirten haben die Schuldigen, um die Kühe zu entzaubern!"

Aber die Karawane Ntangani Bitas zog weiter durch das wellige Steppenland. —

* * *

Um dieselbe Zeit lagerte ein Trupp von etwa fünfzig Menschen in einer Lichtung des Urwaldes. Es waren Osman und seine Haussa. Sie waren auf Elefantenjagd ausgezogen, aber ihre Büchsen schwiegen. Sie hatten nicht einmal Lagerfeuer angebrannt. Sie ruhten mit den Waffen in der Hand aus und waren jeden Augenblick marschbereit.

Unter ihnen saß der junge Hauptmann Ali, den Blick auf den Boden geheftet.

„Was fehlt dir, Ali?" fragte ihn Osman. „Bist du traurig, da du deine Heimat wiedersiehst, ist mein Kano nicht viel schöner und glänzender? Pah! Dort das volle Menschenleben, eine Pracht wie im Himmel und hier die ödeste Wildnis! Denke an die Freuden, die dir bevorstehen. Wenn unsere Pläne gelungen sind, dann kannst du ja wählen. Du bleibst entweder mit Prinzessin Mku hier oder kehrst mit mir nach Haussa zurück!"

„Ich werde wohl mit dir nach Haussa zurückkehren!“ erwiderte Ali. „Auf Ngilla ist ja kein Verlaß! Ich freue mich, daß die Entscheidung naht, daß du ans Ziel deiner Wünsche gelangen wirst, aber diese Waldluft benimmt mir den Atem; ich bin noch schwach, Osman, und wir haben ja tüchtig marschieren müssen!“

„Die Hand wird dir doch nicht zittern?“ fragte Osman besorgt aufblickend.

„Habe ich dir nicht unterwegs genügende Proben meiner Geschicklichkeit gegeben?“ erwiderte Ali.

„Fürwahr,“ sagte Osman. „Das Herz lachte mir im Leibe. Meisterschuß auf Meisterschuß. Jede Kugel saß! Aber wenn du müde bist, so ruhe aus, mein Junge. Hier hast du noch meine Decke. Versuche zu schlafen, der Schlaf stärkt.“

Ali legte sich nieder. Es war ihm lieb, daß er nicht zu sprechen brauchte. Er schloß die Augen, aber er schlief nicht. Brauchte er erst zu sehen, wo er war? Er kannte diesen Wald so genau! In ihm hatte er ja seine Knabenjahre verlebt. Auf dieser Lichtung hatte sich noch vor drei Jahren ein kleines Dorf erhoben. Es war durch Nandufu zerstört worden, und heute sah man nichts mehr von den Hütten. Der Regen hatte die Asche weggespült, die Holztrümmer fielen den Freßzangen der Termiten zum Opfer. Gras und Schlinggewächse überwucherten alles, und Sträucher und kleine Bäume strebten schon in die Höhe. Aber unter diesem grünen Teppich, den die mitleidige Natur über die Stätte der Verwüstung gebreitet hatte, moderten noch die Gebeine der gemordeten Toni! Sie hatten diesen Wald verlassen müssen und jenseit des Stromes bei Ntangani Bita freundliche Aufnahme gefun-

den. Aber der Feind saß ihnen auf den Fersen, er holte zu einem neuen Schlage aus. Osman lauerte der Karawane Ntangani Bitas auf, und er, der Toni Nkole, war der Pfadfinder, der Sklavenjäger in seiner Heimat! Er, Toni war ein Verräter, den seine Brüder haßten! Aber gemach, gemach! Der Feind hatte ihn erzogen, und für diese Erziehung hatte er seinen Lohn noch nicht erhalten.

Tritte ließen sich hören. Toni schlug die Augen auf. Die Haussa waren aufgesprungen; denn zwei ihrer Kameraden traten soeben aus dem Walde in die Lichtung heraus. Das waren Kundschafter. Welche Nachrichten brachten sie?

„Er kommt!“ berichtete einer derselben Osman. „Eine Stunde vom Walde hat er sein Lager aufgeschlagen. Die Elefantenjäger haben Wild erlegt, sie kochen ab!“

„Söhne Haussas,“ rief Osman, „die Stunde des Kampfes naht! Zeiget den feigen Wute, was die Haussa können. Söhne Haussas, habt ihr die schönen Töchter der Jaunde gesehen? Sie sollen euer sein! Über die Leichen Ntangani Bitas und der verhaßten Blauhemden führt der Weg in die Heidenländer!“

Dann wandte er sich an Ali und sprach: „Wir müssen auf unsere Posten. Führe uns!“

Hauptmann Ali warf sein Gewehr über die Schulter und sprach: „Folget mir!“

Auf einem Waldpfade, der einst viel begangen, heute aber beinahe gänzlich verwachsen war, zwängte sich die Haussaschar hinter dem jungen Hauptmanne her. Er kannte den Weg wohl. Wo anscheinend das dichteste Gestrüpp war, schritt er durch, und die Zweige bogen sich nach rechts

und links, und hinter ihnen erblickte man die Fortsetzung des Pfades. Eine Stunde lang gingen sie so in Schlangenwindungen nach rechts und links abbiegend durch das grüne Labyrinth, bis sie endlich wieder, einer nach dem andern, auf eine Lichtung traten. Ein Rauschen, das sie schon von weitem gehört hatten, war jetzt zu einem wahren Donner angewachsen, und vor ihren Blicken lag der majestätische, durch den Regen der letzten Zeit geschwollene und gelb gefärbte Sannaga da, tausend Schritt von ihnen tosten die großen Wasserfälle.

Toni schaute auf den weiten Platz an dem hohen Ufer. Ach, den kannte er besser als die Lichtung im Walde! Auch hier hatte einst ein Dorf der Toni gestanden, und dort, an der vorspringenden Landzunge, die einst durch eine kleine Hütte geschmückt war, hatte der kleine Nkole das Licht der Welt erblickt — und war sein Vater im Kampfe mit den Schergen Nandukus gefallen.

Heute sah man nichts mehr von dem Dorfe, ach, wie rasch sind die Spuren der Negerstätten verweht! Nur hier und dort verriet ein üppigerer Pflanzenwuchs, daß die Kinder der Flora auf den Trümmern besser gediehen. Wie eigenartig hoben sich die länglichen, viereckigen Pflanzengruppen von dem niedrigeren Grase ab; wie ein Friedhof war diese Lichtung am Waldesrande anzuschauen und wie riesige Grabhügel diese hohen Pflanzengruppen! Das sind die grünen Ruinen Afrikas, in denen ein kundiges Auge wohl zu lesen versteht!

Auch auf der Landzunge erhob sich eine grüne Gruppe von Büschen und Schlingpflanzen — in den Augen Alis der Grabhügel eines Helden, der für sein Vaterland gefallen war. Und wie stolz war in

diesem Augenblicke der junge Toni, daß dieser Krieger sein Vater war!

Hauptmann Ali schritt auf diese Landzunge zu. Osman folgte ihm.

„Was willst du am Ufer?“ fragte er seinen Sklaven.

„Meinen Posten einnehmen!“ erwiderte Toni.

„Hier?“ fragte der Haussa erstaunt. „Nein, gehen wir in den Wald. Hier hast du ja keine Deckung!“

„Komm nur mit!“ sprach Toni. „Der Platz ist ausgezeichnet.“

Er schritt weiter, und der Haussa ging mit ihm bis vor das viereckige Gebüsch.

„Habe ich nicht recht?“ sprach Toni, indem er mit der Hand nach dem Walde hinwies.

„Allerdings!“ erwiderte Osman. „Von hier aus kannst du die Mündung des Karawanenpfades übersehen!“

„Nicht wahr?“ fuhr Ali fort. „Von hier aus kann ich das Herannahen der Blauhemden beobachten. Ich werde einen nach dem andern hervortreten sehen und Ntangani Bita im Auge behalten. Ich nehme ihn aufs Korn. Und wenn die Blauhemden die Lichtung betreten haben, drücke ich los. Mein Schuß wird das Signal zum Angriffe sein, dann kannst du mit deinen Haussa die Blauhemden mit einem wohlgezielten Kugelregen überschütten!“

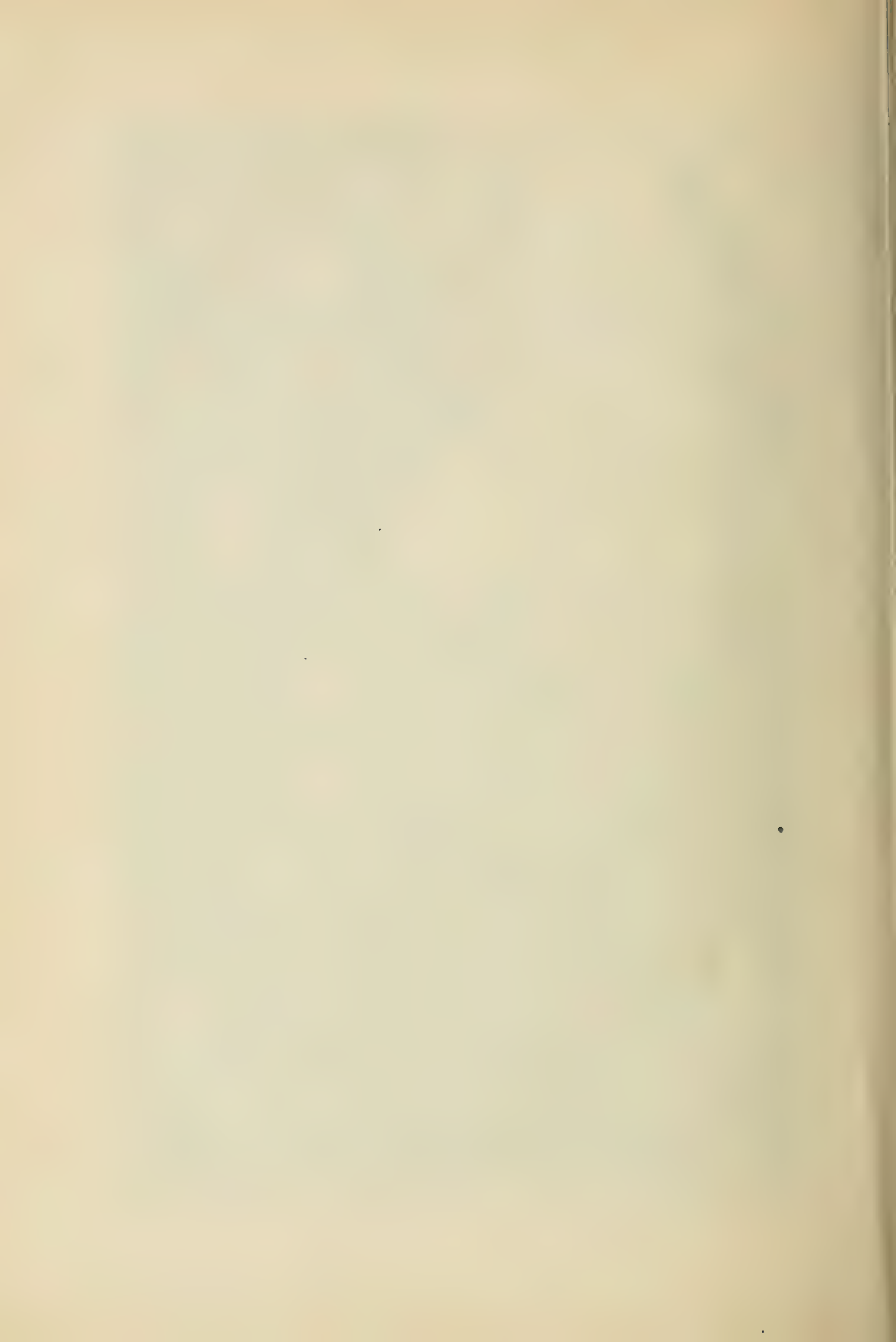
„Gut,“ sagte Osman. „Aber wirst du dich hier auch verstecken können?“

„Ich werde knien. Wir können die Probe machen. Geh bis an den Rand des Waldes und beobachte mich!“

Hauptmann Ali verschwand in dem grünen Gebüsche, und Osman ging zurück und suchte seinen Sklaven in



Der Überfall Ntangani Bitas. (S. 141.)



dem Verstecke zu entdecken, aber er kam zufrieden auf die Landzunge.

„Vortrefflich!“ lobte er Ali. „Aber weißt du, mein Sohn, nimm zwei Gewehre mit. Der erste Schuß könnte fehlgehen, und du weißt, es kommt uns vor allem auf den Tod Ntangani Bitas an!“

„Das ist unnötig, Osman,“ erwiderte Ali. „Du beleidigst mich. Dieser Schuß kann nicht fehlgehen!“

„Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, mein Sohn,“ belehrte ihn Osman und übergab dem Hauptmanne eins der Gewehre der Haussaleute.

Osman ging indessen zu seinen Haussasoldaten zurück und wies sie an, nicht eher zu feuern, als bis von der Landzunge her der Schuß Alis fallen würde.

In diesem Augenblicke stürzte ein Kundschafter heran und meldete, daß Ntangani Bita sein Lager verlassen hätte.

„Er kommt!“ Der Ruf flog von Mund zu Mund und brachte die Mannschaft in Bewegung.

Osman verteilte die Soldaten am Rande des Waldes mehr nach den Flußseiten zu. Auf diese Weise konnten sie aus sicherm Verstecke die Blauhemden ins Kreuzfeuer nehmen. Dann verbarg sich Osman selbst dort, wo der Wald sich am meisten der Landzunge näherte.

Nach einigen Augenblicken war die Lichtung menschenleer. Man hörte nur das Tosen der Wasserfälle; heute klang es wie eine himmlische Musik in den Ohren Tonis. Dieses Rauschen war sein Wiegenlied gewesen, und er meinte, es solle auch sein Grabgesang werden; denn er fürchtete selbst den Tod nicht; heute fühlte er sich nicht mehr als Hauptmann Ali, sondern als der freigeborene Nkole.

Es gibt in Afrika Urwälder, die sich über große Teile des Landes erstrecken, wie der uns bekannte Urwald in der Kameruner Küstengegend, und dann andere Urwälder, die verhältnismäßig schmal sind und sich nur längs der Flußläufe erheben, diese sozusagen säumen. Man nennt sie Galeriewälder. Die Üppigkeit des Pflanzenwachstums ist in ihnen eben so groß wie in den eigentlichen Urwäldern, aber man kann sie rasch durchqueren; so war der Wald beschaffen, in welchem jetzt die Karawane Ntangani Bitas verschwand. Immer deutlicher vernahmen die Blauhemden das Rauschen der Sannagafälle, und Ntangani Bita atmete auf; denn der Wald sollte bald enden. Schon schimmerte das Ufer des Flusses hervor. Freilich war jetzt doppelte Vorsicht nötig, Flußübergänge bilden ja den gewöhnlichsten Anlaß zu Überfällen. So machte er sein Gewehr schußfertig und trat an die Spitze der Karawane.

Nach einigen Schritten blickte er auf das freie Ufer des Stromes, die Landzunge mit dem grünen Gebüsche lag gerade vor ihm.

Noch einige Schritte, da hatte er den Wald hinter sich und trat auf die Lichtung.

In diesem Augenblicke sah er von dem grünen Gebüsche der Landzunge ein Rauchwölkchen aufsteigen, und ein Schuß hallte durch den Wald, an den Flußufern ein lautes Echo weckend.

Die Blauhemden sprangen vor, scharten sich in der Nähe des Führers zusammen und nahmen gleich ihm Deckung hinter den Bäumen, allerdings wußten sie nicht, woher der Feind kam.

Da sah aber Ntangani Bita, wie aus dem grünen,

etwa dreihundert Schritt von ihm entfernten Gebüsche ein schwarzer Mann in weißer Haussatobe und weißem Turban aufsprang, wie er das Gewehr weit von sich schleuderte und mit lauter Stimme rief:

„Zurück, Ntangani Bita, die Haussa sind im Walde!"

Und der junge Mann, in welchem Ntangani Bita den Hauptmann Ali erkannt hatte, wandte sich darauf gegen eine vorspringende Ecke des Waldes und rief wieder:

„Ntangani Bita ist der Vater der Toni! Du hast vergessen, Osman, daß auch ich ein Toni bin. Er ist gewarnt; der Verrat auf den Verräter!" . . .

Er verstummte plötzlich; denn von der Waldecke blitzte es auf, und Toni sank in das grüne Gebüsch, während der Schuß verhallte. Ntangani Bita sah aber den Lauf des Gewehres und die weiße Schulter des versteckten Schützen zwischen den grünen Zweigen hervorschimmern. Sofort flog die Büchse an seine Wange.

Wieder krachte ein Schuß, und ein markerschütternder Schrei von der Waldecke her durchdrang die Luft.

Als Ntangani Bita aufblickte, war die weiße Schulter verschwunden.

Auf die drei Schüsse erfolgten keine andern; man hörte nur die Sannagafälle rauschen.

Der Kampfplatz war leer. Ntangani Bita wandte seine Aufmerksamkeit der Seite des Waldes zu, von welcher der Schuß Osmans gefallen war. Er sah, wie sich dort die Äste und Zweige bewegten. Die Blauhemden, die mehr an den Waldesrand gekommen waren, gaben aufs Geratewohl einige Schüsse ab, es erfolgte jedoch keine Antwort aus dem Walde.

Ntangani Bita überlegte, ob er diesen Waldrand

säubern lassen sollte, was allerdings mit nur fünfzehn Mann ein gefährliches Beginnen war, da die Haussa mindestens fünfzig Flinten haben mußten, als ein Negerweib an ihm vorbeilief und mit dem Rufe: „Nkole, mein Nkole!“ in die Lichtung und das grüne Gebüsch der Landzunge stürzte.

Das war Mutter Enda.

Da rief Ntangani Bita: „Sollen uns Weiber Mut lehren? Vorwärts, Blauhemden! Säubern wir den Wald. Vorwärts! Hurra!“

Er sprang vor, die Blauhemden stürzten ihm nach. Wieder knallten einige Schüsse, und man hörte die Kugeln in die Baumstämme einschlagen, aber der Wald blieb stumm wie zuvor.

Der Feind war verschwunden. Ntangani Bita ging auf die Stelle, wo er die weiße Schulter gesehen hatte. Er fand Blutspuren, die sich einige Schritt weit verfolgen ließen.

„Ich habe ihn getroffen!“ sprach er für sich. „Hoffentlich war es Osman. Das hat den Räubern den Mut benommen und die feige Bande in die Flucht geschlagen!“

Aber geheuer war es auf dieser Lichtung nicht. Die Blauhemden liefen flußabwärts und durchsuchten das Schilfufer; ja, da waren noch die vier Boote, die sie auf dem Marsche zu Ngilla benutzt hatten, und die Karawane schickte sich sofort an, über den Fluß zu setzen.

Der weiße Krieger schritt indessen nach dem Gebüsche, in welchem Nkole lag, dem er jetzt soviel Dank schuldig war! Ntangani Bita verstand jetzt alles. Der junge Toni ließ sich nicht zum Verfolger seines Stammes benutzen. Er hatte sich geradezu heldenmütig benommen.

In dem Gebüsche kniete Mutter Enda und preßte ein Tuch auf die Brust ihres Sohnes. In ihren Augen standen Tränen.

Als der Weiße an die beiden herangetreten war, sprach Nkole: „Weine nicht, Mutter! Du kannst stolz sein auf deinen Nkole; er stirbt wie sein Vater! Hoch Toniland, hoch Ntangani Bita!“

Er schloß die Augen und verstummte; er hatte das Bewußtsein verloren.

Auch in Ntangani Bitas Augen leuchteten Tränen, als er sich über den Verwundeten beugte und Brust und Rücken untersuchte. Die Kugel war durchgegangen und hatte anscheinend die Lunge verletzt; denn ein blutiger Schaum trat jetzt vor Nkoles Mund.

Mutter Enda schrie entsetzt auf. Neben Ntangani Bita stand aber bereits sein Diener mit dem Verbandkasten. Nkole wurde verbunden und auf eine schnell gefertigte Bahre gelegt.

„Wird er am Leben bleiben?“ fragte Mutter Enda den weißen Mann.

„Hoffen wir, solange er atmet,“ erwiderte dieser, aber er ging ernst von dannen; denn er dachte daran, daß Osman die Kugeln vergiftet hatte, und Ntangani Bita kannte kein Gegengift für das Mada, das besaß nur der Sultan Ngilla.

Still vollzog sich die Überfahrt über den Sannaga, und nach zwei Stunden, als die Sonne die Wipfel der Bäume in goldenes Abendlicht tauchte, lag die Lichtung menschenleer da, wie eine träumende Schöne, still und friedlich, und der Sannaga rauschte in seiner altgewohnten Weise.

Am jenseitigen Ufer aber hallte im Walde ein froher Gesang. Die Blauhemden waren in Freundesland. Sie trugen einen Schwerverwundeten, aber das war ein tapferer Krieger, und sie wußten, daß sie ihm Freude durch die Siegesgesänge bereiteten, aus welchen als Kehrreim die Namen „Nkole“ und „Ntangani Bita“ gar oft herausklangen.





X.

Das Strafgericht.

Am Rande des Waldes, stundenweit von den Fällen des Sannaga lagerten die Haussa, die sich allmählich zusammenfanden. Sie hatten sich keineswegs als Räuberhelden gezeigt. Das Auftreten Alis, sein Verrat an Osman und dann die Strafe, die dem Verrate auf dem Fuße folgte, und zuletzt der markerschütternde Schrei, in welchem sie die Stimme des verwundeten Führers erkannten, hatten sie ganz und gar verwirrt. Die Abteilung, welche auf der Seite des Waldes stand, auf welcher Osman seinen Posten in der Waldecke eingenommen hatte, sammelte sich um den blutenden Herrn und schaffte ihn in Sicherheit, indem sie in den dichten Wald floh. Als die andere Abteilung bemerkte, daß von der gegenüberliegenden Seite kein Feuer gegen den Feind eröffnet wurde, glaubte sie Osman tot

und ergriff auch ihrerseits die Flucht. Am Waldesrande in der Savanne stießen die beiden Haufen zusammen.

Die Kugel aus der Büchse Ntangani Bitas hatte Osman die rechte Schulter zerschmettert und den Arm völlig gelähmt. Schwerer als sein Körper fühlte sich jedoch sein Geist durch die Niederlage getroffen. In der ersten Zeit empfand er nur Wut und Haß gegen den Verräter Ali, den er nur zu seinem Unheil hatte ausbilden lassen. Jetzt aber, da die stille Nacht gekommen war, die Leute bis auf die wenigen Wachtposten schliefen, wandten sich seine Gedanken der nächsten Zukunft zu.

Sie erschien ihm keineswegs in einem rosigen Lichte. Er hatte sich mit den Weißen für ewige Zeiten verfeindet. In dieser Gegend konnte er keine Erfolge mehr erringen; denn im offenen Kampfe war ihm Ntangani Bita überlegen, und nun würden sich um ihn sicher alle Heidenstämme scharen. Aber Osman mußte noch mehr einen andern Menschen fürchten, den Sultan Ngilla. Osman hatte wider den Willen und ohne das Wissen des Herrn der Wute dessen Gast angegriffen. Er unterstand jetzt der Gerichtsbarkeit des Haussahäuptlings, und dieser würde sich gewiß die Gelegenheit nicht entgehen lassen, Osman zu verurteilen und sich mit den Waren der Karawane zu bereichern. Das mußte vor allen Dingen verhütet werden, und Osman überlegte die ganze Nacht, wie er Ngilla hinters Licht führen könnte.

Am nächsten Morgen rief Osman seine Leute zusammen und stellte ihnen ihre mißliche Lage vor. Ihre einzige Rettung lag nur darin, daß sie Ngilla belogen, sobald als möglich das Land der Wute verließen und einen andern Häuptling an den Grenzmarken

Adamauas aufsuchten. Die Schuld an dem ganzen Unglücke sollte auf Ali abgewälzt werden. „Folgendes müssen wir Ngilla erzählen," sagte Osman. „Als wir an den Sannaga kamen, wollte Ali, der sich im Herzen als ein Tonimann gefühlt hatte, fliehen. Wir verfolgten ihn. Da wehrte er sich und verwundete durch einen Schuß Osman, und während wir unserm Herrn zu Hilfe eilten, verschwand er in dem undurchdringlichen Urwalde."

Das war der Kern der Lüge, die von den einzelnen Haussa mehr ausgeschmückt werden sollte, und nachdem diese Vereinbarung getroffen worden war, zog die Bande langsam nach der Stadt Ngillas zurück.

Aber schon unterwegs begegneten ihr Depeschenreiter Ngillas, der, als die Kühe wieder weiße Milch gaben, sich von den Geistern ab- und den Staatsgeschäften zuwandte. Er wollte wissen, ob Ntangani Bita sich wirklich nach der Jaundestation begeben hatte, und wo Herr Osman sich herumtrieb.

Als die Haussa ihre Quartiere wieder bezogen hatten, war Osman so schwach, daß er dem Sultan seine Aufwartung nicht machen konnte.

Ngilla erfuhr, da Osman krank darniederlag, die Einzelheiten seines vermeintlichen Kampfes mit Ali durch andere. Der Sultan war neugierig, er wollte etwas Näheres erfahren, fragte immer mehr nach den Nebenumständen, und so kam es, daß die einzelnen Haussa sich in Widersprüche verwickelten.

Ngilla lächelte. „Sie lügen!" sprach er für sich. „Aber warum lügen sie? Was haben sie wohl verbrochen?"

Ngilla ging einen Tag recht gedankenvoll umher, und am andern Morgen befahl er den Feldmarschall zu sich.

„Nanduku," sagte er, „nimm einige dreißig Mann und ziehe mit ihnen in das Land der Jaunde. Besuche den Weißen in seiner Stadt. Sage ihm, ich sei wieder wohler und ruhiger, er sei mein Freund und solle wiederkommen. Vor allem aber suche zu erfahren, ob Ntangani Bita etwas Näheres von der Verwundung Osmans weiß und ob Hauptmann Ali im Tonilande bei dem Weißen lebt. Wenn dich aber die Leute im Wutelande fragen, wohin du ziehst, so sage ihnen: Geheimnis! Auf Ngillas Befehl!"

Feldmarschall Nanduku machte sich ganz geräuschlos auf den Weg, man merkte kaum, daß er eine soweite Reise unternahm; wer ihm begegnete, der glaubte, er begebe sich auf eine seiner Farmen oder auf die Elefantenjagd.

Wochen vergingen, bis Nanduku von seinem Zuge heimkehrte und in dem Strohpalaste vorsprach. Die Unterredung mit Ngilla fand unter vier Augen statt und dauerte ziemlich lange. Als aber Nanduku den Palast verließ, ertönte die große Kriegspauke, das Heer der Wute wurde wieder einmal zu den Waffen gerufen; die Elfenbeinhörner tönten von den Hügeln, und der große Festplatz füllte sich mit Kriegern, Amazonen und dem Trosse der unbewaffneten Weiber an.

Diesmal aber erschien der Sultan selbst vor seinem Heere; er ritt ein hübsches, bunt geschirrtes Streitroß, hielt einen Speer mit weißem Schafte in der einen, einen mit Messingplatten geschmückten Schild in der andern Hand und war von seiner Amazonengarde umgeben, die er mit den besten Feuergewehren ausgerüstet hatte.

„Wohin soll es gehen? Was ist da wieder los?" fragten die Wuteleute.

Nanduku aber antwortete wie immer: „Geheimnis! Auf Ngillas Befehl!"

Auf dem Platze versammelten sich die Hauptleute im Kreise um Ngilla und Nanduku, und da erfuhren sie, daß die Haussa gemeine Räuber und Wegelagerer seien, daß sie den Freund und Bundesgenossen Ngillas, Ntangani Bita, überfallen hätten und daß Ngilla nach altem Rechte die Räuber gefangen setzen wolle, um sie Amalamu zur Aburteilung abzuliefern.

Ngillas Augen leuchteten; denn Osman hatte ihm doch den Gefallen erwiesen, das Hab und Gut der Haussa einzuziehen. Ngilla war eben der Meinung, daß das Land bis zum Sannaga längst von ihm unterworfen wurde, daß der Überfall somit innerhalb der Grenzen seines Reiches stattgefunden hatte.

Die Haussa hatten ein böses Gewissen, und die Alarmierung des Wuteheeres versetzte sie in Unruhe und Besorgnis. Die Hauptleute stürzten in die Hütte Osmans, meldeten ihm das Ereignis und erbaten sich Verhaltungsmaßregeln, falls die Wute ihr Lager stürmen wollten.

Der Kranke, der gerade durch einen abgelaufenen Fieberanfall geschwächt war, schaute seine Hauptleute mit großen Augen an.

„Er wird es nicht wagen,“ sprach er mit zitternder Stimme, „uns kann nur Amalamu richten!“

„Und wenn er es dennoch wagen sollte?“ fragte der Fahnenträger.

„Sollen wir Patronen austeilen?“ erkundigte sich ein Hauptmann.

„Sollen wir schießen, wenn er heranrückt?“ rief ein jüngerer Krieger.

Osman blieb stumm; er konnte diese Fragen nicht begreifen.

„Nein, nein!“ rief er dann, als sie weiter in ihn drangen. „Bleibt ruhig, er wird es nicht wagen. Woher sollte er es auch erfahren haben? Bleibt ruhig; es wird euch nichts geschehen!“

Die Hauptleute gingen, und der Führer der Haussa lag, vor Schwäche und Furcht zitternd, auf seinem Lager.

„Sollte es wirklich wahr sein?“ stöhnte er. „Sollte mir wirklich das Gericht nahen! Sollte ich hier sterben, zu Grunde gehen, so fern von meinem sonnigen Kano?“

Er schloß die Augen und horchte auf den Lärm, der von der Stadt her bis in die Hütte des Kranken drang. War es jetzt nicht, als ob die Trommeln und Pauken immer näher erklangen? Sie marschierten nur an dem Haussalager vorüber.

Aber da stürzten die Hauptleute wieder herein: „Sie kommen, kommen von drei Seiten und umringen das Lager. Ngilla reitet an ihrer Spitze. Hilf, Osman, rette uns aus der Not!“

Da richtete sich der Verwundete auf seinem Lager empor; er streckte die Hände aus, als ob er nach etwas greifen wollte; „Luft, Luft!“ preßte er zwischen den leichenblassen Lippen hervor und fiel ohnmächtig in die Kissen zurück.

„Osman, Osman!“ riefen die Hauptleute und wollten ihn aufrütteln, aber er antwortete ihnen nicht, gab nicht das geringste Lebenszeichen von sich.

„Lassen wir ihn!“ rief der jüngste der Hauptleute. „Der Feige ist aus Furcht gestorben. Suchen wir in den Waffen unser Heil!“

„Bist du von Sinnen?“ erwiderte der Fahnenträger. „Zweitausend Mann umringen das Lager. Kommt, fallen

wir in den Staub vor Ngilla; wir haben nicht auf den Weißen geschossen. Osman allein trifft die Schuld. An seiner Leiche soll der Henker das Urteil vollziehen!"

Sie traten aus der Hütte auf den Lagerplatz, auf welchem die Haussa verzweifelt, wie wahnsinnig umherrannten. Der Ring der Wute hatte sich eng zusammengeschlossen, auf einer Anhöhe außerhalb der Schußweite sah man Ngilla hoch zu Roß, von seinen Amazonen umgeben, während Feldmarschall Nanduku an das Tor heranritt.

„Wo ist Osman?" fragte er mit donnernder Stimme.

„Er ist tot," erwiderte der Fahnenträger.

„Ich glaube es euch nicht," höhnte Nanduku. „Schafft ihn herbei, lebendig oder tot!"

Schleunigst gehorchten die Haussa diesem Befehle und legten den leblosen Körper vor dem Tore in die Sonne.

„Er lebt ja, ihr Lügner!" rief Nanduku. „Seit wann schlagen die Toten die Augen auf?"

Die Hauptleute sahen in der Tat, daß Osman wieder atmete und angsterfüllt um sich blickte; sie prallten entsetzt zurück. Nanduku aber sprach:

„Im Namen des Herrn von Sokoto, des Beherrschers aller Gläubigen, im Namen der Könige von Jola und Tibati läßt euch Ngilla, der Herr der Wute, durch meinen Mund verkünden: Ihr habt die heiligen Rechte der Gastfreundschaft verletzt. Als friedliche Händler seid ihr ins Land gekommen und habt euch aufgeführt wie Räuber und Wegelagerer. Ntangani Bita, dem Freunde Ngillas, habt ihr nachgestellt. Aber mit zerschmetterten Knochen mußtet ihr abziehen. Er lebt in der Stadt des Weißen,

der Hauptmann Ali, der gegen euch zeugen kann. Aber ihr habt auch Ngilla beleidigt. Was werden die Fürsten, was werden die Völker von Adamaua sagen? Ngilla ladet Gäste ein, im Vertrauen auf sein Wort kommen sie zu ihm, halb wehrlos, nur zur Begleitung einige Krieger mitführend, und Ngilla duldet es, daß sie in seinem Lande von Räubern überfallen werden? Das geht nicht an. Der Ruf Ngillas darf nicht leiden. Darum seid ihr Gefangene Ngillas, und er wird euch vor das Gericht Amalamus führen. Und so höret, ihr Knechte Osmans: Die Waffen heraus! Sonst lasse ich euch wie Hunde zusammenschießen!"

Die Haussa sahen ein, daß jeder Widerstand unmöglich war. Sie gehorchten dem Befehle und lieferten die Waffen aus; sie ergaben sich auf Gnade oder Ungnade und beteuerten ihre Unschuld, indem sie riefen:

„Höre, mächtiger Nanduku! Osman ist allein an dieser Freveltat schuld, er war unser Herr. Muß nicht der Soldat seinem Führer gehorchen? Und wir haben keinen Schuß gegen Ntangani Bita abgegeben. Wir schwören es dir! Du kannst uns glauben!"

Nanduku aber erwiderte: „Ngilla und Amalamu werden euch richten!" Darauf ließ er die Entwaffneten durch seine Kriegerhaufen in sicheres Gewahrsam abführen.

Während nun die Haussa, Soldaten, Träger und Frauen in Gruppen abgeführt wurden, lag Osman sterbend am Zaune des Lagers. Seine Frau Gaschi hatte er auf diese kriegerische Expedition nicht mitgenommen, und von den bezahlten Leuten, von den Dienern und Sklaven, kümmerte sich niemand um ihn, sie hatten ja genug mit ihrem eigenen Schicksale zu tun. Auch die Wute,

die ihn einst so höflich grüßten, gingen achtlos an ihm vorüber.

So sah der Sterbende, wie der Hof von seinen Haussaleuten gesäubert wurde. Dann war es still geworden, nur die Fliegen summten um Osmans Ohren; lästige Fliegen, deren er sich nicht erwehren konnte. Er hatte gehört, daß Nanduku von dem Gerichte des Amalamu sprach. Daran klammerte sich die letzte Hoffnung Osmans. Der König von Jola und der Fürst von Tibati wußten ja, was das Vordringen der Weißen zu bedeuten hatte. Würden sie ihn dafür strafen, daß er hatte Adamauas Grenzen erweitern wollen? Niemals! Sie waren echte Fulbe, und dieser Ngilla ein echter Heidenneger! Wenn ihm nur Allah die Kraft schenken wollte, die Reise nach dem fernen Tibati zu ertragen!

Während aber Osman wie ein Ertrinkender sich an einen Strohhalm klammerte, ertönte draußen ein Getöse von Pauken und Elfenbeinhörnern; es kam näher und näher; es gellte zuletzt betäubend in den Ohren des Erschöpften, und als er seine müden Augen auf das Lagertor richtete, sah er, wie Ngilla hoch zu Roß, Speer und Schild an der Seite, in das Lager einritt.

Der Wutesultan hielt vor Osman an. Kein Funken Mitleid war in seinem Blicke zu erkennen; nur Schadenfreude sprühte aus den Augen.

„So tief bist du gesunken, stolzer Osman!“ verhöhnte er ihn. „Wolltest du nicht allein in Heidenländern Eroberungen machen? Wolltest du nicht größer sein als Ngilla? Aber du bist kein Krieger, Osman ben Fodio. Du hast dich in die wahren Heidenländer nicht gewagt. In meinem Lande hast du dich wie ein Wegelagerer und

Räuber benommen. Pah! Mada wolltest du haben, um Elefanten zu schießen! Du hast deine Kugeln vergiften wollen! Aber ich habe dir den Gefallen nicht erwiesen. Du hast in dem Kriege kein Mada erhalten und kannst mir dankbar sein. Sieh, Hauptmann Ali lebt, er hat sich von der Schußwunde erholt. Da hast du ein Menschenleben weniger auf deinem Gewissen, kannst ruhiger sterben, und Amalamu wird dich vielleicht gnädiger behandeln!“

Also sprach Ngilla, der seine eigenen Sklaven zu Hunderten Nkasa trinken ließ, der Giftkundige, der an Menschen Versuche anstellte!

Aber mehr als durch Worte sollte Ngilla Osman durch Taten kränken. Hinter ihm erschienen die schlanken Amazonen und der ganze königliche Hofstaat mit Körben und Stricken. Diese Schar zerstreute sich jetzt in dem Gehöfte des Haussalagers und packte alles ein, was sich irgendwie forttragen ließ.

Als diese eigenartige Beraubung des Lagers beendet war, als Ngilla, ohne Osman eines Blickes zu würdigen, an ihm vorbei zum Tore hinausritt und der lange Zug der lachenden und scherzenden Weiber das Lager gleichfalls verlassen hatte, da wurde Osman in seine leere Hütte geschleppt und auf eine Matte gelegt. Vor der Tür aber blieben einige Krieger — Wachtposten und nicht Krankenpfleger.

So lag Osman da und starrte die leeren Wände an. Dahin war die Herrlichkeit! Selbst wenn Amalamu ihn freisprechen sollte, war er ein zu Grunde gerichteter Mann; denn wieviel von seinen Waren würde wohl in den Händen Ngillas zurückbleiben, wieviel würden die Wute unterwegs stehlen, wieviel die Würdenträger Amalamus sich aneignen und

mit welcher Wegzehrung ihn dieser selbst entlassen? Diese düstern Aussichten, der Verlust des Reichtums, an dem er am meisten hing, der Verlust des Geldes, für das er Ehre und Gewissen zu opfern bereit war, schmerzten ihn am meisten. Was er stets gefürchtet hatte, jemals arm zu werden, das war eingetroffen. Der stolze Haussahändler war zu einem Bettler geworden, der das Hüfttuch auf seinem Leibe nicht sein Eigentum nennen konnte. Dieser Seelenschmerz ließ ihn nicht einmal die Schmerzen seiner Wunde fühlen; der Anblick der leeren Wände, der Gedanke an das ausgeplünderte Lager betäubten förmlich seine Sinne.

Und warum das alles? Ein Unrecht war ihm geschehen, ein Unrecht, das zum Himmel um Rache schrie, und Osman wünschte auf das Haupt Ngillas die Rache Allahs herbei.

Mitternacht war gekommen. Totenstille herrschte im Lager; selbst der Wachtposten schlief; denn dieser Gefangene konnte nicht entfliehen.

Osman fühlte, wie er schwächer wurde, wie ein eiskalter Frost über seine Füße kam und höher an dem Körper hinaufstieg. War es die Kühle der Nacht? Eine namenlose Angst erfaßte ihn. Warum war er nur so elend? Und das Gewissen regte sich in ihm. Es fragte ihn unbarmherzig: Bist du immer gerecht gewesen? Hast du nicht so oft die Menschen betrogen? Hast du Meuchelmord und Gift gescheut, um Geld zu erwerben? Hast du nicht den Weißen hinterlistig ermorden wollen? Du hast im Namen Allahs Treue und Glauben geschworen und beides nicht gehalten, hast den Namen Allahs und die Lehren des Propheten geschändet. Erkenne, wie schlecht

du gewesen bist! Willst du dich selbst belügen? Allah ist allwissend; er hat Tag und Nacht in deinem Herzen gelesen, bis seine Barmherzigkeit ein Ende erreichte und er seinen Zorn über den Missetäter ergehen ließ. Klage nicht, sondern flehe um Erbarmen; denn was du erlitten hast, das ist Gottes Strafgericht.

Und Osman schauerte zusammen, und seine kalten Lippen begannen die Gebete der Sterbenden zu murmeln.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als die Sonne am nächsten Morgen über das Land der Wute aufging, trat der Wachtposten in das leere Gemach Osmans und wollte ihm etwas Durrabier als Morgentrunk reichen.

„Osman!" rief er; aber von der Lagerstätte des Verwundeten kam keine Antwort.

„Osman!" rief der Wächter zum zweiten Male und faßte den Kranken bei der Hand. Er erschrak; denn sie war eisig kalt.

In dem fensterlosen Gemache war es so dunkel; der Soldat Ngillas beugte sich über das Lager — da blickte er in zwei starre, gebrochene Augen. Er drückte diese Augen nicht zu, warf kein Tuch über das elende Haupt; hinaus zum Lagertore schritt er, um dem Herrn der Wute zu melden: „Osman ben Fodio ist gestorben!"

* * *

Sultan Ngilla fühlte sich außerordentlich wohl. Sein Appetit war ausgezeichnet, trübe Gedanken beschlichen ihn nicht mehr; er hatte soviel zu tun; er mußte die Ballen der Haussa öffnen, um nachzusehen, was darin war. Der schlaue Osman hatte ihm von vielen Herrlichkeiten nichts gesagt. Vermutlich hatte er damit andere Raub-

fürsten des Grenzgebietes beglücken wollen! Aber das Schicksal hatte es anders gewollt!

Sultan Ngilla war geradezu ausgelassen vor Freude, und eines Tages sagte er zu seiner Lieblingstochter Mku:

„Schau, wie gesund ich geworden bin, über alle Maßen gesund! Und freue dich, mein Kind, die Zeit ist gekommen, da du einem Könige von Haussa zur Frau gegeben wirst!“

Ja, das hatte sich der Vater Ngilla recht hübsch ausgedacht. Er wollte die Wegelagerer und Räuber Osmans mit ihren Waren dem Könige von Tibati zur Aburteilung senden und dieser Karawane auch außerordentliche Geschenke von ihm beifügen, und die Krone dieser Geschenke sollte Mku bilden.

Mku war damit einverstanden; nach alter Sitte konnte sie der König von Tibati nicht zurückweisen; und sie hatte alle Hoffnung aufgegeben, unter den Kameruner Hinterwäldlern einen passenden Ritter zu finden.

Es war selbstverständlich, daß Ngilla das Eigentum Osmans mit Amalamu brüderlich teilte. Wer die Wahl hat, der hat auch die Qual, und der gute Ngilla brauchte Tage, bis er mit der Teilung fertig war. Die Zahl der Ballen, die nach Tibati wanderten, war zum Erstaunen der Haussa dieselbe, nur als sie die Lasten aufnahmen, um unter Nandukus Aufsicht den Weg anzutreten, schienen sie ihnen federleicht zu sein.

Ngilla schaute der Karawane mit vergnügtem Lächeln nach; dann glitten seine Finger über das Armband und die Ringe an der Linken, alles saß fest wie früher. Ngilla war wieder der alte Sultan der Wute und ist es auch geblieben bis auf den heutigen Tag. In seinem Reiche haben die Weißen noch nicht zu befehlen.



XI.
In der Stadt des Weißen.

Flüchtige Gäste sind die Weißen im innersten Afrika, und so rüstete sich auch Ntangani Bita im Jaundelande zur Heimkehr.

Nkole hatte sich indessen von seiner Wunde so ziemlich erholt; ganz gesund war er allerdings nicht, und eine gewisse Schwäche sollte er für sein ganzes Leben behalten. Zu schweren Arbeiten war er nicht mehr tauglich, und doch schloß er sich Ntangani Bita auf dem Rückmarsche zur Küste an.

Mutter Enda wollte ihre Kinder vereint sehen, wollte Nkole der Frau Hauptmann in Kamerun zuführen, und Ntangani Bita konnte dem braven Nkole, der für den weißen Krieger sein eigenes Leben eingesetzt hatte, die Bitte nicht abschlagen. Nkole



Das Denkmal des Afrikaforschers Gustav Nachtigal an der Westküste von Afrika. (S. 160.)



marschierte in der Karawane, aber mit der Vergünstigung, daß er kein Gepäck zu tragen brauchte. Die Mutter und sein Stiefvater zogen gleichfalls nach Kamerun, der Hauptstadt der Weißen.

Da lernte Nkole — wir müssen ihn jetzt so nennen, denn den Sklavennamen Ali hält er für eine Beleidigung — den düstern Urwald an der Küste kennen, erblickte das große Wasser, das unendliche Meer, das ihm unfaßbar erschien. Er sah an der Küste ein neues Dorf der Weißen, die Kribistation am Meere, in welcher Handel getrieben wurde und welche auch Pflanzungen aufwies. Hier brandete das Meer gewaltiger als die Fälle des Sannaga. Nkole bestieg auch ein großes Schiff, eins jener Wunderschiffe, die vom ‚Feuer' getrieben werden, und auf ihm dampfte er an der Mündung eines großen Stromes vorüber, der, wie man ihm sagte, sein Sannaga war, weiter nordwärts nach der Hauptniederlassung der Weißen in diesen Gebieten, nach den Kamerunstädten.

Wie hatte sich Kamerun in den wenigen Jahren, da es unter der deutschen Verwaltung stand, gehoben! Die viereckigen Hütten der Eingeborenen waren noch da; aber die Weißen wohnten in Palästen, die anmutiger waren als die Häuser der Haussakönige. Es waren dies aus Holz gebaute, aber mit eisernen Wellblechdächern gedeckte, villenartige Häuser, mit Veranden und Fenstern versehen.

Als Nkole ans Land stieg, da lernte er hier ein anderes Negervolk, die Dualla, kennen, welche die eigentlichen Einwohner von Kamerun sind, aber er begegnete auch Haussaleuten, die im Dienste der Weißen standen, ferner Negern von der Guineaküste, die ihm ganz fremdartig er-

schienen, sie alle hatte hier der Handel zusammengeführt. Hier erfuhr er, daß die Weißen auch in verschiedene Stämme zerfallen, daß sein Ntangani Bita, der hier anders genannt wurde, ein Deutscher war, und außer der schwarz-weiß-roten Flagge lernte er auch die anderer Völker kennen, aber er freute sich, daß die Flagge seines Herrn hier die gebietende war.

Ntangani Bita führte den staunenden Nkole zu der Joßplatte hinauf; dort erhob sich das feste, luftig gebaute, ringsum mit breiten Veranden versehene Gebäude des Statthalters. Nkole konnte sich nicht genug satt schauen.

„Kano kann kein so schönes Haus aufweisen!" rief er entzückt. „Dort ist alles so eng. Hier dieser schöne Garten ist ebenso frisch und herrlich wie die Baumgruppen in unserer Savanne."

Dann blieb sein Auge auf einem Obelisken haften, der in der Nähe einer Palmengruppe stand. Ntangani Bita führte den jungen Neger dorthin.

„So ehren die Weißen ihre großen Männer," sprach er, „solche Denkmäler errichten sie ihnen, wenn sie gestorben sind, damit das Andenken an ihre Taten in der Nachwelt nicht erlischt. Der Mann, dessen Antlitz du am Fuße des Steines abgebildet siehst, hieß Gustav Nachtigal; er hat einen großen Teil von Afrika erforscht. Seine Gebeine ruhen hier an der Westküste, aber er ging einst, vom Norden kommend, quer durch die große Wüste, besuchte die Reiche Bornu, Wadaï und Darfor, von denen du gehört hast und die hinter den Haussastaaten liegen, und kam über den Nil in seine Heimat zurück. Das ist einer der Männer, die uns in unserm Vaterlande gesagt

haben: Gehet hin in das Land der Schwarzen und beschützet die Schwachen vor den grausamen und herzlosen Sklavenjägern!"

Nkole fiel auf die Knie vor dem Denkmale und betete den großen Unbekannten wie eine Gottheit an.

Ja, wie gut diese Weißen waren, das lernte Nkole im Laufe der Zeit immer mehr kennen. Zusammen mit Ntangani Bita besuchte er den Ort, an welchem die schwarzen Kinder in den Künsten der Weißen unterrichtet wurden. Das Schulhaus von Kamerun ist im Schweizerstile aufgebaut und von weither drang aus ihm von Kinderstimmen gesungen ein Lied, das Nkole nicht verstand, das Ntangani Bita aber sehr wohl kannte: „Hinaus in die Ferne, mit lautem Hörnerklang." Durch eine Tür trat man in einen großen, hohen Raum. Warum lachte nur Ntangani Bita so herzlich? Ja, für den Europäer war das Leben, das sich hier abspielte, recht drollig.

Auf dem Mittelgange zwischen den beiden Reihen der Schulbänke marschierte eine kleine Negerschar von 40—50 Knaben, an der Spitze derselben der Lehrer Flad, im Tritt auf und ab und sang im Takte dazu Vaterlandslieder. In einer Ecke stand der alte Bell, einer der ‚Könige' von Kamerun, und begleitete den Gesang mit Händeklatschen. Bald ertönte das ‚Halt' des Lehrers und ‚Setzen', worauf ein jeder der kleinen Krausköpfe seinen Platz in den Bänken einnahm. Die Schüler machten nun Lese-, Schreib- und Rechenübungen. Nkole verstand nichts von den Geheimnissen, aber Ntangani Bitas Gesicht strahlte vor Freude. Seine, des weißen Kriegers, Aufgabe war ja, Bahn in ferne unbekannte Länder zu brechen, das wahre Eroberungswerk des dunkeln Welt-

teils vollendete hier der deutsche Lehrer im Vereine mit den Missionaren.

* *
*

Mutter Enda war herzlich froh, daß sie ihre Kinder beisammen hatte, aber sie mußte mit ihrem Gemahle wieder in die elefantenreichen Waldungen der Jaunde zurückziehen.

„Kommst du mit, Nkole?“ fragte sie ihren Sohn.

Dieser aber seufzte. Das Kameruner Leben hatte ihn gefesselt. Er hätte hier über alles im Leben gern bleiben mögen. Und siehe da, der gute Ntangani Bita schien seine geheimen Wünsche zu erraten; denn eines Tages rief er den Burschen heran und sprach zu ihm:

„Nun hast du die Wunder von Kamerun gesehen, willst du jetzt zurück in dein Toniland?“

Nkole schwieg.

„Es gefällt dir hier?“ fragte der weiße Krieger.

Nkole nickte.

„Aber ohne jede Beschäftigung dich herumtreiben, das darfst du hier nicht. Sieh, bei uns muß jeder Mensch arbeiten. Freilich nicht als Sklave, sondern nach eigner Wahl. Willst du arbeiten?“

„In Kamerun mein Leben lang!“ erwiderte Nkole.

„Da will ich dir Vorschläge machen. Komm mit!“

Ntangani Bita führte den Tonimann vor das Dorf und zeigte ihm eine Ziegelei.

„Schau',“ sagte er, „aus dem Lehm werden hier harte Steine gemacht, aus denen man Häuser baut, wie der schöne Palast des Statthalters. Willst du hier solche Steine machen? Anfangs wirst du lernen müssen,

später aber, wenn du dich gut aufführst, kannst du ein Aufseher oder Meister werden. Gefällt dir das?"

Nkole nickte.

„Oder," fuhr Ntangani Bita fort, indem sie weiterschritten, „du kannst ja gut schießen. Willst du als Elefantenjäger in den Wäldern umherschweifen; ich kann dir eine solche Stellung verschaffen. Aber bedenke, daß deine Brust durch den Schuß schwach geworden ist!"

„Das ja, Herr," erwiderte Nkole, „und außerdem haben mir die Flinten niemals frohe Stunden gebracht; ich freue mich heute nur über einen Schuß, den ich in die Luft abgegeben habe. Sie wissen es Herr — das war der am Sannaga. Wenn's nötig sein sollte, will ich wieder schießen, aber eine besondere Lust dazu habe ich nicht. Ich will nicht darauf stolz sein, was ich von meinen Feinden, den Sklavenjägern, gelernt habe!"

Ntangani Bita lächelte.

„Schön, Junge," sagte er, „gehen wir weiter; ich glaube, ich kenne etwas, das dir gefallen wird."

Sie gingen lange, bis sie in ein schönes, vor Winden geschütztes Tal kamen. Dort lag ein Haus der Weißen, und einige Hütten der Neger erhoben sich. Ringsum dieselben befand sich aber eine Pflanzung von schönen Bäumchen, die mit rötlichen Blüten, die aus dem Stamme und den dickern Ästen hervorschauten, und zugleich mit gurkenähnlichen Früchten bedeckt waren.

Die Pflanzung war herrlich anzuschauen.

„Kennst du diese Bäume?" fragte Ntangani Bita.

Nkole schüttelte mit dem Kopfe. „Nein, Herr," erwiderte er, „bei uns wachsen sie nicht!"

„Ja, wir haben den Samen auch von weit hergebracht,"

belehrte ihn Ntangani Bita. „Jenseit des großen Wassers, im Weltteile Amerika ist die Heimat dieses Baumes. Aber warte nur!"

Ntangani Bita zog eine kleine Blechbüchse aus der Tasche hervor, öffnete sie und gab Nkole ein Stück Schokolade.

„Koste einmal das Ding, das hast du in deinem Leben noch nicht gegessen. Wie schmeckt es dir, Junge?"

Nkole war entzückt.

„Siehst du, mein Sohn," fuhr Ntangani Bita fort, „in den gurkenartigen Früchten dieser Bäume stecken Bohnen, und aus den Bohnen wissen meine Landsleute in der Heimat diese köstliche braune Masse zu bereiten, aus welcher bei uns ein wohlschmeckendes Getränk gekocht wird. Willst du hier bleiben und solche Bäume pflanzen, hegen und pflegen? Ihr sendet uns die Bohnen nach Deutschland, und wir werden euch dafür nicht nur diese süße braune Masse, sondern auch Zeuge zum Kleiden, Messer zum Schneiden und allerlei andere nützliche Dinge schicken. Würdest du hier in dieser Kakaopflanzung gern arbeiten?"

„Herr," sagte Nkole, „das ist eine schöne, friedliche Arbeit. Hier will ich bleiben!"

„So komm, mein Sohn," sprach Ntangani Bita, „ich will mit dem Herrn der Pflanzung sprechen."

Leute, die wirklich arbeiten wollen, finden stets Arbeit, und so war auch Nkole bald auf der Kakaopflanzung angestellt.

In einigen Tagen aber mußte er Abschied nehmen von Menschen, die ihm lieb und teuer waren. Mutter Enda folgte ihrem Manne in das Jaundeland.

Auch Ntangani Bita schiffte sich ein. Er dampfte in das eigentliche Land der Weißen zurück, aber er sprach zu Nkole:

„Auf Wiedersehen, mein Sohn! Halte dich brav! Sei fleißig, dann wirst du vorwärts kommen. Spare an deinem Lohne, damit du dir später auch einmal einen solchen Kakaogarten anlegen und als ein selbständiger Pflanzer in den schönen Tälern des Kamerunberges leben kannst. Auf Wiedersehen! Ich werde wiederkommen. Du weißt ja, daß an den Grenzen Adamauas noch viel zu tun ist. Die Völker sind dort noch wild, und die Toni und Jaunde brauchen noch ihren Vater!"

Nkole nahm von Ntangani Bita Abschied, und er war tief gerührt, als ob wirklich sein Vater abreiste. Osman hatte ihn mit Reichtümern der Haussa überschüttet, hatte ihn gleichfalls seinen Sohn genannt, aber Nkole hatte gegen den Haussa niemals eine wahre Liebe empfunden, der weiße Mann war nicht so freigebig, und doch hing Nkole an ihm mit allen Fasern seines Herzens; denn der Weiße ließ ihm seine Freiheit, verlangte nichts Unrechtes von ihm, und wie der strenge, aber liebevolle Vater zeigte er ihm den Weg, der zum Glücke führt, lehrte ihn den hohen Wert der Arbeit schätzen.

So stimmte denn Nkole mit vollem Herzen ein in den Ruf, der bei der Abfahrt des weißen Kriegers aus hundert Kehlen erscholl: „Hoch Kamerun! Hoch Ntangani Bita!"

XII.

Schlußwort.

Meine Leser haben ein Stück afrikanischer Geschichte aus der jüngsten Vergangenheit kennen gelernt. Sie haben im Geiste die Hauptniederlassung der Deutschen in Kamerun und ihre äußersten Posten im Hinterlande der Kolonie besucht. Welch ein Unterschied! An der Meeresküste gibt es friedliche Zustände: Hier blüht der Handel; in den Pflanzungen reifen die herrlichsten Früchte! Negerbuben gehen in die Schule, und die Missionskirchen haben vielfach die Hütten der Nganga verdrängt; in der Stadt der Weißen wird keine Nkasarinde getrunken, werden keine Hexen verbrannt! Und doch rötete sich auch am Kamerunflusse vor nicht langer Zeit der Himmel von den Flammen der Scheiterhaufen, die der finstere Aberglauben entzündet hatte! Und wir dürfen nicht vergessen, daß erst im Juli 1884 Gustav Nachtigal an der Mündung dieses Stromes die deutsche Flagge gehißt hat. Kaum ein Jahrzehnt ist verflossen, und wir können bereits auf solche Erfolge zurückblicken. Fürwahr, wir können stolz sein auf unsere Kolonie Kamerun.

In ihrem Hinterlande da geht es allerdings noch bunt zu; da wohnen wilde Völker nebeneinander, und da

hausen noch die Sklavenjäger. Aber auch jenseit des dunkeln Urwaldes sind deutsche Männer tätig, um den Menschenrechten Achtung zu verschaffen und den Samen der Kultur auszustreuen. Einen dieser Männer, den tapfern Ntangani Bita, haben wir unsern jungen Lesern vorgeführt, und wir können sagen, daß er keine Märchengestalt ist.

Wer afrikanische Reisewerke aus der neuesten Zeit zur Hand nimmt und die Expeditionen zur Erforschung des Hinterlandes von Kamerun studiert, dem werden die Namen Kund, Tappenbeck, Zinntgraf und vor allem Kurt Morgen entgegenleuchten, und der wird auch wissen, daß auf der Jaundestation und bei Ngilla ein hochverdienter deutscher Afrikaforscher gewirkt hat, der von den Eingeborenen „Ntangani Bita" genannt wird.



Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

3 - 11 -

